



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Österreichisches
Jahrbuch.

Für den österreichischen Volkschriften-Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

*Austriacus sum, Ausonii nihil a me
alienum puto.*

Gamersburg Hall 1846.

Beunzehnter Jahrgang.

Wien, 1895.

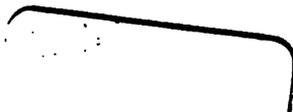
Verlag des österreichischen Volkschriften-Vereins.

Kanzlei: I. Salvatorstraße 12.

In Commission bei Kubassa & Voigl.









.

..
..
..

.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 10 1988

DB17

04

v. 19



Nicolaus von Jacquin.

Von Marie v. Plajer.

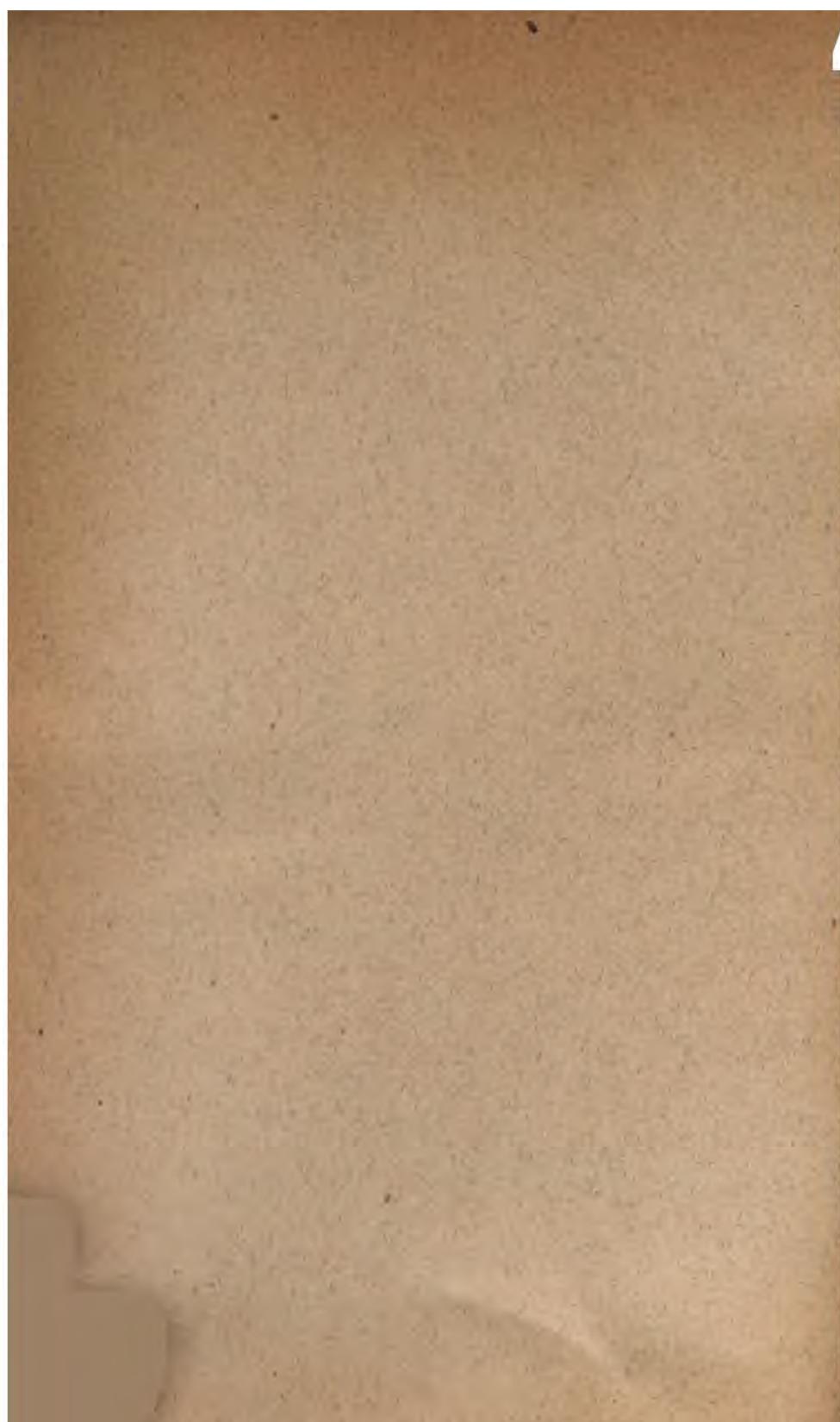
I.

Ein österreichischer Weltreisender.

Ghe noch die zwei Götterbäume (Eilanthus), die ersten welche Europa gesehen, dem Schicksale ihres Gleichen anheimfallen, ehe noch alle Erinnerungen an jene Zeit untergehen, in welcher der botanische Garten am Rennweg, der ehemalige „holländische“ Garten in Schönbrunn, das kais. Naturalien-Cabinet am Joseph-Platz in Wien, mustergiltig für Europa waren, sei des Mannes nochmals gedacht, der den heutigen viel bewunderterten Museen mit ihren Varietäten an Seltenheiten die Unterlage schuf. Die Museen und öffentlichen Gärten Wiens blühen empor und wetteifern mit denen anderer Kaiserstaaten an Reichhaltigkeit. Ein Rückblick in frühere Verhältnisse wird uns aber gerecht gegen den sein lassen, dessen beschwerliche Reise durch ihren Erfolg Österreich den ersten Platz erringen half.

* * *

Es war am 31. October des Jahres 1848 um 3 Uhr Nachmittag, also bald nach dem Beginne des Bombardement in Wien, als eine zwölfpfündige Kanonenkugel in die Naturalwohnung des Hofrathes Karl Ritter v. Schreibers flog und mannigfache Verwüstungen anrichtete. Das Geschosß war von der Laimgrube über den Kaisergarten und die Bastei durch ein Fenster eingedrungen, hatte ein vier Klafter breites Zimmer passirt, die Hauptmauer durchbrochen, ein zweites drei



Österreichisches
Jahrbuch.

Für den österreichischen Volksschriften - Verein

herausgegeben und geleitet

von

Frhr. v. Helfert.

*Austriacus sum, Austriae nihil a me
alienum puto.*
Sammer - Burgstall 1846.

Wunzehnter Jahrgang.

Wien, 1895.

Verlag des österreichischen Volksschriften - Vereines.

Kapitel: I. Salvatorgasse 12.

In Commission bei Kubassa & Voigt.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
SERIES
FEB 19 1968

4
0.17



Nicolaus von Jacquin.

Von Marie v. Playér.

--

I.

Ein österreichischer Weltreisender.

Che noch die zwei Götterbäume (Eilanthus), die ersten welche Europa gesehen, dem Schicksale ihres Gleichen anheimfallen, ehe noch alle Erinnerungen an jene Zeit untergehen, in welcher der botanische Garten am Rennweg, der ehemalige „holländische“ Garten in Schönbrunn, das kais. Naturalien-Cabinet am Joseph-Platz in Wien, mustergiltig für Europa waren, sei des Mannes nochmals gedacht, der den heutigen viel bewunderten Museen mit ihren Varietäten an Seltenheiten die Unterlage schuf. Die Museen und öffentlichen Gärten Wiens blühen empor und wetteifern mit denen anderer Kaiserstaaten an Reichhaltigkeit. Ein Rückblick in frühere Verhältnisse wird uns aber gerecht gegen den sein lassen, dessen beschwerliche Reise durch ihren Erfolg Oesterreich den ersten Platz erringen half.

* * *

Es war am 31. October des Jahres 1818 um 3 Uhr Nachmittag, also bald nach dem Beginne des Bombardement in Wien, als eine zwölfpfündige Kanonenkugel in die Naturalwohnung des Hofrathes Karl Ritter v. Schreibers flog und mannigfache Verwüstungen anrichtete. Das Geschöß war von der Laingrube über den Kaisergarten und die Bastei durch ein Fenster eingedrungen, hatte ein vier Klafter breites Zimmer passirt, die Hauptmauer durchbrochen, ein zweites drei

Klafter breites Zimmer ebenfalls passirt, die Zwischenmauer durchgeschlagen und war endlich im dritten Zimmer niedergefallen, wo es die wohlgefüllten Schränke förmlich zerichmetterte. Brandraketen und Granaten schlugen in den drei Etagen hohen ganz angefüllten Bodenraum und steckten alles in Brand; auch die Dachungen der angrenzenden Gebäude, des östlichen Flügels der Hof-Bibliothek, der Augustiner-Kirche und des Klosters wurden arg mitgenommen. Die auf den Bodenräumen postirten Wach- und Feuerleute wurden von den einfallenden Geschossen vertrieben; auch hätten ihre Kräfte nicht genügt dem Feuer Einhalt zu thun und den Einsturz des Gebäudes zu verhindern.

Die Wohnung des Hofrathes v. Schreibers war im dritten Stockwerke über dem Naturalien-Cabinete am Joseph-Platz gelegen. Seit 42 Jahren hatte er sie bewohnt und die Früchte seines vieljährigen Forschungsfleißes darin aufbewahrt gehabt und nun waren diese, so wie seine eigenen Habseligkeiten der Vernichtung ausgesetzt und keine genügende Hilfe zur Hand dieselben auch nur theilweise zu retten. Mit Mühe waren seine Frau und seine kranke Tochter in Sicherheit bei Freunden untergebracht worden. Außer der braven Magd und zwei jungen Beamten waren alle Kräfte zu der Zeit in der inneren Stadt verblieben. Die behaglichen Räume waren ausgebrannt, öde und leer starrten die geschwärzten Mauern dem zweiundsiebenzigjährigen Greise entgegen, Schutt und Asche bezeichneten die Wege des Vernichtungselementes. Eine kleine Handtasche mit dem allerwichtigsten hatte der alte Herr bei Zeiten in Gewahrjam gebracht; einige Pakete mit Schriften und Briefen, welche die Flammen gebräunt, aber nicht verzehrt hatten, waren alles was von dem wohlbestellten Hauje erhalten blieb. Die werthvolle Bibliothek von 5000 Bänden, 60 Gemälde, worunter bedeutende Kunstwerke und zwei lebensgroße Portraits der Gebrüder Jacquin zu Leyden¹⁾, dann 6000 Autographen, Familienschriften, Manuscripte,

¹⁾ Auf besonderen Wunsch des k. k. Majors Nicolaus von Lagusius, geb. 1793, gest. 1869, der als Enkel des berühmten Naturforschers Freiherrn Nic. von Jacquin ein lebhaftes Interesse für Familien-Portraits hatte, wurde zu Anfang der vierziger Jahre von einer ihm befreundeten Comtesse Wiczet das eine dieser lebensgroßen Bildnisse der Jacquin de Bétencourt als Brustbildchen copirt, welches sich im Besitze einer Urenkelin Jacquin's (Frä. Flora von Lagusius) befindet. Nach diesem Bildchen wurde die Wiedergabe der beiden Jacquin's in Brustbildchen durch den als anerkannt sehr geschickten Amateur-Miniatur-Maler Herrn Prof. Emil Moser in Grätz versucht und so überraschend glücklich durchgeführt, so daß die vor-

Zeichnungen, werthvolle Correspondenzen hoher Persönlichkeiten, Documente, Amts- und Cabinets-Akten, Decrete, Diplome, Actate, Excerpte, welche insgesammt in mehr als 100 Portefeuilles in großen Wand-schränken eingereiht waren, hatten die Flammen verzehrt. Möbel, Kleider, Wäsche, Antiquitäten und Familien-Andenken, baares Geld und Münzsorten gewöhnlicher und seltenster Art waren vernichtet und auch nicht einmal eine Spur davon im Schutt aufzufinden gewesen.

Es erging zwar an alle jene, welche durch die Beschiczung Schaden erlitten hatten, die Aufforderung denselben zu beziffern, aber jeder kannte die schlimme Finanzlage jener Zeit zu gut, um auf wirklichen Erjaz rechnen zu dürfen. Hofrath v. Schreibers meldete sich erst nach Jahresfrist, als er annehmen konnte, alle jene seien befriedigt worden, die noch empfindlichere Verluste in ihrer geringen Stellung erlitten hatten. Ein seltener Zug von edler Herzensgüte ipricht aus den Worten: „Nicht das Glück allein, sondern auch Verlust und Leid sollen die Hochgestellten mit den Geringeren theilen!“

Unter den Papieren die erhalten blieben befindet sich der ehrende Nekrolog, den A. Fr. Graf Marschall dem Hofrath widmete. Geboren den 15. August 1775 starb diejer am 21. Mai 1852 nachdem er gefinnungstreu 46 Jahre in Österreich gedient hatte. Die Familie Schreibers stammte aus Westphalen: Franz von Schreibers der Vater des Hofrathes verjah aber schon die Stelle eines Hof-Secretärs in Wien. Mit diesem wurde der berühmte Botaniker Nicolaus von Jacquin auf einem Spaziergange befannt, als er sich mit seiner Flöte unterhielt. In das Haus Schreibers eingeführt, befreundete sich Jacquin mit dem jüngeren Joseph Schreibers, der Mediciner war, und trat in verwandtschaftliche Stellung zu demselben. Die älteren Notizen führen uns auf die Reije zurück, welche Nicolaus Freiherr von Jacquin im

erwähnte Enkelin, welche die großen Bilder fast täglich bei ihrem Onkel Hofrath von Schreibers gesehen hatte, die Bildchen als höchst gelungen bezeichnete und eine schriftliche Bestätigung darüber niederlegte. Die Originalbilder wurden wie folgt beschrieben: Der eine Jacquin war blauäugig, war in gelben Sammt gekleidet, hatte eine weiße Alongeperrücke auf und hatte ein echt französisches Gesicht; der zweite Jacquin, der dem erstbeschriebenen in den Grundzügen sehr ähnlich sah, trug eine schwarze Alongeperrücke und eine Kleidung aus dunkelrothem Sammt; sein Teint war der eines Creolen; auf der Oberlippe trug er ein schwarzes Bärtchen, welches ihm einen coquetten Ausdruck verlieh. Die Malerei soll so trefflich gewesen sein, daß die Dargestellten aus den Rahmen zu treten schienen.

Auftrage des Kaiser Franz, Gemahls der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1754 von Wien nach Westindien unternommen hatte. Diese Mittheilungen stammen aus dem Tagebuche Jacquin's, welches er nach seiner Reise schrieb und worin er Anmerkungen über diese nachtrug. Wir ersehen dies aus den Berichten, die sein älterer Sohn Joseph niedergeschrieben hatte¹⁾. Nach diesen noch unveröffentlichten Schriften erzählen wir das folgende.

* * *

Nicolaus von Jacquin reiste, nur von dem früheren Gärtnergehilfen in Schönbrunn van der Schott begleitet, mit dem Eilwagen am 9. December 1754 von Wien nach Triest ab, wo er den 16. December ankam. Am 19. December verließen sie Triest, um mit Extrapost nach Venedig zu gelangen, da eine Fahrt zur See durch die eben herrschenden Stürme unmöglich gemacht wurde. In Venedig schloß sich ihnen Antonio Giorgi an, und sie fuhren mit ihm über Bologna nach Florenz. Ihren Weg dann wieder allein fortsetzend, erreichten sie Pisa und am 1. Januar 1755 Livorno. Der Gouverneur in Livorno Marchese Ginori, an den Jacquin wärmstens empfohlen war, erwies ihm viele Gefälligkeiten und Dienstleistungen und zwar in so humaner und liebenswürdiger Weise, daß, Jacquin einen solchen Empfang nicht genug rühmen zu können glaubte. Der Marchese, welcher ein großer Garten- und Pflanzenliebhaber war, unterhielt mit Jacquin einen lebhaften Briefwechsel, der nach dessen Abreise bis zu Jacquin's Rückkehr fortgesetzt wurde. Zu des letzteren Leidwesen starb Ginori vor einem persönlichen Wiedersehen, und Jacquin benannte aus Dankbarkeit die Pflanzen-Gattung *Ginoria* nach ihm.

Am 21. Januar 1756 schiffte sich Jacquin mit van der Schott und zwei italienischen Vogelstellern auf einem Rauffahrteischiffe nach Marseille ein. Sie waren kaum ausgelaufen als sich ein fürchterlicher Sturm erhob. Der Ungeschicklichkeit des Capitains hatte man es zu verdanken, daß das Schiff gänzlich entmastet wurde. Aller weiteren Leitung unfähig, wurde es vor den Hafen von Toulon getrieben, wo es nach einer achtundvierzigstündigen schrecklichen Fahrt endlich am 22. Januar einbugsiert wurde. Jacquin setzte seine Reise mit der Diligence bis Marseille fort. Dort empfieng er sprechende Beweise

¹⁾ MS. in der Bibliothek des k. k. Botanischen Museums am Rennweg in Wien.

literarischer Schätzung von den berühmtesten Persönlichkeiten. Unter anderem wurde er mit Helvetius vertraut, diesem Heros der Experimental-Wissenschaften, welchen das ganze cultivirte Europa feierte. Helvetius gab sein ganzes Vermögen auf Versuche in Chemie, Physik, für die Unterstützung reisender Literaten hin und lies sich sogar einige Jahre vor seinem Ende einen beschädigten Knochen am Fuße ablösen, damit die Wissenschaft von dem Ergebnisse dieser Operation Vortheil ziehen könnte. Die wissenschaftlichen Ausflüge Jacquin's wurden mit reicher Ausbeute belohnt, die er nach Wien abhandte. Im Garten von Marseille fand er eine neue amerikanische Bignonia, wovon er Exemplare nach Wien und auch an den Marchese Ginori schickte. Am 28. Juni nach St. Pierre de la Martinique gelangt, besuchte er seinen Vetter Jacquin de Bêtemcourt (Bête en cours¹⁾, welcher die Stelle eines Secretärs (Greffier) en chef de l'admiranté verjah. Bei dieser Gelegenheit fiel die scherzhafte Verwechslung vor, daß Nicolaus von Jacquin für den Sohn des Hauses gehalten wurde, der von Paris zurück erwartet wurde und Zwillinge-Ähnlichkeit mit ihm hatte²⁾.

¹⁾ Die Familie Jacquin stammt aus Frankreich, wo der Name nicht ungewöhnlich ist. Unter König Ludwig XIII. von Frankreich wurde einem französischen Prinzen auf einer Eberjagd von einem Jacquin das Leben gerettet. Der Prinz war in höchster Gefahr von einem wilden Eber, der im Anlaufe auf ihn losstürmen wollte, tödtlich verwundet zu werden, als jener Jacquin einen Pfeil auf die Wessie abschoss, der sie zu Boden streckte. Jacquin wurde für diese Lebensrettung in den französischen Adelsstand erhoben. Das Jacquin'sche Familienwappen zeigt einen von einem Pfeil durchbohrten Eberkopf. Der französische Adel fand in Holland keine Geltung, wohin zwei Jacquin's ausgewandert waren, welche später die Holländische Linie und die auf La Martinique gründeten.

²⁾ Nicolaus Jacquin aus Leyden in Holland gebürtig war in Rouen und Paris, wo er seinen Studien oblag, mit dem einzigen Sohne des Jacquin aus La Martinique zusammengetroffen, der gleichfalls sich in Frankreich ausbilden sollte. Die beiden Vettern gewannen sich lieb und sahen sich zum Verwechseln ähnlich. Als Nicolaus Jacquin nach St. Pierre auf La Martinique kam, hielt man ihn für den zu erwartenden Sohn des Hauses; einige liebende Schwestern, lauter hübsche junge Mädchen umringten, umarmten und küßten ihn. Er ließ sich dies gern gefallen — so erzählte er noch in alten Tagen seiner Tochter, Frau Francisca Edlen von Laquais, geb. Freiin von Jacquin — da die Mädchen eben sehr anmuthige junge Geschöpfe waren. Seltsamer Weise merkte auch die Mutter der Mädchen gar nichts von dem Irrthume und sie hatte eine ungemaine große Freude ihren vermeintlichen Sohn wieder zu sehen. Sie führte ihn auch zu einer ehemaligen Kinderwärterin, einer alten häßlichen Mohrin. Um den Vorwürfen der Mutter zu entgehen und einer Liebfosung der treuen aber ihn mit Abscheu erfüllenden Mohrin sich nicht fügen zu müssen, gab sich Jacquin endlich zu erkennen.

Von La Martinique aus besuchte er Port Royal und viele andere Orte und schickte dann am 1. August den ersten Transport von sechs Kisten für die kaiserl. Naturalien-Sammlung auf dem Schiffe „St. Rochus“ unter dem Capitain Le Favre nach Marseille ab. Seine Sendung enthielt 1600 Stück Conchilien, einige Samenarten und die ersten Zuckerrohrstecklinge, welche nach Deutschland gelangten, nebenbei ausländische Münzsorten seltsamster Art.

Das gelbe Fieber (*la maladie de Siam*) herrschte damals so stark in der Umgebung von St. Pierre besonders unter den neu angekommenen Europäern, daß von 15 der Fremden, die mit Jacquin auf dem Schiffe „Folcoits“ ankamen, innerhalb 1½ Jahren 13 gestorben waren. Auch van der Schott und Buonamici (der eine Vogelsteller) wurden davon befallen, aber glücklicherweise gerettet. Das Schiff „L'esperance“ hatte van der Schott mit einem Transport lebender Thiere aufgenommen und segelte am 28. Februar 1756 nach Europa ab. Eine Menge seltener Vögel, ein fliegendes Eichhörnchen aus Missisipi und ein Orso hornigero aus Cumana, 266 lebende Bäume und Sträucher, dann Werkzeuge und Idole der alten Kariben, Zoophiten, Fossilien und wieder Fischarten und Conchilien kamen wohlbehalten in Wien an. Die Vogelsteller waren den 30. Mai 1756 nach St. Eustache vorausgeschickt; ihnen folgte Jacquin am 9. Juni nach, nachdem er am 29. Mai eine Excursion nach der Insel St. Martin gemacht und die Salinen der Simons-Bay besucht hatte. In St. Eustache befiel auch ihn das gelbe Fieber, er wurde aber geheilt. Hier erhielt er einen französischen Brief von seinem Vetter Jacquin de Bêtemcourt, der sich scherzweise „Cousin-père l'archisago“ nennt, aus St. Pierre de La Martinique. Dieser väterliche Vetter rühmt in den edelsten Ausdrücken Jacquin's Offenherzigkeit, seine Schönheit in Gestalt und Charakter und besonders noch, daß sich bei ihm nicht die geringste Spur von Eigenliebe geltend mache. Die rücksichtsvolle Haltung, die er gegenüber einer Mme. de Bejzon bewahrt habe, welche über seine Abreise in tiefe Schwermuth verfallen war, ist nachdrücklich betont. Jacquin scheint überhaupt den Damen auf La Martinique einen ungewöhnlichen Eindruck gemacht zu haben. Die Cousinen sehnen sich ihren Vetter wieder zu umarmen und können seine Wiederkehr kaum erwarten, und die *cousine-mère* ist voll der mütterlichen Sorge für ihn und rath ihm, recht viel neue Wäschstücke

mitzubringen, denn die Hitze verlange unbarmherzig vielen Wechsel. Dieser Brief trägt auf seinem rothen Siegellack den sehr scharf gezeichneten Kopf eines Römers, daß man an Portrait-Ähnlichkeit glauben könnte.

Den 12. August wurde Giovanni Buonamici mit einem Transport nach Livorno abgesandt. Unter vielen anderen Merkwürdigkeiten befanden sich vier fliegende Eichhörnchen und 43 verschiedene seltene Vogelarten. Unter den Pflanzen waren diesmal viele Ananas-Varietäten, die Kaiser Franz besonders verlangt hatte. Jacquin selbst schiffte sich mit dem zweiten Vogelsteller Francesco Barulli auf einem holländischen Schiffe nach Guadeloupe ein, wurde aber von einem englischen Schiffe gekapert und nach der Insel St. Christoph geführt, von wo er erst am 24. August wieder nach St. Eustache zurückkehren konnte. Nun wollte er am 31. October von St. Eustache nach La Martinique fahren; das Schiff, worauf er sich befand, wurde jedoch abermals von den Engländern gekapert und nach Montferrat gesteuert und konnte erst am 4. November nach St. Pierre und am 9. November auf einem Schoner (damals Galetta genannt) nach La Martinique gelangen. Geschäftsbriefe des Bürgermeisters Deutz aus Amsterdam berichten, daß Jacquin von La Martinique und aus anderen Orten Naturfaltenheiten an ihn zur Weiterbeförderung nach Wien in Kisten sandte und eine große Kiste am 12. November 1756 nach Europa abgegangen war. Ein Besuch auf der Insel Curaçao am 4. Februar 1757 sowie mehrere Fahrten in Indianer-Booten nach der Bay St. Anna und weiterhin lohnten die Beschwerden, die damit verbunden waren. Jacquin „cousin-fils“ schrieb ihm von La Martinique aus am 7. Februar 1757, wie sehr sich alle freuten, ihn vor der Rückreise nach Europa wieder zu sehen. Die Cousinen sind über seine lange Abwesenheit untröstlich, besonders die eine kann den holländischen Wetter nicht vergessen und spricht immer davon, was sie alles sagen, was für Spitzbübereien sie ausführen würde, wenn er im Hause wäre. Die Zuneigung für Jacquin erstreckt sich bis auf die „weißen Klosterväter“, obgleich sich der Père Berare nicht entschließen kann, eine Thierfaltenheit, die er besitzt, seinem geliebten Freunde Jacquin für Wien zu überlassen. „Heile mit den sanften süßen Tönen Deiner Flöte alle die Wunden, welche Deine Abreise verursacht hat“, ruft zum Schluß des Briefes der Wetter aus.

Am 15. Mai ging eine zweite Kiste nach Amsterdam an den Bürgermeister Wilhelm Gideon Deutz mit dem Schiffe „La demoiselle Jeanne“ ab und am 20. Mai ein großer Transport von 16 Kisten unter der Aufsicht eines Herrn Liz aus Bejaçon. Diese Sendung enthielt unter vielem andern ein sehr zierlich gearbeitetes Rhinoceroshorn, welches Jacquin von dem Dominicaner Le Vasse um 93 Piaſter gekauft hatte. Ferner indiſche Münzen, einen Ast von einer Achras Sapota mit einem ganz aus Blüthen gefertigten Colibri-Neste, worin die Vogelmutter ſammt ihren Jungen und dem in Geſtalt etwas abweichenden Männchen befindlich waren. Weiters 67 Vögel zum Theil mit ihren Nestern, Schlangenhäute und Zwiebelgewächſe 2c. 2c. Ausflüge nach Curo und Puerto real de la Vega lieferten eine gute Ausbeute für den Botaniker, beſonders waren die Funde im dortigen Gebirge ergiebig geweſen. Nach Verlauf von zwei Monaten kehrte er nach Curaçao zurück und ſendete am 5. Auguſt eine Kiste mit dem Schiffe „Le Jean“ an Deutz für Wien. Diese Ladung enthielt nebst andern Gegenständen Münzen, Magnetſteine von S. Domingo und die erſten Exemplare von Platina „Juan blanco“ genannt, die nach Öſterreich gekommen ſind, dann rohe Amethyſte und Smaragde aus den älteſten verlaſſenen Smaragdgruben von Sornondoco in Neu-Granada, Amazonſtein, Kupfererz von Havana, ferner eine getrocknete über zwei Schuh lange Remoja, viele Pfeile und andere Geräthſchaften der Wilden und ſchließlich 43 ſehr ſeltene Samengattungen. Von 25. Auguſt 1757 bis 4. Jänner 1758 weilte Jacquin in S. Domingo und begab ſich dann auf einem Parlaſmentair nach Jamaica.

Am 5. Jannar 1758 wurden ſie von einer kleinen englischen Flotte angehalten. Den 7. Jannar ſtießen ſie auf einen englischen Corſaren, ſpäter gar auf vier englische Corſaren-Schiffe aus New-York. Es kam nun eine Menge feindlicher Mannſchaft an Bord und plünderte ſie ganz aus, ſo daß ſie kaum etwas retten konnten. Jacquin büßte außer andern Habſeligkeiten mehrere Bücher und ſein ſehr genau geführtes Reiſejournal ein, was als großer Verluſt zu betrachten iſt. Nur einige Rechnungen und Briefe konnte er verbergen. Nächtlicher Weile wurden wiederholte Plünderungs-Verſuche gemacht, die indeß durch die ſtrenge Wachſamkeit der auf Jacquin's Veranlaſſung aufgeſtellten Patrouillen vereitelt wurden. Nach zwei Tagen ſteuerten die Corſaren wieder davon und erlaubten auch den „Brüden“ wieder weiter zu gehen. Abends des

folgenden Tages landete man in Port au Prince, wo das Schiff, auf dem Jacquin sich befand, Kriegsgefangene aufnehmen sollte. Jacquin, obgleich sehr erschöpft, besuchte im Hafen die kleinen Inseln Bonnes terres um Mineralien zu sammeln, und da sich keine Gelegenheit fand nach einer spanischen Besetzung zu segeln, schiffte er sich am 17. wieder auf dem nämlichen Parlamentair ein, um Jamaica zu erreichen. Am 18. Januar 1758 landeten sie auf der Rhede von Lesgane, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, welche ihnen durch die Seeräuber gänzlich genommen worden waren und die sie in Port au Prince nicht erhalten konnten. Am 19. Morgens, gegenüber von Petit Grave auf S. Domingo hatten sie das Unglück wieder drei Seeräuberschiffen zu begegnen. Die Piraten kamen wieder an Bord und übten ihre alte Kunst, nahmen die Lebensmittel weg und lockten die Kriegsgefangenen zu sich hinüber. Dann ließen sie in den Hafen von Port Royal auf Jamaica ein. Es wurde dem Schiffe, worauf sich Jacquin befand, zugestanden auf festes Land zu steuern zu dürfen, von wo aus sich der Botaniker nach Kingston begab. Zu Anfang Februar 1758 unternahm er einen Ausflug nach Spanishtown und machte bei der Rückfahrt durch das Brechen einer Wagenachse des zweirädrigen Gefährtes einen Fall, der ihm hätte das Leben kosten können; der Neger, welcher das Amt des Kutjchens versah, trug ein gelähmtes Bein davon.

Jacquin durchforschte die Gegend und mußte sich dann auf einer Brigantine einschiffen, welche der Besitzer Handelsmann Wead voll Neger-Sklaven nach Cartagena sandte. Sie wurden von einer Galeotte und von einer 24 Kanonen starken Fregatte bis Bocha chica escortirt, wo sie am 27. März einliefen und die Nacht vor Anker lagen. Diese Seereise war eine der mühseligsten und beschwerlichsten im ganzen Laufe seiner Fahrten. Auf den beiden kleinen Schiffen befanden sich über 600 Seelen, die auf der Brigantine frisch von Africa angekommen waren; 60 junge Negerinnen lagen in der Kajüte aneinander gepreßt. Die Passagiere mußten daher im schlechten Wetter Tag und Nacht auf dem Verdeck bleiben und die rohste Behandlung dieser unglücklichen Opfer durch den Capitain mit ansehen. Nebenbei waren die beiden Schiffe so leak, daß alle in Lebensgefahr schwebten, wie denn wirklich die Brigantine bei ihrer Rückfahrt zu Grunde ging.

Nachdem noch von Cartagena aus viele Ausflüge tiefer in das Land gemacht worden waren, war Jacquin auf die Rückfahrt nach Europa

bedacht; allein obgleich um diese Zeit ein Paar Schiffe nach Cadix abgingen, konnte er diese Gelegenheit doch nicht benützen, selbst wenn er sich über den hohen Preis von 500 Louisd'or hinweggesetzt hätte, denn keines der Schiffe wollte seine vielen lebenden Thiere mitnehmen. In dieser fatalen Lage hätte er sich beinahe von dem rohen Capitain des Herrn Wead überreden lassen auf derselben Brigantine nach Jamaica zurückzukehren, auf welcher er eine so üble Herfahrt überstanden hatte. Der Gouverneur Don Diego Tobojes warnte ihn aber rechtzeitig vor dem entarteten Capitain, der in seinem patriotischen Fanatismus sich vorgenommen hatte, die neuerdings angemeldeten Passagiere über Bord zu werfen und besonders den damals der politischen Verhältnisse mit England wegen verhaßten Österreichern seinen Groll entgelten zu lassen. Kaum war die Brigantine außer Treffweite der Kanonen von Rocha Chica, als der Capitain sein Vorhaben an zwei spanischen Soldaten und zwölf königlichen schwarzen Bootsmännern auszuführen verjuchte. Die Angegriffenen wehrten sich aber so tapfer gegen die dreißig Köpfe starke englische Mannschaft, daß diese, als der Capitain sein unmenschliches Vorhaben mit dem Leben bezahlt hatte, sich ergab. Leider währte die Genugthuung, welche sich die vierzehn Mann errungen hatten, nicht lang, da die leckgewordene Brigantine mit allen, die sich darauf befanden, unterging.

Durch Vermittlung des Gouverneurs übernahm es das spanische Packetboot „Mars“ unter Capitain Joseph Janzi für 200 Louisd'or Jacquin und seine lebenden Thiere und Naturalien nach Europa zu befördern.

Nach mancherlei Fahrlichkeit lief das Packetboot in Havanna ein, wo damals alle spanischen Schiffe, die nach Europa zurückkehrten, ankern mußten, um ihre Frachten zu ergänzen und weitere Veschle zu empfangen. Der General-Gouverneur Feldmarschall Francesco Carigal della Vega empfing Jacquin auf das liebevollste und verschaffte ihm einen sicheren und bequemen Ort zur Auspackung und Aufstellung seiner Thiere, was sich als dringlich nothwendig erwies, da die Neugierde der Bewohner, besonders des weiblichen Theils, in diesem damals sogenannten amerikanischen „Paris“ ihn den größten Zubringlichkeiten aussetzte. Hier sammelte Jacquin noch Pflanzen und Naturalien und segelte am 4. Januar 1759 nach Europa zurück.

Es war am 23. Februar, als sie bei Sonnenaufgang die europäische Küste erblickten. „Welch ein herzerfreuender Anblick ist es, die dunklen

Wolken sich von dem hellen Horizont abheben zu sehen und zu wissen, dort liegt der Theil der Welt, welcher meine Heimat, mein Österreich einschließt, dem ich als meinem zweiten Vaterlande den Dank abtragen will und kann, welchen ich ihm und dem Kaiserhaus schulde“ — dies die warmen Empfindungen, die Jacquin gefühlt als der Ruf „Europa! Europa!“ am Deck erscholl.

Abends gelangten sie vor den prächtigen Hafen von Ferole. Der Gouverneur General-Lieutenant Don Francesco Ozono, dem Jacquin seine Aufwartung machte, pflegte in einem mit vier Ochsen, bespannten Staatswagen gravitatisch umherzufahren. Da sein Schiff für Bordeaux bestimmt im Hafen lag, so mußte er es sich gefallen lassen nach S. Sebastian zu schiffen und von dort nach Bayonne und Bordeaux zu segeln. Über Toulouse, Nîmes, Beaucaire, Lyon, Besançon setzte er seinen Weg nach Straßburg fort. Die letzte Wegstrecke ging von Ulm nach Wien, wo er mit einem Schiffe auf der Donau den 17. Juli 1759 anlangte. — Wien! Wien! wie jauchzte das Herz des ruhigen Holländers mit dem Ungeflüm des Jubels auf!

Sechs Tage noch nahm die Übergabe der Sammlungen an den Kaiser, an das Naturalien-Cabinet und nach Schönbrunn in Anspruch; dann endlich durfte er sich und seiner Familie und seinen Freunden angehören.

Freiherr von Baillo, der damalige Director des k. k. Naturalien-Cabinet's, hatte die Verhaltensmaßregeln verfaßt, welche Jacquin während seiner langjährigen Reise genau einhalten sollte. Als Hauptzweck der Mission war, in einschärfenden Ausdrücken benannt: 1. Für das Naturalien-Cabinet Conchilien, Madraporen und Korallen, dann Versteinerungen und Edelsteine auf der Mutter zu sammeln; 2. für die Schönbrunner Menagerie lebende Thiere, vorzügliche Singvögel und Fasanen, Wasservögel, aber ja keine Raubthiere und Papageien mitzubringen; 3. von lebenden Pflanzen sollte er nur solche verpacken, deren Blüthen wohlriechend waren und schön dem Auge erschienen. Besonders wurde erwähnt, sich ja nicht verleiten zu lassen, etwa durch eigene oder eines Gärtners Privatliebhaberei irgend einen Punkt dieser Instructionen zu übertreten. Alle Bäume und Sträucher sollten so weit gediehen sein, daß sie fähig wären Blüthen und Früchte zu tragen. Vorzüglich seien Münzen der durchreisten Länder zu sammeln und auch jene Naturproducte, die der Lieblingsneigung des Kaisers entsprächen

Ein weiterer Befehl lautete, die englischen französischen holländischen und spanischen Besitzungen zu besuchen, wie es zur tauglichsten Vollbringung seiner Aufträge nöthig wäre; daher der Paß, der vom König von Spanien ausgestellt und ihm nach Ostindien nachgesandt worden, darnach eingerichtet gewesen war. Als aber Jacquin von Marjeille nach Wien berichtete, „er schließe sich der Meinung des La Condamine und anderer Gelehrten an, daß er sich von einem Besuche des spanischen Festlandes die meiste Bereicherung für die Naturkunde versprechen dürfe“, erhielt er unerwartet das Verbot, den mexikanischen Meerbusen zu bereisen. Diese Enttäuschung rief allgemein großen Mißmuth hervor, welcher sich in Jacquin durch Nebenumstände verschärfte. Die beiden Vogelsteller erwiesen sich als höchst unbehilfliche und äußerst rohe Gefellen; nur einer von ihnen begleitete ihn bis zum Ende seiner Reise. Die große Sorge für die Erhaltung der großen Menge lebender Thiere lastete fast nur auf ihm und hätte er nicht einen Negerjungen in La Martinique gekauft, der ihm sehr anhänglich wurde, so wäre es nicht möglich gewesen, die Thiere in so gutem Zustande zu erhalten, um den Transport bis Wien glücklich durchzuführen. Es blieb Jacquin in dieser Lage wenig Gelegenheit und Zeit, seinem Lieblingsstudium zu obliegen.

Was die Kosten der Reise betrifft, so wurde Jacquin auf Befehl des Kaisers durch das Handelshaus de la Rive et Milliet in Livorno bei den Herren Joseph und Georg Rudibet in Marjeille ein unumchränkter Credit verschafft, welche Häuser ihm dann ebenso unbeschränkte Creditbriefe für die meisten Plätze in Westindien gaben. Er hatte für seine Person keine bestimmte Besoldung, keine Diäten, sondern wußte seinen eigenen Unterhalt ebenso genau verrechnen wie jenen seiner Untergebenen, die aber einen bestimmten Monatsgehalt von 29 fl. Conventions-Geld erhielten.

Wie sehr Jacquin das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, beweist der Umstand, daß alle Kosten seiner Reise von fünf Jahren und sieben Monaten mit Einschluß aller Ausgaben für die erwähnte Besoldung, die Ernährung seiner Person und der Leute, die Unterkunft Bekleidung Anschaffung und Erhaltung der Thiere, die Aufbewahrung dieser, der Naturalien und der Pflanzen, alles in allem sich bloß auf 30.000 fl. Wiener Silbergeld beliefen. Ungeachtet der während seiner Reise eingetretenen Krise und der damaligen Seltenheit des baaren

Geldes auf den westindischen Inseln kam er doch nur einmal gegen das Ende seiner Reise in Verlegenheit. Um seine vielen Thiere, die dem Kaiser gehörten, erhalten zu können, mußten er und sein Negeerjunge durch mehrere Monate nur von Eierkuchen und Beeren leben, bis endlich der Rector des Jesuiten-Collegiums, ein Deutscher Namens P. Franz Neuter, aus der Noth half und ihm 1800 Piafter auf Wechsel nach Livorno vorstreckte.

Wer heute den botanischen Garten besucht, vielleicht durch die Jacquin-Gasse seinen Weg dahin nahm, wird unwillkürlich nach den noch lebenden Zeugen forschen, die aus der Zeit des „Österreichischen Linné“ erhalten blieben. Wenngleich der Zeitraum von mehr als 130 Jahren große Veränderungen bedingte, so hat Wien noch genug Beweise bewahrt, um den Leistungen des berühmten Naturforschers Nicolaus Freiherrn von Jacquin vollends gerecht werden zu können.

II.

Biographische Notizen.

Der k. k. Garten in Schönbrunn, früher der „Holländische Garten“ genannt, wurde auf Van Swietens Vorschlag vom Kaiser Franz Stephan im Jahre 1753 gegründet und Adrian von Stechoven aus Leyden als erster Gärtner angestellt. Jacquin hatte die erste Reise nach Westindien 1755—59 unternommen und die Reihe der folgenden somit eröffnet. Die zweite ging nach den Vereinigten Staaten, Florida und Westindien 1783—85 mit Professor Märker, dem Mediciner Mathias Stepicz, den Gärtnern Franz Booth und Franz Bredemayr. Die dritte nach dem Borgebirge der guten Hoffnung und den beiden Inseln Bourbon und Isle de France 1785—88 mit Franz Booth und dem Gärtner Georg Schott. Die vierte nach Westindien und Venezuela 1785—88 mit Franz Bredemayr und dem Gärtner Joseph Schücht. Diese letzteren drei wurden auf Befehl des Kaisers Joseph II. unternommen. Die fünfte Reise ging nach St. Helena 1815—17 mit dem Hofgärtner Philipp Welle. Die sechste nach Brasilien 1817—21 mit Professor Mikán, Dr. Pohl, Johann Matterer und dem Hofgärtner Heinrich Schott; beide letzteren Reisen auf Befehl des Kaisers Franz. Die Erfolge dieser Reisen und die ausnehmend gute Pflege und Sorgfalt, welche auf

den kaiserlichen Garten verwendet wurden, waren die Ursache, daß er damals den ersten Rang auf dem Continente einnahm.

Fast gleichzeitig mit dem „Holländischen Garten“ in Schönbrunn wurde zur Vervollständigung der von Van Swieten neu eingerichteten medicinischen Lehranstalt eine Lehrkanzel der Botanik an der Universität errichtet und der akademische botanische Garten am Rennwege gegründet 1754. Der erste Professor, der dahin berufen wurde, war Dr. Robert Laugier aus Nancy; der erste Gärtner Johann Raweth.

Jacquin benützte jede freie Stunde nach seiner Rückkehr nach Wien zur Verfassung seiner vortrefflichen botanischen Werke. Im Jahre 1763 erfolgte seine Wahl zum Berggrath und Professor der Chemie und Mineralogie an der Akademie zu Schemnitz, welche die Kaiserin Maria Theresia trotz aller seiner Bedenken bestätigte, indem sie ihrem Willen folgendermaßen Ausdruck lieh: „Jacquin's angeborenem Fleiße und Scharfsinn wird es ein leichtes sein, die Schwierigkeiten zu besiegen, welche ihm die Sprache etwa in den Weg legt, um einen fleißigen Vortrag halten zu können und gern sei ihm ein halbes Jahr zu seiner Vorbereitung gegönnt.“ 1768 erhielt er Laugier's Stelle als Professor der Botanik und Chemie an der Wiener Universität und die Leitung des botanischen Gartens. Von dieser Zeit an entwickelte sich sein Ruf über Europa, und Oesterreich sah in seinen Gränzen den berühmten Schweden Linné durch Jacquin vertreten. Unter den vielen berühmten Namen, die mit Jacquin das goldene Zeitalter der Botanik schufen und deren Träger ihm befreundet waren und mit ihm in lebhafter Correspondenz standen, sei seines Zeitgenossen und Mitarbeiters F. X. Freih. von Wulfen nicht vergessen, als eines Mannes von tiefem Wissen und edlem Charakter. Geboren den 5. November 1728 in der damals österreichischen Stadt Belgrad in Serbien, Sohn des k. k. Feldmarschall-Lieutenants Ch. Ferd. Freih. v. Wulfen, widmete er sich schon in seiner Jugend dem geistlichen Stande, studierte zu Kaschau, Raab, Wien und Gräg. Im Jahre 1745 trat er als Novize in das Jesuiten-Collegium zu Wien ein und legte 1763 das Gelübde ab. Nachdem er während dieser Zeit in Görz, am Theresianum in Wien und zu Laibach Grammatik, Philosophie und Physik gelehrt hatte, kam er 1764 nach Klagenfurt als Professor der Physik und Mathematik am dortigen Lycäum. Als 1773 die Aufhebung des Jesuiten-Ordens erfolgte,

blieb er als Weltpriester und Seelsorger dort und hinterließ als Gelehrter Priester und Menschenfreund ein gleich rühmliches Andenken. Sein heißer Wunsch als Missionär nach einem fremden Erdtheil geschickt zu werden, wurde durch die Aufhebung des Jesuiten-Ordens vereitelt. An Scharfsinn und Gelehrsamkeit gab er Nicolaus von Jacquin wenig nach, und wenn er weniger productiv war als jener, so lag die Ursache darin, daß ihm in Klagenfurt nur ganz geringe Hilfsquellen zu Gebote standen und ihm nicht wie Jacquin eine kräftige Unterstützung zu Theil wurde. Wulfen's Wirken galt zwar vorzugsweise dem Kronlande Kärnten, allein seine meisterhaften Abhandlungen, die Jacquin in ein Werk (*plantae rariosae carinthiacae*) aufgenommen hat, betreffen größtentheils Pflanzen, die auf den Alpen Nieder-Osterreichs ebenfalls vorkommen. Wulfen's Hauptwerk war die *Flora norica*. Er starb 1805 zu Klagenfurt. Ihm zu Ehren benannte Jacquin eine Pflanze: *Wulfenia carinthiaca*.

Der kritische Zeitpunkt des Jahres 1809 war eingetreten und die Wiener Universität durfte sich glückwünschen, daß die dort befindlichen wissenschaftlichen Schätze unter der Obhut des Nicolaus von Jacquin standen, dessen Privattugenden eben so wohl der Bürgerkrone würdig waren, als sein literarischer Ruf schon längst den Fremden hohe Achtung eingeflößt hatte.

Die Jacquin's stammten ursprünglich aus Paris, ein Vetter des berühmten Botanikers hatte eine Beauharnais auf Martinique zur Frau gehabt, und war auf diese Weise mit Napoleon I. und dessen Stiefsohn Eugène Beauharnais verwandt und nun traf es sich, daß ein Jacquin in so wirksamer Weise Stellung gegen die Franzosen in Osterreich nahm, nicht einen Augenblick seiner Pflicht vergessend, die er seinem zweiten Vaterlande schuldete.

Seine Correspondenz erstreckte sich nach seiner Rückkehr aus America nach allen Gegenden Europas. Bei der in Wien allgemein anerkannten und geschätzten Bescheidenheit Nicolaus von Jacquin's kann es niemand auffallen, daß dieser ausgedehnte Briefwechsel meistens seinen Ursprung den schriftstellerischen Aufforderungen gefeierter Gelehrter zu verdanken hat. Dies war auch der Fall bei dem Reformator der Naturgeschichte dem großen Linné; die Correspondenz mit dem berühmten Schweden wurde bis zu dessen Tode fortgesetzt; sie wurde in lateinischer Sprache geführt und umschloß über 92 Briefe, von denen der erste vom

1. August 1759 datirt ist. Der Briefwechsel wurde veröffentlicht, wozu Herr Professor Stephan Endlicher die Vorrede schrieb.

Die freundschaftlichen Briefe, die Jacquin mit Haller, Gronovius, Pallas, Thunberg, Schreibers, Schreber, Gleditschky, Murray, Thonius, Banks, wie auch mit dem unvergeßlichen Reisegefährten Cooks wechselte, gewährten einen großen Schatz literarischer Ausbeute. Sie waren die Resultate seines eifernen Fleißes, die schönsten Blüthen seines Forschungsgeistes und waren wohl am besten im Stande die Bildungsgeschichte dieses Mannes aus sich selbst psychologisch durchzuführen und zu zeigen, welche Mittheilungen, Ansichten und Ideen er dem eigenen Genius und welche er fremden Mittheilungen zu verdanken hatte. Ja, dieser Briefwechsel muß beweisen, daß echter und kindlich reiner Euthusiasmus sogar ein vermittelndes Bindungsglied zwischen den entschiedensten Gegnern ist, der die verschiedenartigsten Naturen in sich zu fesseln versteht, wie Jacquin gleiche Verehrung für Haller wie für den großen Linné an den Tag legte, obwohl diese im Leben gegenseitig die immerwährenden Antipoden waren.

Wohl wäre es auch heute noch wünschenswerth, eine möglichst vollständige Bekanntmachung dieser literarischen Mittheilungen in's Werk gesetzt zu sehen, ein umfassendes biographisches und wissenschaftliches Werk über Jacquin würde auch heute noch mit Freuden begrüßt werden; jedoch was von Jacquin's Nachfolger an der Universität, von seinem gleichfalls rühmlichst bekannten Sohne zu erwarten stand und nicht in Ausführung kam, ist für die Nachwelt doppelt schwer erreichbar, besonders bei der geringen Willfährigkeit der einzelnen Menschen und bei den bekannten Schwierigkeiten, welche den Aushebungen von Acten u. vorausgehen. — Sei es mir wenigstens gegönnt der Jetztzeit einen Rückblick in jene Vergangenheit zu gewähren, welche Jacquin zum Zeitgenossen hatte. Die Art, wie seine letzten Jahre gefeiert und sein Hingang in der Öffentlichkeit betrauert wurde, werden den lebendigen Beweis liefern, daß Oesterreich die Größe seiner Söhne zu schätzen wußte. So heißt es an einer Stelle in einem Aufsatze: „Der stets regen Thätigkeit unseres Jacquin ging in dem goldenen Zeitalter der Naturwissenschaft im ausgebildeten Sinne des Wortes fast kein Tag ohne Belehrung durch die Sterne erster Größe am literarischen Horizonte vorüber, so wie er jede neue selbstgemachte praktische oder philo-

jophische Ausbeute im Gebiete seiner Lieblingswissenschaft, dankbaren Gemüthes auf das bereitwilligste bekannt machte und daher auch die Huldigung der spätesten Nachwelt ihm über das Grab hinaus folgen wird.“ Nicolaus Freiherr von Jacquin galt als „einer der größten Botaniker seines Jahrhunderts!“ und man wußte, was dies heißen sollte. Seine Werke entsprangen aus der lebhaftesten treuesten Beobachtung und Anschauung seiner treuen Freundin Mutter Natur: nicht bloße Einfälle, nicht todte Büchergelehrsamkeit, nein Leben, Leben als die Herrin der Natur, die er durch die Fingerzeige des Ewigwahren geleitet, mit heiliger Ehrfurcht und kindlicher Anerkennung und Huldigung als ihr treuester Sohn, durch eine schöne Lebensdauer verfolgte, erweckte in ihm das reifste Nachforschen und die hieraus sich ergebenden gediegensten Resultate, legte er mit aller Achtung seiner gelehrten Mitwelt vor.

In seinen allmählig bis auf 36 Bände angewachsenen botanischen Werken bezeichnete er die angeführten Pflanzen mit solcher genauer und treffender Charakteristik, daß selbst Anfänger vor jedem Irrthume gesichert sein mußten. Eine solche Genauigkeit war bis dazumal nicht beobachtet worden.

Im Jahre 1809 zählte er schon 82 Jahre, und hatte er auch die Feinde durch seine europäische Berühmtheit zur Achtung in seiner Stellung als Rector der Universität gezwungen gehabt, so zwangen die feindlichen Kugeln doch auch den alten Mann nach der Stadt zu seiner Tochter Francisca C. von Lagusius im Bürgerhospital wohnhaft, zu wandern und das Bombardement in seiner ersten Hestigkeit abzuwarten. Die Angehörigen bemerkten, daß seine rechte Seite, wie vom Schläge gerührt, hinabhing, ihre Befürchtung löste sich aber in eine Überraschung auf; der alte Herr hatte aus Vorsicht für seine Tochter so viele Silberzwanziger in die weite Tasche seines Rockes gesteckt gehabt, daß er das gestörte Gleichgewicht nicht immer beizuhalten die Kräfte hatte.

Heinemeyer aus Holland ersuchte Nicolaus von Jacquin um dessen Biographie und wenn möglich auch um die von seinem Schwager Ingenhousz und seines Sohnes Joseph von Jacquin, falls dieser in der batavischen Republik geboren worden sei. Da rührten sich die Holländer auf einmal um ihren Landsmann wieder und suchten den lautgewordenen Ruhm des ehemaligen Studenten aus Leyden in ihre Mauern zu tragen.

Mit den letzten Lebensjahren begann der allmähliche Verfall der Kräfte; doch auch für seine 91 Jahre meldet sich noch ein Freund, der ihn beglückwünscht. Hofrath von M e c h e l, Mitglied der königlichen Akademie in Berlin, freut sich unendlich über J a c q u i n's hohes Alter und er empfiehlt ihm einen jungen Mann, den er gern in Wien seine Laufbahn machen sähe: „Du Glücklicher mit 91! ich zähle viel weniger und bin durch ein Nervenfieber für den Tod bestimmt!“

„Blüht denn noch keine Stapelie,“ so rief Nicolaus von J a c q u i n von seinem Sterbebette aus; er hatte mit solcher Sehnsucht diesen Vorgang erwartet; die Blume entfaltete sich und nahm die letzten Blicke des brechenden Auges in sich auf!

Ein Auszug aus dem Blatte Nr. 183 „Österreichischer Beobachter“. Donnerstag den 2. Juli 1818 bringt uns J a c q u i n's Todtenfeier. Damals war es noch nicht üblich außer den Gliedern des Herrscherhauses hervorragenden Persönlichkeiten ein Denkmal in der Art zu setzen, wie es heute bei uns der Fall ist, sondern Trauer-Feierlichkeiten sollten in ihrer erhebenden Weise auf die Gemüther der Überlebenden wirken und der Name des Verewigten in der Erinnerung sein Jahrhundert überdauern, durch würdige Anerkennung seiner Leistungen unverlöschbar bleiben.

Jacquin war ein großer Freund der Dichtkunst und der Musik. Seine eigenen Leistungen in ersterer bestanden meistens in epischen Gedichten in lateinischer Sprache, wie es damals in den gelehrten Kreisen Sitte war. Ein poetischer Nachruf von unbenannter Hand ehrt ihn in einem Wiener Blatte vom 16. October 1817 besonders als Priester der Blumenwelt.

Dem Verfasser dieser folgenden Zeilen in das Stammbuch des Hofrath von M o j e l sind wir auch schuldig, die Notizen über seine Herkunft zu veröffentlichen.

„Wer ächte Freiheit liebt, der liebt die Geseze,
Den Fürsten, der sie schützt; dieses sind des Weisen Säge.
Die Freyheit, die der Mensch vernünftig fordern kann,
Woraus sein Heil entspringt, genießt er wirklich dann.“

Nach Leyden in Holland waren im Jahre 1679 zwei Brüder, Claudius und Nicolaus Jacquin de Bêtemcourt, gezogen. Sie hatten ihre Vaterstadt Paris verlassen, um sich mit dem Kefte

ihres Vermögens eine neue Heimat zu gründen. Sie errichteten gemeinschaftlich eine Tuch- und Sammt-Manufactur. Claudius von Jacquin kehrte im guten Einvernehmen mit seinem Bruder im Jahre 1694 wieder nach Paris zurück, seine Nachkommen aber wanderten nach St. Pierre de la Martinique aus. Nicolaus blieb in Leyden sesshaft und setzte das Geschäft mit vielem Glück bis an seinen Tod fort. Er hinterließ aus der Ehe mit Maria Brochhuyzen einen einzigen Sohn Claudius Nicolaus (geboren 10. Mai 1694) und eine Tochter, die sich an den talentvollen Arzt Gerard Stoop in Haarlem verheiratete, aber jung starb. Die Voreltern Jacquin's waren katholisch und konnten daher zu keinem öffentlichen Amte in Holland gelangen, auch wurde der französische Adel für Holland als ungiltig erklärt; daß sie dennoch dort einen bedeutenden Einfluß hatten, beweist ein Zeugnis, welches der Missionär des Karmeliter-Ordens Frater Ange d'Arnaut in Holland über die großen Verdienste ausgestellt hat, welche die Jacquin's de Bâtemcourt der katholischen Kirche in Leyden und ihren Priestern bei den damaligen harten Verfolgungen geleistet hatten. Der Vater des berühmten Botanikers Nicolaus von Jacquin wurde schon sehr sorgfältig erzogen, obgleich er die Handels- und Fabriksgeschäfte seines Vaters zu übernehmen bestimmt war und thatsächlich übernahm. Die Begriffe von Bildung waren in Holland weitaus höher gestellt, Bildung gehörte nicht ausschließlich für einen bestimmten Stand, sie wurde als Zierde für jeden gehalten und man fand unter den Handelsherren oftmals Leute, die nicht nur bedeutende Geschäftskenntnisse besaßen, sondern auch eine vielseitige Ausbildung bewiesen.

Claudius Nicolaus Jacquin verehelichte sich mit Elisabeth Maria van Heyninghen, Tochter der Frau Siegeberta van Heyninghen, welche letztere aus einem altadeligen katholischen Geschlechte stammte, dessen prunkvolle Ahnengruft in Delft noch im Jahre 1788 von dem Urenkel Joseph von Jacquin aus Wien besucht wurde.

Siegeberta van Heyninghen besaß über 50.000 fl., eine Summe, die zu damaliger Zeit für ein sehr großes Vermögen galt. Die Kinder aus dieser Ehe waren der bekannte Nicolaus Jacquin (geboren 16. Februar 1727 zu Leyden, gestorben 1817 in Wien), Johann, Provisor der de Graaf'schen Apotheke in Haag (geboren 25. August 1768 unvermählt), Maria Theresia (geboren 4. Dec-

tober 1728), Anna Maria (geboren 30. Juli 1731), welche beide ledig starben, dann Agathe Maria (geboren 1. Juli 1735) verheiratet mit Johannes J u n g e n h o u s z, k. k. Hofrath und Leibarzt in Wien, und schließlich Katharina, die erst an den Wundarzt Greis und nach dessen Tode mit einem griechischen Handelsmanne (1764) verheiratet war.

Nicolaus Jacquin war auch zum Handelsstande bestimmt, sein Vater war aber in seiner Erziehung darauf bedacht ihn so ausbilden zu lassen, daß ihm eine freie Berufswahl vorbehalten bliebe. Er besuchte daselbe Gymnasium in Antwerpen wie sein Vater, dessen Mitschüler Gerhard B a n S w i e t e n, der spätere Leibarzt am kaiserlichen Hofe zu Wien und W a l l e n s, der nachmalige sehr gelehrte Bischof waren. Nicolaus von J a c q u i n hing mit großer Liebe und Verehrung an B a n S w i e t e n, der damals die Stelle des Studien-Präsidenten versah und folgte, wie wir wissen, diesem nach Wien, um unter dessen Schutze seine Laufbahn in der Residenz zu begründen.

Zur Zeit als J a c q u i n die Gymnasial-Studien beendet hatte, vollzog sich der Niedergang der Vermögens-Verhältnisse in seinem Vaterhause. Die aufblühenden Tuch-Manufacturen in Belgien drückten die holländischen, die keine Concurrenz im Preise mit ihnen halten konnten, nieder und die Geschäfte begannen zu stocken. Dazu kamen noch die schweren Verluste durch Bankerotte ausländischer Tuchhändler, worunter ein sehr bedeutender und zwar betrügerischer in Lissabon war. In der Hoffnung etwas zu retten, reiste J a c q u i n s o n. so rasch als möglich dorthin, erfuhr aber leider, daß sein schuldiger Gläubiger mit einer sehr großen Summe nach Westindien entflohen und schon außer allem Bereiche einer möglichen Festnahme sei. Tief gekränkt durch den pecuniären Verlust und von der Reise zu rauher Frühlingszeit angegriffen, kehrte er mit einer Rippenfell-Entzündung zu den Seinen zurück. Die Abwesenheit seines Freundes B a n S w i e t e n verzögerte dessen ärztliches Einschreiten, die Hilfe kam zu spät und J a c q u i n erlag der Krankheit am 3. März 1743. Er hatte nicht nur durch die Unredlichkeit anderer sein großes Vermögen eingebüßt, sondern seine Frau opferte auch einen Theil des ihrigen auf, um die Gläubiger zu befriedigen, während sie den anderen Theil in Friesland angelegt durch einen berüchtigten Geschäftsvorgang (1744—45) verlor. Wie schon in den „Familien-Traditionen“ erwähnt, mußte Nicolaus von J a c q u i n

nach dem Tode seines Vaters die Studien, die ihm als Bierde und Erhöhung des Lebensgenusses erschienen waren, als Mittel zum künftigen Erwerb betrachten. Er bezog als Katholik die Universität in Löwen und legte den 10. Januar 1745 den damals gewöhnlichen Immatriculations-Eid ab. Er wohnte im Collège au faucon und leitete seinen tiefen Abscheu gegen Trunkenheit von dem Ekel her, den dieses bei den Studirenden auf dieser Universität damals so allgemeine Laster in ihm erregt hatte. Seiner edlen und gesunden Natur erschien Trunksucht um so abstoßender, da es ihm unmöglich war Gelehrsamkeit mit Niedrigkeit der Gesinnung und entarteter Geschmacksrichtung in Verbindung zu denken. Jede Ausartung fühlte er als Entwürdigung seiner Stellung als Mensch und als Mann. Er ging dann nach Leyden zurück und studierte Medicin. Später nahm er seinen Aufenthalt in Paris, wohin zwei seiner Schwestern gereist waren und folgte schließlich seiner Berufung nach Wien.

Jacquin's Geburtshaus in Leyden war das schönste in der ganzen Haarlemmer-Straat, welches später der Apotheker van der Slay kaufte. Unvergesslich blieb der Eindruck auf Jacquin's Gemüth, wenn die Bürger des Abends festen schweren Schrittes auf das Stadthaus zogen, um ihre Besprechung der Tagesbegebenheiten zu halten. Und wenn dann die Väter der Stadt ordnungsmäßig wieder heimmarschirten, so glaubte man in ihrer Gangart die Schwerfälligkeit aber auch die Wichtigkeit ihrer gefassten Beschlüsse zu erkennen.

Wenn das goldene Zeitalter der einen Wissenschaft einer neuen weichen muß, so wie der Fortschritt des Jahrhundert es bedingt, so sollen wir nicht undankbar auf das zurückblicken, was die Unterlage zu unserem gegenwärtigen Wissen bildet, sondern eingedenk des mühevollen Schaffens jener Männer, die bahnbrechend uns ein reiches Feld für neue Entdeckungen und Verbesserungen eröffnet haben, ihnen einen Augenblick dankbaren Erinnerns weihen, um die Schuld an sie abzutragen, welche sie an uns durch ihre Werke verdient haben. Möge eine Nachwelt auch der Leistungen unseres Jahrhunderts mit allen seinen Erfindern und Förderern dankbar gedenken und die zahllosen schlaflos durchkämpften Nächte des Forschers mit einem Augenblick dankbaren Empfindens lohnen. Ein Gedanke von Tausenden empfunden ist Ein Tropfen Seligkeit für den, der zum Wohle und Behagen der Welt sein Ich, sein Leben eingesetzt hat!

III.

Einer unserer Holländer.

Der Scherz: „Am Hofe der Kaiserin Maria Theresia befände sich ein Nest mit seltenen Holländer-Vögeln“ bezieht sich auf Van Swieten, Jacquin und Ingenhousz. Letzterer wenn auch am wenigsten von der Nachwelt gekannt, gibt durch seine Briefe sowohl an die Kaiserin als an seine Angehörigen und seinen Freund Veranlassung seiner nicht zu vergessen. Wenn Van Swieten unvergleichlich in seinen Bestrebungen als Schaffungsgeist war, Großes leistete und seinen Schutz gern und verlässlich allen jenen gewährte, die sein Feld als erster Leibarzt am kaiserlichen Hofe nicht berührten, so war er doch Hofmann und seinem sonst so vorzüglichen Charakter die Ehrfucht mit kleinlichem Intriguenspiel nicht ganz fremd geblieben. Der Sohn seines Freundes Jacquin in Leyden war sein Liebling und daher dieser der Kaiserin Maria Theresia ganz besonders von ihm empfohlen worden. Keiner konnte aber auch am Hofe der Kaiserin mit so neidlosem Herzen die Vorzüge anderer bewundern, keiner so gern andere reichlich belohnen sehen als wie der berühmte Botaniker Nicolaus von Jacquin; er erfreute sich daher der allgemeinen Beliebtheit. Johannes Ingenhousz hingegen hing zwar auch mit ganzem Herzen an dem österreichischen Herrenhause, aber er verstand es nicht, sich bei der Umgebung angenehm zu machen. Seine ehrenhafte Gesinnung machte ihn unbeugsam und jedes einschmeichelnde höfische Benehmen stieß er als ein ihm fremdes Element von sich.

Johannes Ingenhousz war im Jahre 1730 zu Breda in Holland geboren. Er studierte mit vielem Eifer Medicin und ging auf Veranlassung seines Freundes und Lehrmeisters Mr. Hoogeven nach London, wo er sich vielseitig ausbildete. Charakteristisch scheint bei den Holländern die tiefe Dankbarkeit gegen ihre Lehrer und Rathgeber gewesen zu sein. Das Studium der Classiker hatte auch die Bildung des Herzens befördert, oder war es der Geist jener Zeit, welcher solche seltene Verehrung für das Alter bis in die reifen Mannesjahre bewahren ließ? Ingenhousz besaß nicht nur ausgebreitete Kenntnisse, sondern auch wirkliche wahre Herzensbildung. Der tägliche Verkehr mit dem berühmten und sanftmüthigen Benjamin Franklin, der Inhalt des

lebhaften Briefwechsels mit diesem und anderen liefern deutliche Beweise seiner Anhänglichkeit und Treue für alle jene, die er in sein Herz geschlossen hatte, wenn er auch in der Form nicht so warm erschien, als man es bei der Tiefe seiner Gefühle erwarten konnte.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte zwei Kinder an den Pocken verloren. Für das Leben der übrigen in große Angst versetzt, ließ sie den berühmten Dr. Pringle in London nach einem geschickten verlässlichen Arzt fragen; dieser empfahl ihr Dr. Johannes Ingenhousz auf das wärmste und somit wurde dieser nach Wien berufen (1768).

Zu dieser Zeit schrieb Franklin an Ingenhousz:

„Ich wünsche Ihnen herzlich Glück zu der Einführung in die Kaiserl. Familie. Nach allen Berichten sind die Kinder der Kaiserin-Königin gut veranlagt und sind durch eine weise Mutter mit großer Klugheit erzogen worden und zeichnen sich selbst durch vorzügliche Kenntnisse aus. Die Erhaltung solcher Prinzen ist nicht nur ein Glück für die Familie, sie ist eine allgemeine Wohlthat für das Reich und für die Menschheit.“

Insbesondere von Seite des Kaisers Joseph II. hatte sich Ingenhousz großer Gunst zu erfreuen; denn der Kaiser liebte es, ihn in seinem Arbeitszimmer zu besuchen, seinen chemischen Experimenten beizuwohnen und mit ihm physikalische Versuche anzustellen. Er erwarb sich in Wien einen sehr guten Ruf als Arzt und seine ernste trockene Art und Weise schloß die Liebe für die leidende Menschheit nicht aus. Seine geschätzten physikalisch-medicinischen Schriften, die er zumeist in englischer Sprache schrieb, fanden in Prof. Scherer, Molitor, Breda u. a. gute Übersetzer in andere Sprachen. Die Akademie schrieb über ihn: „er sei ein echter Gelehrter, großer Lyriker, eine Zierde Wiens und als Mensch ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes.“

Die Kaiserin hatte Ingenhousz als einen Mann von festem Character kennen gelernt und behandelte den steifen ernstesten Mann mit dem Haarbeutelchen mit Nachsicht und großem Wohlwollen. Nicolaus Jacquin hatte seine beiden Schwestern in Paris gelassen, Agathe Maria (geb. 1. Juli 1735 zu Leyden) war später ihrem Bruder nach Wien gefolgt. Die Kaiserin fand an ihr Gefallen und wollte gern Agathe Jacquin mit Ingenhousz vermählt sehen und trat als Vermittlerin auf, was ihr auch glückte. Das Ehebündnis fand im Jahre 1772 statt, leider entsproßten demselben keine Nachkommen. Die Holländerin konnte sich bei ihrem extremen Keulichkeitsinn erst gar

nicht in die natürliche Wiener Gesellschaft hineinleben und gab durch ihre übertriebene Sorgfalt in häuslichen Angelegenheiten oftmals Anlass zu scherzhaften Neckereien. Damals wurden die beliebten „Salztangerln“ eingeführt und keine feine Theegesellschaft ohne denselben abgehalten. „Tante Ingenhousz“, so wurde die Dame im engeren Kreise stets benannt, wollte in ihrem Hause das neue Bäcker-Fabricat nicht fehlen lassen, nur wusch sie sorgfältig den Kümmel und das grobkörnige Salz als etwas Ungehöriges ab, welches vom Backofen haften geblieben war. Ein wahrer Lachsturm brach über sie los, als diese besondere Sorgfalt für ihre Theegäste entdeckt wurde.

Die Stellung, in welcher sich Nicolaus von Jacquin zwischen Van Swieten, dem einflußreichen und verehrten Freunde seines Vaters, und dem Schwager Ingenhousz, den er liebte, befand, war keine leichte und es bedurfte vieler Klugheit und freimüthiger Anerkennung der Vorzüge beider Persönlichkeiten, um Reibungen zu verhüten.

Als Ingenhousz auf Reisen geschickt wurde, schrieb er ausführliche Berichte der Kaiserin Maria Theresia aus den Briefen seines Freundes Franklin, der ihn von allem genau unterrichtete, was zwischen England und America vorging. Die Kaiserin war mit den darauf bezüglichen Verhältnissen vollkommen vertraut und besser in die Stellung der sich befindenden Mächte eingeweiht als ihre Minister. Doppelt interessant dürfte ihr der Briefwechsel auch deshalb gewesen sein, weil Ingenhousz England liebte, Franklin dies Gefühl hoch zu schätzen verstand, wenn er auch als Vertreter Americas gegen Britannien auftreten mußte.

In einem Briefe an die Kaiserin führt er eine Stelle aus Franklin's Brief wortgetreu an:

„Ich habe lange Zeit in England mit großem Eifer und Aufrichtigkeit gearbeitet, um einem Bruch vorzubeugen, welcher sich jetzt vollzogen hat und welcher so stark geworden ist, daß keine Anstrengung meinerseits im Stande sein würde eine Versöhnung herbeizuführen. Sie kennen die Behandlung, welche ich an jenem unklugen (englischen) Hofe erfahren habe: ich aber betrachte Privat-Beleidigungen, die ich im Stande zu verzeihen bin, als abgetrennt und glaube, daß es gerecht sei, sie nicht mit den öffentlichen Angelegenheiten zu vermengen; in der That man hat nicht nöthig, meinen Groll gegen eine Nation zu verhehlen, die unsere vertheidigungslosen Städte und Dörfer mitten im Winter niederbrennen ließ, eine Nation welche die Wilden aufgehetzt hat, um unsere unschuldigen Arbeiter mit ihren Weibern und Kindern zu ermorden, und unsere Sklaven

anstachelte, ihre Herren niederzuzuegeln. Sie, lieber Freund, in Ihrer vorgefaßten Meinung beharren zu lassen, daß ich gekommen sei, um den Frieden herzustellen, hieße Sie täuschen. Ich bin im Gegentheile durch den Congress zu einem ganz andern Zweck hierher nach Paris gesandt worden, nämlich um zu erfahren, ob wir von den europäischen Mächten Hilfe für uns erwarten dürfen. Es läge im eigenen Interesse dieser Mächte uns in den Stand zu setzen mit England den Kampf weiter auszuspinnen, unsere Freiheit und unsere Unabhängigkeit vertheidigen zu können.“

Jungenhousz war im Jahre 1769—70 in's Ausland gereist und hatte zu diesem Zwecke vom Cabinets-Secretär Baron de Kenty Briefe erhalten, welche die Kaiserin durch ihren Gesandten für die Botschafter der auswärtigen Majestäten auf ihren Namen als Empfehlung für Jungenhousz ausfertigen ließ. Er fand überall die beste Aufnahme und fand reichlichen Stoff zu Berichten an die Kaiserin deren volles Vertrauen er genoß. Er schrieb an Franklin, daß er in Delft einige Tage mit seinem alten Freunde und Lehrmeister Herrn Hooeven zubringen wolle. Dieser gelte für einen der größten Gelehrten seiner Zeit und, fuhr er fort, ich schulde ihm besondere Achtung und Verehrung, weil ich ihm den größten Theil meiner Erziehung und meines Studiums zu danken habe.

Nach seiner Rückkehr hatte er erst Agathe Maria Jacquin geheiratet gehabt, doch dieses Glück sollte nicht lang ungetrübt bleiben. Die Begünstigungen, die er als Leibarzt bei Hofe erhalten und durch die Impfung der kaiserlichen Kinder festgestellt werden sollte scheinen ihn in die Misgunst anderer versetzt zu haben. Er verließ den Hof der Kaiserin, um nach England zurückzukehren. Sein Nefte Joseph von Jacquin suchte ihn auf, als er in Hertfordshire beim Marquis von Landsdowne auf Besuch war, um sich von einem tiefliegenden Übel zu erholen. Jungenhousz war noch einmal in Wien gewesen, wir wissen aber nicht, wann er dort seine Frau verlor und zu welcher Zeit er für immer nach England zurückging. Sein letzter Brief aber ist vom 6. Februar 1798 datirt und läßt uns einen Blick in das Leben und Treiben an dem Wiener Hofe thun und uns wieder erkennen, wie schwer der erhabenen Kaiserin das Leben bei all ihrer Güte und Großmuth oft gemacht wurde. Der Schatten, welcher durch die Veröffentlichung dieses Briefes auf die Größe des Freiherrn Van Swieten fällt, ist nicht tief genug, um aus Rücksicht für diesen Jungenhousz nicht gerecht werden zu dürfen.

„Mein lieber Herr Nefse!

„Ich freue mich, daß Du Dich fortgesetzt mit Deinen Angelegenheiten beschäftigst. Dies ist das Mittel, um sich auszuzeichnen, ob schon ich es sehr bedauern muß, daß diese Beschäftigungen mir zum Nachtheile gereichen, indem sie mich Deines Briefwechsels berauben, der mich so sehr interessirt. Da aber der Himmel es so fügt, so muß ich mich ungeachtet meiner Wünsche mit Ergebung in die Sache finden. Deine Tante schreibt mir, daß Dr. Scherer Professor der Chemie am Theresianum geworden ist. Habe die Güte Deinem Herrn Papa in meinem Namen für die Theilnahme zu danken, die er an allem dem nehmen will, was mich bei Hofe betrifft. Du wirst durch das hier beigelegte Schriftstück entnehmen, daß ich seit langer Zeit strenge Vorsicht gegen mögliche Verbesserungen und Umgestaltungen geübt, ohne daß irgend jemand meiner Bekanntschaft davon Kenntniß erhalten hatte. Ich wünschte, daß niemand von der Sache wisse, am wenigsten, daß Du davon erführest, der so treuen Antheil an dem nimmt, was mich angeht, wenn ich Gefahr laufen sollte, irgend einer Art solcher Reformen unterliegen zu müssen. Zur Zeit hat ich den Fürsten Rosenberg, nur den Titel „Leibarzt“ in dem Decrete anzuwenden, weil die Kaiserin Maria Theresia nur in dieser Eigenschaft mir die Besoldung von 5000 fl. verliehen habe. Von dieser Summe würde der verblichene Kaiser Joseph etwas weggestrichen haben, wenn seine erlauchte Mutter ihm nicht ausdrücklich gesagt hätte, daß es weit von mir stand von den günstigen Umständen Vortheil ziehen zu wollen, um mir das zu verschaffen, was ich gewünscht hatte und daß ich aus übertriebener Bescheidenheit und Uneigennützigkeit selbst die Summe von 2000 oder 3000 fl. jährlicher Besoldung, die sie mir darüber noch angetragen hatte, ablehnte und auch für jene Würden dankte, die sie mir mündlich angeboten habe. Jene Würden bestanden aus dem Freiherren-Titel oder dem St. Stephans-Orden und ich dankte ihr für dieselben, indem ich sagte, mein ganzer Ehrgeiz beschränke sich darauf mir ihre Gunst zu bewahren und mich unabhängig von der zu krittelligen Aufsicht des Baron Van Swieten zu erklären.

Der Grund der Ablehnung meinerseits, der von den Wenigen getadelt wurde, die mir übelwollen, war hauptsächlich der, daß die Kaiserin mit dem dicken Herrn Logier eine Unterredung, ehe die Impfung der kaiserlichen Familie stattgefunden, gehabt hatte. Es wurde das Los besprochen, welches mir bereitet werden sollte und die Kaiserin sagte ihm, daß der St. Stephans-Orden geschaffen worden sei jene zu schmücken, welche öffentliche Dienste geleistet hätten und sie ihn dabei für mich bestimmte, aber er dürfe davon zu niemanden sprechen. Dieser Mann, der immer voreilig und vorlaut war, theilte mir die Sache dennoch unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, nicht ahnend, daß der Baron Van Swieten, seitdem dieser erfahren, daß die Impfung wirklich vorgenommen werden sollte, plötzlich eine unerklärlich heftige Eifersucht gegen mich gefaßt hatte. Logier hatte

auch noch die unverzeihliche Rücksichtslosigkeit gegen die Kaiserin das Geheimnis dem Freiherrn Van Swieten als solches und auch das Gespräch mitzutheilen, welches er über jenen Punkt mit der Kaiserin gehabt hatte. Van Swieten gerieth in ungeahnte Zorneswuth, behandelte Logier als einen Känkefchmied und drohte ihm seine Besoldung zu entziehen, wenn er es noch einmal wagte sich in Dinge zu mischen, die nicht in sein Amt gehörten. Er schob ihn in seiner leidenschaftlichen Aufregung zur Thüre hinaus und benachrichtigte auch noch die Kaiserin davon. In der Privat-Audienz schalt er sie aus, wie er es ja oft zu thun pflegte, wenn seinen Plänen etwas in die Quere lief und jagte ihr dabei, daßs wenn sie mir alle Titel verleihen wolle, nach weiteren Dienstleistungen, die ich zu erweisen Gelegenheit finden würde, nur übrig bliebe mich zum Bischof zu machen.

Van Swieten, der nicht wußte, daßs Logier mir das Geheimnis zuerst schon anvertraut und die Scene mitgetheilt hatte, jagte mir bei seinem ersten Besuch, daßs es am Hofe von Wien „nicht gute Sitte“ sei sich Titel und Würden zu erbitten; jene die er trüge, seien ihm ohne Bewerbung verliehen worden, die Kaiserin würde mir die Titel verleihen, die sie für mich als passend erachte, ohne daßs ich sie mir erbäte. Logier ließ mich gleich nachdem er vom Hofe kam, zu sich rufen. Er war noch in großer Aufregung und sagte, daßs es seiner vollen Freundschaft, die er für mich zu haben vorgab, bedürfe, um jene Demüthigung hinzunehmen, die er so eben von Seite des Freiherrn Van Swieten erduldet habe. Er gestand mir alles ein, was er durch seine Schwachhaftigkeit angerichtet hatte und fügte bei, daßs Van Swieten der Kaiserin ohne allen Zweifel rathen werde, mir auch nicht eine Auszeichnung zu verleihen, wenn ich mich nicht selbst darum bewürbe. Ich wußte nun alles, was sich im stillen zugetragen hatte theilweise durch den Schwäcker Logier als auch durch die Andeutungen des verstorbenen Baron de Remy Cabinets-Secretär, der mir so aufrichtig zugethan war.

Als die Kaiserin mir für die ihr erwiesenen Dienste dankte, gab sie mir klar zu verstehen, daßs Van Swieten nicht mehr so sehr wie früher mein Freund sei. Sie bat mich, indem sie mich von allen Pflichten ihm gegenüber enthob, fortzufahren ihm meine Achtung zu bezeigen, um keine Scene herbeizuführen und fügte sie bei, da Van Swieten, wie sie es befürchten müsse, mir nicht mehr dieselbe Zuneigung wie früher zeigen werde, sie mir entschieden verbiete mich an diesen Mann zu wenden. Wenn ich eine Gnade von ihr zu erbitten hätte, wäre es jetzt die Zeit es ihr zu sagen oder ob ich lieber die Besoldung oder das Quartier wünschte, denn sie wolle mich vollkommen glücklich machen. Ich sollte mich jederzeit direct und kühn an sie selbst wenden, wenn ich irgend eine Gnade zu erbitten hätte, sagte sie mit Nachdruck wiederholend, die in ihrer Macht stünde mir zu gewähren. Sie sprach dies mehreremal nacheinander aus, und nach der Impfung ihres Leopold schrieb sie mir unter anderem, ich könnte die Tiefe ihrer Dankbarkeit für mich nach der Macht ihrer Liebe für ihren Sohn Leopold beurtheilen.

Ich habe alles dieses keiner Person, wer immer es sei, mitgetheilt. Die Sache war zu delicateser Natur, um davon zu Lebzeiten Van Swieten's zu reden, und nach dessen Tode ging die Geschichte nur mich selbst an. Auch war ich damals zu sehr mit allen Leuten bei Hofe vermengt, um sie interessant zu machen, wenn sie nicht hätte zu meinem Nachtheile ausfallen sollen; man hätte mich nur für einen Mann gehalten, der zu wenig Klugheit und Beurtheilung hat, um an einem Hofe zu leben. — Alles dieses wird Dich nicht interessieren, wenn es nicht dazu dient, um Dich zu überzeugen, daß Dein Enkel durch die Vorsehung nicht dazu bestimmt war, um unter Höflingen zu leben.

Dein Dir ergebenester

Jen h o u s z.

Aus einem Schreiben an Nicolaus Freiherrn von Jacquin entnehmen wir das Ableben Jen h o u s z' (Leberentartung):

13. September 1799. London.

Mein Herr!

Es verursacht uns viel Kummer, Ihnen die Nachricht von dem Tode unseres sehr geachteten Freundes mittheilen zu müssen. Dr. J. Jen h o u s z, der am 7. dieses Monats auf dem Landbesitze des Marquis von Landsdowne zu Wiltshire ankam, ist leider gestorben. Sr. Excellenz theilt uns mit, daß er selbst darüber geschrieben hat, wir aber Sie wissen lassen sollen, daß der Herr Dr. J. in der Familiengruft des Marquis, die sich in der Kirche zu Calne befindet, beigesetzt worden sei und daß an dem Leichenbegängnisse sein Sohn Lord Henry Pitty theilgenommen habe, weil der Mylord selbst zu krank gewesen sei, um daran theilzunehmen. Der ehrwürdige geistliche Mons. Dumont, die Magistrats-Persönlichkeiten der Stadt, Jen h o u s z' treuer Diener Dominik und ein Hausbeamte des Mylord, die Ärzte und Chirurgen, welche Dr. Jen h o u s z behandelt, gaben ihm das letzte Geleite. —

Aus Jen h o u s z' Testamente ist ersichtlich, wie sehr er seinen Verwandten in Oesterreich zugethan war, und daß er die vielen Dienste seines treuen Dieners Dominik vollends anerkannte und zu belohnen mußte. Nur seine Schwägerin Jen h o u s z in Holland sollte im Falle einer Wiederverheiratung von seiner Verlassenschaft ausgeschlossen werden und sollten dafür ihre Söhne als directe Erben eintreten.





Das Glück erbettelt!

Eine Geschichte aus dem Böhmerwald.

Von Joh. Peter.

(Nachdruck unterlagt.)

Ein schöner Maientag blaute über den dunkelwaldigen Kuppen des Böhmerwaldes und draußen auf den erst seit kurzem schneebefreiten Wiesen und Brachen blühten die zarten Buschwindröschen in lieblichgrüner Blattumhüllung, indess in den endlosen Wäldern die Buchen Birken und Ahorne Festtags-Toilette machten. Munter sang der Hirtbub' auf der Hutweide seine glockenhellen Lieder, vielstimmiges Schellengeläute mischte sich in die herzhaften Töne und durch die humus-schwarzen Adergründe zogen die Dorfburschen, den Pflug in nerviger Faust, frische Furchen. Eitel Lust und Freude war alles und im Hochwalde schlugen die Drosseln und flöteten die Amseln um die Wette.

Doch in das heitere Fest der Freude mischte sich ein Wehgesang. In ihrem armseligen Ausgedingerstübchen saß das alte „Everl-Zulei“, ein Weiblein schwach wie ein Hauch, gerade nur so zum „umblasen“, das abgemagerte Gesicht voll faltiger Runzeln und der Körper wie ein Skelett. Trübselig sah sie hinaus zu den alten Vogelbeerbäumen, die das stattliche Gehöft umsäumten und die schon ihr „Schwäher“, der alte Dorfrichter, gepflanzt, und in deren Schatten sie so oft an sonnigen Sommertagen ihre vierzehn Kinder gefängt hatte. Alle hatte sie glücklich großgezogen, alle hatten von ihren Kräften gezehrt, bis sie selbst ein Scherben wurde, dann flogen sie eins um andere hinaus in die Welt und ließen die alte Mutter allein zurück, ohne sich mehr um sie zu kümmern . . .

Solang ihr Mann, der brave Girgl, noch lebte, galt sie etwas im Hause, seit er aber die Ruhe des Kirchhofes aufgesucht hatte, war sie daheim der Niemand. Eine fremde Frau, ihre „Schnur“, führte jetzt das polsternde

Regiment und der Hausherr, ihr ältester Sohn, wetteiferte mit seinem bissigen Weibe in der Brutalität, womit sie die alte verlassene Ausgebingerin, die ihnen längst im Wege lag, behandelten.

Namentlich war die junge Bäuerin der leidhaftige Satan gegen die Alte. Diese hatte bei der Wahl ihres Sohnes energisch Einspruch erhoben gegen eine derartige Verbindung, weil sie, die arbeitsame und angesehene Frau, die sich ein ganzes Menschenalter hindurch geschunden und manches erwirtschaftet hatte, von der leichtfertigen Dirne nichts wissen wollte, die nicht im besten Rufe stand und als faul und nachlässig verschrien war. Die einzige Tochter eines kargbesoldeten Waldhegers, war sie bei Kaffee und Semmeln aufgewachsen und ihre Arbeit bestand in seligem Nichtsthun und Tanzen auf dem Tanzboden, so oft sich nur eine Harfe oder Fiedel hören ließ, und dabei wetteiferten die Gränzaufseher und die Jägerci förmlich im Hofmachen und die Hegermaid war den Herrschaften gern zu Diensten, bis es ihrer Berufungskunst endlich gelang, den hochgewachsenen Kander des Girglbauers in ihr Netz zu locken und festzuhalten. Alles Protestiren und Verwünschen seitens der Eltern fruchtete nichts, der Dursche war einmal verblendet, und als der Tag kam wo die aufdringliche Schwiegertochter in spe vor das Julei hintrat und ihr ein Geständnis machte, da konnte die aufs unangenehmste überraschte Bäuerin nichts anderes sagen, als die herben Worte: „Rein't-wegen mag er sein Kreuz haben! Jetzt muß er Dich nehmen!“

Diese gestachelten Worte hatte sich der Unhold wohl gemerkt, und als er nun wirklich das Regiment im Girglhose führte, war es um die Ruhe des alten ehrlichen Weibes geschehen — fortan sollte sie in ihren alten Tagen die Hölle haben. Anfänglich sträubte sich zwar der Kander gegen die unwürdige Behandlung seiner Mutter, aber das ränkevolle rachsüchtige Weib spielte die Getränke und drohte mit dem Verlassen des Hauses, bis sie den schwachen Mann soweit gebracht hatte, daß er mit ihr gemeinschaftliche Sache machte und, um seinem Weibe zu gefallen, die alte Mutter nicht selten sogar mißhandelte . . .

Nehr als einmal zitterte auf den Lippen des hilflosen Weibes der Fluch über ihr ungerathenes Kind — aber immer wieder siegte das Mutterherz. Und heute früh, als kaum die goldene Sonne ihren Lauf begonnen, was hatte die Alte nicht da erleben müssen! Zur Pumpe ging sie mit dem schweren Eimer, um Wasser zu holen, als sie dort ihre Schwiegertochter abgewaschen und die Haare voll Federn antraf, während die Ausgebingerin schon blank gewaschen und gekämmt war. In dem Augenblicke, als diese das Fuß vor die Rinne stellte, wurde dasselbe von dem Fuß der jungen Tochterin weggestoßen und die Alte mußte das Lästerwort vernehmen: „Wenn Frau im Hause pumpen will, muß die alte Hex' warten!“

Das war der guten Alten zuviel.

„Nein, jetzt pump' ich, die erbgeessene Hausfrau, die Mutter Deines Mannes und die ältere an Jahren!“ schrie sie mit zitternder Stimme und wollte die Stange erfassen.

Durch diesen Lärm aufmerksam gemacht kam der Sohn aus dem Stalle herbei, wo er soeben die Ochsen gefüttert hatte, und mit zornigem Blicke fragte er, ohne seine Mutter auch nur eines Morgengrußes zu würdigen: „Was gibt's schon wieder für einen Streit?“

Die beiden Weiber antworteten gleichzeitig, doch der unmenschliche Sohn hatte nur Ohren für seine Frau und barsch herrschte er die Mutter an: „'s Maul halten, hier sind wir die Herr'n!“

„So spricht ein christliches Kind zu seiner Mutter, die es gesäugt, gepflegt und mit tausend Sorgen bewacht und gehütet hat?“ keuchte die Alte mühsam hervor.

„Das war Eure Pflicht und meine Pflicht ist es, für die Meinen zu sorgen!“ lautete die herzlose Antwort.

Das Julei verlor jetzt alle Fassung, denn einen größeren Schmerz fürs treue Mutterherz kann es nimmer geben, als wenn es von dem eigenen Kinde verrathen und preisgegeben wird.

„Du sündigst wider das gewaltige vierte Gebot, das Gott dem Moses auf Sinai unter Donner und Blitz gegeben, und die Rache des Himmels wird dich zerschmettern, wenn du nicht rechtzeitig umkehrst!“ schrie sie in höchster Leidenschaft.

„Faselt keine Dummsheiten — wer's glaubt, wird selig!“ höhnte der gottlose Sohn.

„Also Du spottest nicht nur über Deine eigene Mutter, Du versteigst Dich sogar, auch an Gottes Geboten zu zweifeln? O Du trauriges tiefgesunkenes Kind, wie wird Dir's im Leben und in der Sterbestund' ergehen, was für einem furchtbaren Ende steuerst Du zu? Gottes Gebote waren immer der sicherste Halt für jeden Menschen im stürmischen Meere des Lebens — und du weist diesen himmlischen Halt frech und sinnlos von Dir? Armer armer Sohn, so tief bist Du mit deinem bösen Weibe gesunken, mit dieser hergelaufenen Betteldirn, die Dich selbst noch auf den Bettelstab bringt!“

„Lasset mein Weib in Ruh'! Fort habt Ihr was mit ihr und ich verbiere mir das!“

„Erzieh' sie Dir besser, lehre sie beten und arbeiten, und wenn ich seh' das sie ihre alte Schwiegermutter ehrt und das sie ihre häuslichen Pflichten erfüllt, dann werd' ich sie lieben wie eine leibliche Tochter! Wenn sie aber den ganzen langen Tag im Bette sitzt und Kaffee trinkt, anstatt sich um die arg vernachlässigte Wirthschaft zu kümmern, wenn sie mich um mich

ärmliches Ausgebirge beneidet und auf meinen Tod wartet, dann muß ich meine warnende Stimme erheben, damit nicht das einst so blühende Anwesen, das ich und Dein gottseliger Vater so mühsam geschaffen und in Ehren geführt haben, in fremde Hände kommt; denn so eine Wirthschaft, wie Ihr sie führt, ist eine Abwirthschaftung, eine Abwirthschaftung!" . . .

„Genug schon“, brüllte der Rasende und packte sein schwaches Mütterlein mit derben Fäusten bei den Schultern.

„Du wirst doch Deine alte Mutter nicht schlagen wollen?“ wimmerte das zitternde Weiblein.

„Beuteln muß ich Euch, wie man einen Schulbuben beutelt, daß Euch einmal die Lust vergeht zum Streiten“, schrie der bis zur höchsten Wuth Gereizte und schüttelte dabei das hilflose Weiblein so derb, daß ihr die Zähne klapperten und sie ihr letztes Stündlein gekommen glaubte, indess die böswillige Schwiegertochter die derben Hände in die Hüften stemmte, aus vollem Halse lachte und bissig rief: „Beutle ihr d'Seel heraus, daß Ruh' wird!“

Als sich das Mütterlein von ihrem Schrecken einigermaßen erholt hatte, schlug sie die dürren Hände über dem Kopfe zusammen und schluchzend rief sie aus: „Was soll jetzt das gewesen sein? Mein Bub, mein leibhaftiger Bub, hat sich an mir, an seiner alten schwachen Mutter vergriffen!“

Darauf sank sie auf den Brunnenstein hin und weinte so bitterlich, daß es einen Stein hätte rühren können, während die schadenfrohe Bäuerin noch immer da stand und boshaft lachte. Plötzlich aber schnellte das Zulei wie von einer Biper gestochen empor, ihr pergamentfarbenes Gesicht überzog sich mit unnatürlicher Röthe, die dürre Rechte erhob sie zum Himmel und entseztlich kam der Fluch über die blassen Lippen: „Verflucht sollst Du sein von der Stund' an, wo Du Hand an Deine Mutter gelegt! Verdorren soll diese Hand noch bei Lebzeiten, der Blitz soll Dich zerschmetterern und am Sterbebette soll Dich Dein Gewissen brennen wie höllisches Feuer! Von heute an hast Du keine Mutter mehr — verlassen will ich dieses Haus für immer! Nimm Dir dies magere Ausgeding, auf das Du schon so lang' wartest und iss' dich fett damit! Mit dem Bettelstab in der Hand will ich meine Kinder in der weiten Welt aufsuchen und ihnen erzählen, wie schwer Du an mir gefündigt! Und Dein teuflisches Weib soll das Ungeziefer lebendig verzehren und es soll nicht sterben können wie der ewige Jude!“ . . .

Die anfangs zitternde Stimme wurde immer voller und schwoh zum Schluß zu ganz ungewöhnlicher Stärke an, und alles klang so ernst und feierlich, daß sich die junge Bäuerin nicht eines leisen Schauders erwehren konnte und ängstlich davonschlich.

Dann saß das alte Zulei in ihrem ärmlichen Stübchen und sah tieftraurig hinaus in die leuchtende und blühende Natur. Die Blut des Zornes war jetzt wieder gedämpft und nun kam die Reue, die herzdurchsägende Reue ins Mutterherz über den gräßlichen Fluch, den sie in höchstem Affecte, in namenlosem Seelenschmerz ausgesprochen.

„Er ist halt doch mein Kind, doch mein Kind, und ich hätt' es nicht thun sollen!“ wimmerte sie vor sich hin. „Ich will jetzt beten, daß der Herrgott den Fluch nicht erhört,“ setzte sie gefasster hinzu und sank vor dem aus Holz geschnitzten Crucifix nieder, um mit der wunderwirkenden Macht des Gebetes den Schrecknissen des Fluches zu begegnen. Den ganzen Tag hielt sie sich eingeschlossen und auch keine Speise rührte sie an. Vergebens hoffte sie, daß ihr Sohn kommen und um Vergebung flehen werde — allein er kam nicht, sondern rastete daheim wie ein Besessener und schalt sein Mütterlein eine Teufelshexe, die der Satan je eher desto lieber holen sollte.

Endlich brach die Nacht an und hüllte die Erde in das Feiergewand des Friedens. Im großen Bauernhause schlief bereits alles, nur im Ausgebügel brannte noch das Petroleum-Lämpchen und das Zulei betete noch immer. Endlich nach Mitternacht machte es sich auf, untersuchte die Truhe, wo sie schon durch mehrere Jahre ihre „Todtenpfad“¹⁾ aufbewahrt hatte, manoh ein Andenken an ihren seligen Mann kam ihr in die Hand, was ihr immer neue Thränen kostete, bis sie schließlich alles wohlweislich versperrte und den Schlüssel zu sich steckte. Dann griff sie nach dem zähen Weichselstock ihres Mannes, besprengte sich mit dem Weihbrunn und verließ geräuschlos das Stübchen. Hastig humpelte sie von dannen, um ja nicht entdeckt zu werden. Nur die ewigen Sterne waren Zeugen ihrer Flucht. Als sie die Anhöhe hinter dem Dörfchen erreicht hatte, ließ sie sich auf einen alten Buchenstock nieder und sah hinab auf ihr Haus, wo sie so viel Glück und Weh erfahren. Wieder stießen die Thränen in Strömen und das schwermüthige Rauschen des nächtlichen Hochwaldes stimmte ihre schmerzzerrißene Seele noch trauriger.

„Behüt' dich Gott, mein liebes Haus“, weinte sie leise vor sich hin; „du hast keinen Platz mehr für das alte Zulei, weil sie zu nichts mehr nutz ist! Mein eigenes Kind wartet auf meinen Tod, und weil ich noch nicht sterben kann, so will ich freiwillig Platz machen für die Zungen und mein Brot so lang vor fremden Thüren suchen, bis ich eines meiner Kinder im Osterreichischen oder Steyrischen finde. Ich bin alt, jedermann wird Erbarmen haben mit dem alten Scherben. Wenigstens wird mir dann der Hunger erspart bleiben und Schläge, Schläge wird das alte Zulei auch nicht mehr

¹⁾ Todtenhemd.

bekommen. Nimmer sollst Du mich sehen, Du undankbarer Sohn, doch will ich für Dich beten auf allen meinen Wegen und Stegen, daß Gott nicht seine Hand von Dir wegzieht und daß mein Fluch nicht in Erfüllung geht. Bist ja doch mein Kind und das Mutterherz vergißt gern“ . . .

Lang noch weinte sie so still vor sich hin, immer das matte Auge auf das ins Mondenlicht emporragende Haus gerichtet, bis im Osten ein purpurner Streifen die Ankunft des jungen Tages verkündete. Einen letzten Blick voll unsäglichlicher Trauer warf sie noch zurück, dann verschwand sie im ernst-rauschenden Gränzwalde und nach halbstündiger Wanderung befand sie sich bereits auf bayerischem Gebiet.

Bayern war das erste Ziel ihrer Reise, hier wollte sie betteln mit der Überzeugung, daß die grundehrlichen Gränzer aus vollem Herzen und vollen Händen geben, und das Julei hatte sich wirklich nicht getäuscht. Bettelnd durchwanderte sie ganz Nieder-Bayern, von ihrem Sohn mit Freuden vermißt, nichts bekam sie überall eine warme Herberge, auf einem Bund Stroh, auf dem Heu oder auf der Ofenbank in den Bauernhäusern schlief sich's nach tagelangem Marsche ganz gut, und wenn der Tag erwachte, zog sie unter Vogelsang und Bachgemurm, Heerdengeläute und Kindergeschrei wieder eine Strecke weiter, bis endlich Passau und die ober-österreichische Gränze erreicht war.

„In Ober-Österreich“, dachte sie, „leben auch gute Leut', dort gibt's Most und Obst und beides möcht' ich auch einmal kosten“ — und mit diesem frommen Wunsche betrat sie den obderennsischen Boden. Auch hier ging es ihr nicht schlecht, Most und Obst genoß sie in reicher Fülle und das Julei fühlte sich fast glücklich. Der Sommer war endlich gekommen, als die Alte die nieder-österreichische Gränze überschritt und nach und nach in die reben-gesegnete Gegend von Krems an der Donau kam. Hier bekam sie so manchen Tropfen des herrlichen Donauweines zu trinken, was ihr neue Kräfte verlieh, und als sie die Stadt Krems betrat, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl, als müßte sie hier ein großes Glück finden. Ihre Ahnung hatte sie auch wirklich nicht getäuscht . . .

* * *

Es war ein leuchtender Sommertag und die Weingärten trugen bereits der Ernte entgegenreisende Trauben in stattlicher Fülle. Die Goldamseln flöteten in den fruchtschweren Obstgärten und des gewaltigen Stromes Rauschen war weithin durch die Stille vernehmbar. Da klopfte das Julei an die Thür eines niedlichen Häuschens, und als dieselbe geöffnet wurde, trat ihr ein alter Mann in silberweißem Bart entgegen und fragte nach ihrem Begehren.

„Ein altes Mütterchen wäre sie aus dem Böhmerwald, das auf dem Bettelstabe die weite Welt durchwandere, um ihre Kinder im Österreichischen oder Steyerischen aufzusuchen, und da sie soviel arm sei, so möchte sie halt recht herzlich um eine milde Gabe flehen!“ lautete die treuherzige Antwort.

Der Alte blickte freudig überrascht auf die Bettlerin und fragte mit weicher Stimme: „Aus dem Böhmerwalde kommt Ihr, gute Alte? Wie heißt denn Euer Geburtsort?“

„Mein Heim ist am Ursprung der Moldau und Außergefild heißt es.“

„Außergefild — Außergefild?“ rief der freundliche Herr mit leuchtendem Auge aus. „Du süßer Klang der Heimat, kann ich dich wieder einmal vernehmen? O gutes Mütterchen, Euch hat ein Engel zu mir geführt, Ihr habt gar keine Ahnung, wie mich Eure Erscheinung freut, denn auch ich bin ein Kind dieses schönen Waldes und auch meine Wiege stand am Ursprung der Moldau! Wir sind Landsleute?“

„Heiliger Gott!“ rief das Zulei aus und faltete dabei die dünnen Hände, „so soll ich hier wirklich eine Freud' erleben, wie mir's geahnt?“

„Sagt, Mütterlein, habt Ihr auch den Girglbauer und sein braves Weib, das Everl-Zulei gekannt? Aber gewiß müßt Ihr sie gekannt haben, doch müssen sie schon lang todt sein!“

„Herrgott, hilf mir! Was ist das für eine bekannte Stimme, was für ein bekanntes Gesicht?“ murmelte das Zulei halblaut vor sich hin und sah den Alten mit durchbohrenden Blicken an. „Nein, nein! Ein solches Glück — wenn's wahr wär', könnt' ich nicht überstehen, auf der Stelle müßt' mich der Schlag treffen vor Freude, wenn's wahr wär', wenn's wahr wär'!“

„So gebt mir doch Antwort!“ drängte der Alte mit Ungestüm. „Leben die zwei noch?“

„Der Girgl ist längst todt und sein Zulei — es steht vor Euch, guter Herr, der Sie mir jetzt selbst so bekannt vorkommen wie mein einziger Bruder, den ich gehabt! Gerade so hat mein seliger Vater, der Hammerschmied, ausgesehen, ich glaube, ihn vor mir zu sehen!“

„So wärst Du das Zulei, meine gute liebe theure Schwester?“ schrie der Alte leidenschaftlich und öffnete weit die Arme.

„Und Du wärst der Poldl, mein Bruder, mein einziger Bruder, den ich längst schon unter den Todten glaubte?“ weinte das Zulei.

„Ich bin der Hammerschmied = Poldl von Außergefild, der als Hirtbub in die Fremde zog und seit dieser Zeit nicht mehr in die Heimat kam und jetzt erkenn' ich Dich im Auge und an der Stimme — Du bist das Zulei, meine liebe Schwester und Jugendgefährtin!“

„So sei mir begrüßt, herziger Bruder!“ schluchzte das vor Aufregung zitternde Weiblein und sank dem vor Rührung sprachlosen Bruder an die Brust...

Lange, lange standen Bruder und Schwester, die sich nach fast einem Menschenleben auf so seltsame Weise wiederfanden, in stiller Umarmung da und ließen ihren Thränen freien Lauf; dann zog der Alte das Julei sanft in sein behaglich eingerichtetes Wohngemach, wo er sie auf das Sopha niederließ und sich neben sie setzte. Und nun ging's an's Erzählen. Der Poldl rollte zuerst seinen ganzen Lebenslauf vor dem geistigen Auge der Schwester auf; wie er in Bayern zuerst als Hirtbub', später in Ober-Österreich als Ochsenknecht gedient; wie er dann in Wien, wo er zuletzt Hausknecht gewesen, zu den Grenadieren assentirt wurde; wie er den Feldzug 1848 und 1849 in Ungarn mitgemacht und wie er dann nach seinem Abschiede in die Finanzwache eingetreten und lange Jahre in der Militairgränze gedient; wie er es durch Gottesfurcht und treue Pflichterfüllung bis zum Commissär in Debreczin gebracht, wo er auch pensionirt wurde; wie er oft an seine Anverwandten geschrieben und von ihnen anfangs nur selten, später gar keine Antwort mehr erhalten habe, so daß er schließlich annehmen mußte, daß sie alle gestorben seien, und wie er sich schließlich in seinen alten Tagen, als im selbständigen Ungarn die Deutschenhege losging, nach Krems zurückzog, wo er nun als alter Junggefelle sein Gnadenbrot genieße.

Alles klang so traulich und doch so wunderbar, daß das Julei dem Lauf der Thränen gar nicht wehren konnte. Endlich heftete sie ihr mattes Auge auf ihn und mit unbeschreiblicher Rührung sprach sie: „Du bist also ein großer Herr geworden und Deine Schwester ist ein Bettelweib! Nicht wahr, mein einziger Bruder, Du wirst Dich meiner nicht schämen und mich nicht ausjagen — wirst mich bei Dir behalten, bis ich sterbe — ich will Dir dafür dienen wie ein Hund“ . . .

„Aber wie kannst Du nur so reden, Schwester?“ wehrte er ab. „Wie Mann und Weib wollen wir zusammenhalten und Du sollst erst jetzt die guten Tage kennen lernen; doch erzähle jetzt Du, wie es Dir ergangen?“

Was das Julei zu berichten hatte, wissen wir. Sie verschwieg dem Bruder kein Jota, so daß er oft aufseufzte und schließlich sprach: „Hätte ich nur eine Ahnung gehabt, daß Du noch am Leben bist, wahrlich, dieser Schmerz wäre Dir für immer erspart geblieben. Doch vergiß jetzt so gut als möglich und betrachte Dich von nun an als Herrin dieses, m e i n e s Hauses, Deine Noth hat ein Ende und jeder Deiner Wünsche soll und kann erfüllt werden. Auch Dein Sohn wird noch zum Kreuze kriechen, und wenn er sein schweres Unrecht bereut, so soll auch ihm geholfen werden, wenn es die Nothwendigkeit erfordern sollte; denn wisse, ich bin durch Sparsamkeit reich geworden und kann und will viel gutes thun! Also Muth gefaßt, liebste Schwester, wir trennen uns nimmermehr!“

* * *

Überlassen wir die beiden Geschwister ihrem stillen Glück und sehen wir uns nach dem Xander um. Gleich nach dem seltsamen Wiedersehen schrieb der Commissär an den Xander und theilte ihm das Schicksal seiner Mutter mit; er forderte ihn auf, noch rechtzeitig die schwere Sünde zu bereuen und um Vergebung zu flehen, doch der Xander blieb verstockt bis in die innerste Seele und fühlte sich glücklich, die lästige Ausgebingerin auf eine so billige Weise losgeworden zu sein.

Es verging der Herbst und der Winter und der neue Lenz erschien und hatte einen ungemein gewitterreichen Sommer im Gefolge. Im Juni war es, als der Xander mit seinem Weibe von der Wiese Heu einfuhrte. Schwarzes Gewölk stand am Himmel und fernes dumpfes Donnergeroll ward von Zeit zu Zeit hörbar. Die Vögelin schwiegen in Flur und Hain und eine drückende Schwüle brütete über den Wäldern. Der Xander tummelte sich, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, er wollte das duftige Heu nicht naß werden lassen. Eine Fuhr um die andere wanderte in die geräumige Scheuer und immer näher und näher kam das Gewitter, bis es endlich im Walde zu sausen und zu brausen begann und eine unheimliche Finsternis sich einstellte, die Mensch und Thier beängstigte. Blutgierig umschwärmte ein Heer von Bremsen die wehrlosen Ochsen, bis dieselben scheu wurden und mit dem Leiterwagen in wilden Sätzen davonjagten. Auf dem Wagen saß die hilferufende Bäuerin und ihre aufgelösten Haare flatterten im Sturme. Der Xander lief dem Gefährte nach und schrie sich die Kehle heiser, doch die Zugthiere ließen sich nicht mehr beruhigen und stürmten unaufhaltsam heimwärts. Schon hatten sie den Rand der Dorfstraße erreicht, als urplötzlich ein Blitzstrahl, begleitet von furchtbarem Donnerschlage, niederzüngelte und Bauer, Bäuerin und Ochsen niederschlug . . .

Ohne Laut erlagen sie dem richtenden Wetterstrahl. Im Dorfe hatte man das gräßliche Unglück wahrgenommen und Klein und Groß eilte unter strömendem Regen und fürchterlichem Donnergeroll zum Rettungswerke herbei. Doch kam hier menschliche Hilfe zu spät — die junge Bäuerin und die Ochsen waren vom Blitze zerschmettert und der Xander zuckte gräßlich am ganzen Körper, in welchem noch Leben war. Rasch war der Arzt zur Stelle, ungläubig schüttelte er den Kopf, als wollte er sagen, wenn hier Gott kein Wunder wirkt, so ist auch der Mann verloren.“

Der Xander ward ins Bett gebracht, wo er bewusstlos blieb bis Mitternacht. Nun öffnete er die halberloschenen Augen und mühsam stammelte er die Worte: „Das Gericht — das Gottesgericht — meine Mutter — aus ist's — Gott sei mir gnädig und barmherzig! Wo ist meine Mutter — meine Mutter!“

Tiefe Bewußtlosigkeit folgte abermals diesen Worten.

Vierzehn Tage kämpfte er zwischen Leben und Tod, dann trat die Wendung zum Bessern ein. In einem Monat war er wieder ganz hergestellt, doch blieb er an der ganzen rechten Seite gelähmt — er war jetzt ein Krüppel. Sein Weib deckte längst der Hügel am Gottesacker; ohne daß er es wußte, wurde sie bestattet, und als er nach seiner Genesung an ihrem Grabe betete, rollte darauf eine heiße Thräne nieder und feierlich sprach er vor sich hin: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lang lebest und es Dir wohl ergehe auf Erden!“

Auf seinen dringenden Wunsch hatte der menschenfreundliche Pfarrer dem Julei schriftlich Bericht erstattet über das Vorgefallene. Die gute Alte war nun freilich einer Verzeiſung nahe und unverzüglich reiste sie mit ihrem Bruder in die Heimath ab, wo sie mit großem Jubel empfangen wurden. Als der gedemüthigte Kander seine Mutter wieder sah, wollte er vor ihr auf die Knie sinken, doch das rechte Bein versagte den Dienst. Nur weinen konnte er wie ein Kind, und reumüthig flehte er um Vergebung.

Das Mutterherz hatte längst nicht mehr gezürnt — es ersetzte dem Sohne noch viele Jahre die Gattin und auch der Onkel blieb in seiner Heimath und fortan herrschte auf dem Birglhose Friede und Liebe und Glück. Die zwei Alten erfreuten sich eines langen ungetrübten Nachsommers und der Kander, der unvermählt blieb, betreute sie mit kindlicher Sorgfalt. Ein einziges Kind hatte er, das mit der Zeit zur blühenden Jungfrau heranwuchs, und die Großmutter erlebte noch die Freude, ihre brave Enkelin mit dem Brautkranz schmücken und ihren ersten Urenkel wiegen zu können, bis sie in einer stillen Spätsommernacht dem sanften Kuße des Todesengels erlag. Wie eine Patriarchin wurde sie im Dorfe verehrt, denn sie hatte das gottbegnadete Alter von 102 Jahren erreicht, das ihr nicht die geringste Beschwerde verursachte. Noch zwei Tage vor ihrem gottseligen Ende erzählte sie der liebevollen Enkelin, wie sie sich einst in schwerer Zeit das Glück erbettelt.





Gastein.

Von José Baronin Schneider-Arno.

Der Name allein zaubert uns ein herrliches Bild vor das geistige Auge und an unser Ohr klingt geheimnisvolles Rauschen. Doch nicht allein das berühmte Weltbad Gastein trägt ihn; es gibt drei Orte dieses Namens: Dorf, Hof und Bad Gastein.

Die Naturschönheiten steigern sich von der letzten Eisenbahnstation Lend, bis sie in Bad Gastein ihren Höhepunkt erreichen. Keine Eisenbahn führt uns zu jenem herrlichen Erdenwinkel und statt des schrillen Pfiffs der Locomotive ertönt das trauliche Posthorn.

Der Hauptbach, der wie ein Silberband das ganze Gasteiner Thal durchzieht, der am Anfang und am Ende seiner kurzen Laufbahn, ehe er sich bei Lend in die Salzach ergießt, dahinbraust und hinabstürzt wie ein übermüthiger Geselle, heißt die „Ache“ und hieß in früheren Zeiten: „rivulus Gastuna“. Der keltische Name des Gasteinerthales „Zastun“ wurde von den Römern in Gastuna umgewandelt. Die Deutung dieses Namens ist eine vielfältige. Das Laurische Stammwort Zasi, Gaesi, sowie das nordische Gyst bedeutet eine aufwallende, siedende Kraft (analog dem deutschen „Gischt“). Daraus wäre zu schließen, daß schon die Ureinwohner Gasteins die heißen Quellen gekannt haben mußten. Koch Sternfeld erwähnt in seinem im Jahre 1810 über Gastein erschienenen Werke; das gothische Wort „Gast“ sei gleichbedeutend mit dem deutschen „Gast“ und „stan“ hieße „verweilen“, also „Gastan“ als „Gast verweilen“, was wieder auf den uralten Gebrauch der Bäder hinweisen würde. Aus der Formation der drei Thäler: Gastein, Bockstein, Nassfeld ist zu erkennen, daß dieselben ehemals drei große Seen gebildet haben. Das Gasteiner Thal ist das längste breiteste und reichst gegliederte

Nebenthal des großen Salzach-Thales, und das zweite jener vier Thäler: Großarl, Gastein, Mauris und Fusch, die von den schneebedeckten Höhen der norischen Alpenkette von der Gränze von Tyrol und Kärnthen gegen Norden ziehen und in wildromantischen Schluchten auslaufen.

Schon auf unserer Fahrt nach Wildbad - Gastein werden wir würdig auf die Perle Pongau's vorbereitet. In der Klamm erheben sich rechts von uns mächtige schroffe steil abfallende Felsen, links aber in schwindelerregender Tiefe singt die Ache ihr lautes Sterbelied. Da wo vordem nur Maulthiere mühsam einen gefährlichen Pfad emporklettern konnten hat die Kunst eine bequeme gefahrlose Fahrstraße geschaffen. Auf dem höchsten Punkt der Straße, angeblich an jener Stelle wo 1212 der Probst Pabo von St. Zeno bei Reichenhall mit seinem Diener und Reitpferd in die Tiefe gestürzt ist, steht eine kleine Capelle. Am Ausgang der Klamm aber, wo sich das Thal erweitert, erblickt man die Trümmer der Burg Klammstein. Alte Urkunden berichten 1180 von einem Heinrich de Clammenstein; später befand sich die Burg im Besitz der mächtigen Peilsteiner. Im Jahre 1323 erscheinen die Ritter von Goldelke und endlich ist es das Erzstift von Salzburg, das mit Gastein auch das alte Schloß Klammstein den bayrischen Herzogen abkauft.

Nach anderthalbstündiger Fahrt gelangt man in das Dorf Gastein. Die hübschen Salzburger Häuser mit den in der Sonne glitzernden Glockenthürmchen und den blumengeschmückten Galerien nehmen sich gar malerisch aus. Der Salzburger Bauer liebt es sein Haus mit einem frommen Spruch zu zieren, und man findet gar manchen christlich philosophischen Gedanken wie z. B.: „Das Haus gehört mein und nicht mein; dem Zweiten gehört es auch nicht sein; dem Dritten wird es übergeben, der wird auch nicht ewig leben; den Vierten trägt man hinaus; da frage ich: wem gehört das Haus?“ Oder „Großer Gott, du mein Schöpfer! Ich bin der Thon, Und Du der Töpfer“. Und dann wieder:

Wir bauen hier so feste
Und sind doch nur fremde Gäste,
Und wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir so wenig ein.
Gelobt sei Jesus Christus!

Die irdische Vergänglichkeit und der Aufblick zum Unvergänglichen wird eindringlich gepredigt und Einem so zu sagen als Reise Segen mitgegeben.

Zwischen Feldern und Wiesen mit fortwährender Verschiebung des Gebirgspanoramas führt der Weg nach Hof = Gastein dem einstigen „güld'nen Stadt'l“. Biegt man um den Jngels-Berg, so erblickt man den kleinen Markt mit den das breite Hofgasteiner Thal abschließenden Bergen: den Feuerfeng, dessen Formation auf vulkanischen Ursprung deutet, den imposanten Graufogel und die enge Schlucht worein Wildbad gebettet liegt. Einen majestätischen Abschluss des Gebirgsstockes bildet der mit ewigem Schnee bedeckte Tischlerfahr und der ihn überragende Anfogel.

Das 870 Meter über dem Meere liegende Hof = Gastein ist eine gefallene Größe. Im 15. und 16. Jahrhundert die reichste Ortschaft im Lande, nach Salzburg, ist es heute nur ein Schatten dessen, was es war.

Die Namen der erzeichen Berge wie: die Goldlacke, der Silberpfennig, die Erzwiese sprechen von Zeiten, die vergangen sind und erzählen von dem Reichthum seiner Berge. Lag doch auch nicht weit davon die alt-keltische Stadt Juvavia (das heutige Salzburg), das durch große Heerstraßen mit Bindobona, Augusta Regium und mit Aquileja in Verbindung stand.

Schon 150 v. Chr. berichtet der griechische Schriftsteller Polybius von goldreichen Bergwerken im Lande der norischen Taurisker. Dafs die Römer, welche 15 v. Chr. die Taurisker unterjocht und das Gasteiner Gebiet der römischen Provinz Noricum einverleibt hatten, die Schätze der Gasteiner Berge kannten, unterliegt keinem Zweifel. Man findet dies- und jenseits der Tauern, ein Vorarum (Werfen) Curullae (Kuchel) Juvavum (Salzburg) und die Namen edler römischer Geschlechter. Selbst nachdem zur Zeit der Völkerwanderung die Heruler 477 Juvavia und alle römischen Ansiedlungen zerstört hatten, blieben Hunderte von Römern zurück; noch im Jahre 1804 gab es in Gastein eine Familie römischen Ursprungs mit dem Namen: Latini. Um 547 kam ein Theil von Noricum in die Hände der Merovinger und wurde unter den Schug der bayerischen Herzoge gestellt. Dadurch begann auch die fränkische Lehenverfassung geübt zu werden. Durch den Gebirgspafs über die Tauern, der Salzburg mit Kärnthen verbindet und der im Mittelalter der einzige Weg nach Italien war, drangen viele slavische Elemente in das Gasteiner Thal, und noch heute findet man zahlreiche Anklänge an das Slaventhum in den Sitten und Namen und selbst in dem Menschenschlag Gasteins.

Als 696 der heilige Rupertus aus einem königlichen Geschlecht in Rhein = Franken im Salzburgischen erschien, das Christenthum predigte und

auf den Ruinen von Zubavum die Kirche St. Peter gründete, taucht in den Annalen seiner Zeit auch der Name Gastein als einer jener Orte auf, wo das Christenthum Wurzel gefaßt hatte. Da waren es wieder die Slaven, die noch Heiden waren, die aus Kärnthen herüberdrangen, die Mönche aus dem Gasteiner Thal vertrieben und bis nach Bischofs-hofen gelangten, von wo der Bischof Vitalis floh und den Ort „Zell am See“ im Pinzgau gründete.

Unter Herzog Thassilo II. treten Pongau und Pinzgau mehr in den Vordergrund und in dem Bergbau-Archive zu Villach kann man schwarz auf weiß lesen, daß die von den Römern verlassenen Bergwerke im Jahre 719 wieder eröffnet worden seien. Als Lehengut wandert Gastein im 8. und 9. Jahrhundert in verschiedene Hände. In der Mitte des 12. Jahrhunderts wird auch Wildbad = Gastein zum erstenmal geschichtlich erwähnt, und zwar erscheint in den Urkunden des Stiftes Admont 1180 ein Konrad von Castuna, der in seinem Wappen eine Kanne trägt, wie wir sie heute im Wappenschilde Gasteins erblicken.

Das älteste Geschlecht im Pongau ist jenes der Grafen von Plaien und Peilstein. Die letzte Peilsteinerin schenkte ihren Besitz in Gastein dem Kloster St. Zeno bei Reichenhall; die Bayern-Herzoge aber geriethen als Anverwandte der Peilsteiner mit dem Kloster in heftigen Streit und 1219 fiel das Gasteiner Gebiet an den Herzog Ludwig von Bayern. Als aber 1241 Herzog Otto sich in argen Geldnöthen befand, verpfändete er es zuerst an die Golddecker um 184 Mark und verkaufte es endlich 1297 mit Vorbehalt der Rechte der Golddecker, die anfangs des 15. Jahrhunderts ausstarben, um 600 Mark Salzburger Silber und 600 Pfund Regensburger Pfennige, an das Erzstift zu Salzburg. Nach 30 Jahren traten die Golddecker auch die Burg Klammstein an das Erzstift ab. So kann man in großen Zügen die Taurischer, die Römer, die Heruler, die Merowinger, Peilsteiner, Golddecker, die Herzoge von Bayern und endlich die regierenden Erzbischöfe von Salzburg als die Besitzer von Gastein bezeichnen, bis es anfangs dieses Jahrhunderts an die österreichische Monarchie fiel.

Das Mittelalter ist die goldene Zeit Hof = Gasteins, das im Jahre 1342 noch als Dorf angeführt wird. 6000 Menschen bewohnten das Gasteinerthal und 1200 Knappen arbeiteten in den Gewerken. Von 1460 bis 1560 erreichte der Wohlstand seinen Höhepunkt. Der Handel erstreckte sich über die Tauern nach Tarvis und von da nach Italien. Salzburg

und Hof in Gastein waren die größten Expeditionsplätze der Tauern. Die Ausbeute der Bergwerke im Silberpfennig und Rathhausberg war so außerordentlich groß, daß sich einige Bergwerksbesitzer zu fabelhaftem Reichthum emporchwangen. Als 1520 die Straße durch die Klamme gebaut wurde, knüpfte sich der Handel und der Verkehr an Salzburg und von da an Italien und Deutschland, besonders an die Städte Venedig, Nürnberg und Augsburg. Das gewonnene Gold und Silber wurde dort zu Geschmeide verarbeitet. Unternehmende Leute drängten sich nach Gastein, um im dortigen Bergbau ihr Capital anzulegen. Unter den Einheimischen war es der Name Weitmoser, der bald als der angesehenste des Landes galt. So bescheiden beginnend, daß die Weitmoserin ihren Brautschleier verkaufen mußte um der großen Noth abzuhelfen ¹⁾, brachte es Erasmus Weitmoser, der arme Bauernsohn aus dem Dorfe Gadaunern, durch Verstand und Fleiß vom Glücke getragen so weit, daß er nach seinem Tode seinen Kindern ein reiches Erbe hinterließ und seine vier Enkelinnen als die wohlhabendsten Mädchen im Lande sich mit den edlen Freiherren Fugger, Rhevenhüller, Hannsberg und Preiffing vermählten. Außer dem Weitmoser waren es noch die Straßer, Zott, Kazbeck, Strockner, die emporblühten zu mächtigem Ansehen und Reichthum. Der Name des letzteren ist verewigt durch seine im Jahre 1849 gemachte Stiftung von 2600 Rheingulden zur Gründung eines Armen-Spitals in Wildbad - Gastein, das in diesem Jahre in ein neues den jetzigen Anforderungen mehr entsprechendes umgebaut worden ist und dreihundert Armen Quartier, Kost und Bäder spendet.

Das leicht gewonnene Gold wurde eben so leicht vergeudet und die Chroniken damaliger Zeit berichten von dem Luxus, der da getrieben wurde und wohl auch in Übermuth ausartete. Die Knappen spielten mit silbernen Kugeln und Kegeln; der Wein floß in Strömen und kamen hohe Gäste, wie es gar oft der Fall war, so gab es Fest um Fest.

Wolf Premb, der Reimdichter jener Zeit, gibt uns genau Bescheid über die reichen Gelage in Gastein, und von den reichen Herren sagt er gar schmeichelhaft:

¹⁾ Eine ähnliche Sage knüpft sich an den „Schleiergang“ im ehemaligen Goldbergwerk von Gule in Böhmen: die Hausfrau eines Antheilbesitzers den durch Jahre hindurch alle aufgewendeten Mühen und Kosten nicht lohnen wollten, gab zuletzt ihren Brautschleier her, mit dessen Erlös weiter gearbeitet werden konnte, und siehe da, noch ehe das Geld ganz verbraucht, war man auf eine überreiche Ader gestoßen.

„Ich glaub' in teutscher Nation
 Find't man nicht bess're Herrn,
 Als find in der Gaskun.“

Die Sage erzählt uns so manches Stücklein tollen Übermuths, das da getrieben worden im übergroßen Vertrauen auf die Unererschöpflichkeit der Goldquellen. Als die Knappen eines Tages einen ausnehmend großen Goldklumpen gefunden hatten, mußten sie in ihrer Freude darüber nicht, was sie alles beginnen sollten. Da kam ein Dohs ihnen entgegen gelaufen und der sollte das Opfer ihrer Tollheit werden. Sie zogen ihm bei lebendigem Leibe die Haut ab und weideten sich an seinem Schmerzengebrüll. Den unwillkommenen Mahnern aber riefen sie übermüthig zu: „Was Dohse hin und her. So lang der Dohse nicht zu Gold wird, so lang geht auch das Gold nicht zu Ende“ — und siehe da, in demselben Augenblicke erglühete der Dohse wie eitel Gold. Da überkam es sie mit Angst und Grausen, das sich in Verzweiflung verwandelte, als sie am darauffolgenden Tage im Bergwerke die reiche Goldbader nicht mehr fanden, auf die sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten.

Auch die reiche Weitmoserin sollte von einer Rassandra aus dem Volke gewarnt werden. Eine Bettlerin nahte sich ihr in zudringlicher Weise und spottete ob des rasch erworbenen Reichthums und wollte sich eine Gabe ertrogen. Die sonst wohlthätige Frau ließ sich auf solche Art nicht erweichen und schleuderte lieber eine Goldmünze in die Ache, als das sie dem bösen Weibe ein Almojen spendete.

Dies gewahrend, sprach die Bettlerin einen fürchterlichen Fluch über das Geschlecht der Weitmoser.

Stolz erwiderte Erasmus' Gattin: Ebensowenig wie jene Münze zu mir zurückkehren wird, ebensowenig wird Dein Fluch in Erfüllung gehen.

Doch gleich dem Ring des Polykrates kehrte die Münze zu ihr zurück: sie fand sie in einer Forelle, die ihr aufgetischt wurde. Und wahrlich schon an ihren Enteln erfüllte sich der Fluch der Bettlerin.

Vater und Sohn Weitmoser beteiligten sich an dem Bauernaufstand, der im 16. Jahrhundert in Salzburg wüthete und dessen Wiege in Hof-Gastein stand. Von der einheimischen Regierung der Bischöfe gedrückt, durch übermäßige Strenge gereizt, schlossen die Ältesten 1525 mit anderen Gemeinden Schutz- und Trutzbündnisse. Der Fanatismus ging so weit, daß der Führer der Gasteiner Bauern Michael Gruber

in Schladming zweiunddreißig Edle köpfen ließ, wohl erst nachdem ebensoviele Bürger von den Rittern niedergemetzelt worden waren.

Erasmus Weitmofer aber rettete den Landeshauptmann von Steyermark Sigmund und Dietrichstein und manch' anderes edle Haupt, indem er das Todesurtheil dem nach der Festung Werfen eilenden Boten durch List entwandte. Er mußte nach Tyrol flüchten, wo er den Erzherzog Ferdinand um Vergebung anflehte und einen silbernen mit Gold gefüllten Helm ihm zu Füßen legte. Als der zweite Aufbruch entstand, focht Weitmofer und der größte Theil der Gasteiner Knappen für den Landesherrn, und die Rebellen unter Anführung Gruber's und Proßler's wurden besiegt.

Als die protestantische Lehre im Salzburgischen Wurzeln schlug, da schlichen sich lutherische Prediger in die Berge und verkündeten den Knappen die neue Lehre, die um so leichter Eingang fand, als auch die politischen Zustände, die großen Steuern, die Soldatenaushebungen, viele Unzufriedene geschaffen hatten, was die Emigration förderte. Berichte damaliger Zustände erzählen von künstlich von außen in's Land getragenen Agitationen, von störrischen Köpfen, denen es mehr um Rebellion als Religion zu thun gewesen. Martin Lodinger, ein wohlhabender Bauer, stand mit Martin Luther in schriftlichem Verkehr und wanderte 1533 nach Deutschland aus. Ober Bad Brügge steht ein hübscher Bauernhof, der vom Volke der Lutherhof benannt wird und eben dem Martin Lodinger gehörte. Als im Jahre 1588 Erzbischof Wolf Dietrich das Reformations-Edict erließ, vermöge welchem alle, die sich nicht offenkundig als Katholiken bekannten, Stadt und Land Salzburg verlassen mußten, wanderten in den Jahren 1614—15 700 Gasteiner aus, theils in das westliche Deutschland, theils nach Pithhauen, das mit den intelligenten und reicheren Bergwerkbesitzern und Knappen bevölkert wurde; durch das Patent des Königs Friedrich Wilhelm vom Jahre 1732 wurde der den Flüchtlingen früher verheißene Schutz bestätigt. Mehrere Auswanderer kamen sogar bis nach Amerika und ließen sich in den Staaten Louisiana und Savanna nieder.

In Gastein gesellten sich nun zu dem Mangel an guten Arbeitern Elementar-Ereignisse, die den Bergsegen aus dem Thale verschwinden ließen. Mehrere Stollen waren von den Auswanderern vermauert worden, so jener der Margarethe Mayerin, die ihren Stollen auf der Erzwiefe mit Quadersteinen so gut vermauerte, daß er trotz aller Bemühungen der Erben nicht mehr gefunden wurde. Ein unsagbar strenger Winter

erhöhte das Elend. Schon 1619 sind die Bergwerke im gänzlichen Verfall, und die Armuth breitet ihre dunklen Schwingen über das früher so reich gesegnete Thal.

1698 löste sich eine Schneelawine vom Gipfel eines Berges und verschüttete viele Stollen und die darin arbeitenden Knappen; Gletscher deckten die Klüfte und Schächte; die angeschwollenen Bäche ergossen sich in das Thal, die Ache trat aus ihrem Bette und versumpfte die sie begränzenden Wiesen. 25 Gewerke wurden aufgelassen. So erfüllte sich das Wort jenes jagenhaften Alten vom Berge, der den übermüthigen Knappen erschienen war und die Verheißung aussprach: daß sie nur mehr im Schweiß ihres Angesichts Gold und Silber graben werden, das ja die Menschheit nicht beglücke, daß aber die heilsamen Quellen aus der Tiefe der Erde entspringen und der Menschheit das wahre Glück, die Gesundheit verleihen werde, die mehr werth als alles Gold und Silber der Erde ist.

Im 18. Jahrhundert versuchte es Erzbischof Hieronymus Colloredo den Bergbau wieder zu heben; doch deckte der Ertrag des im Rathhausberge gewonnenen Goldsandes kaum die Auslagen und die Betriebskosten der Goldwäscherei in Bockstein.

Hof-Gastein ist kein güld'nes Stadt'l mehr; doch besitzt es noch Überreste jener goldenen Epoche in alterthümlichen, ziemlich gut erhaltenen Gebäuden mit gewaltig dicken Mauern und Strebepfeilern, mit Erkern und Aussichtsthürmchen. Der in den heimischen Bergen gefundene Serpentin ist vielfach als Fenster- und Thüreinfassung zu sehen und das stets feltener werdende kräftig duftende Zirbelholz als Täfelung der Wohnräume.

Die große im gothischen Style erbaute Pfarrkirche ist eines der schönsten Gotteshäuser im Lande. In ihrer jetzigen Gestalt stammt sie aus dem 16. Jahrhundert, doch schon in einer alten Handschrift heißt es: „894 ist die Pfarrkirche zu Hoff in Gastein erpaut und erhöht worden“. Der mit romanischen Ornamenten gezierte Thurm soll eine Seltenheit befeßen haben, nämlich eine Glocke aus reinem Silber, die trotz eines Sprunges einen herrlichen Klang gab. Die Sage erzählt, daß die Frauen Gasteins das Silber dazu in ihren Schürzen aus den Bergwerken gebracht hätten. Die sieben Botivotafeln und philosophischen Sprüche auf den Leichensteinen in und außerhalb der Kirche geben lebendiges Zeugnis von dem damals herrschenden religiösen und tiefsinnigen Geist der Bevölkerung Gasteins.

So steht auf dem Grabstein des Virgil Krüner 1592:

Jam portum inveni, spes et fortuna valete,
Nil mihi vobiscum est, ludite nunc alios.¹⁾

und auf jenem seiner Gattin:

Ingredior nuda terram, egrediorque nuda:
Quid frustra studeo, funera nuda videns.²⁾

Ganz merkwürdig sind die Gemälde der beiden Seiten-Altäre, welche fromme Scenen aus dem Strocknerischen Familienleben darstellen.

An der Außenseite der Kirche sieht man das in Marmor gehauene Bildnis Christoph Weitmoser's im Feierkleide der Bergwerksbesitzer dargestellt, mit dem schwergestickten mit Pelzwerk ausgeschlagenen Überrock, dem reichen Camisol und dem mit einer Feder geschmückten Barret.

In einem kleinen Hofe des Bäckerhauses sieht man zwei canellirte Serpentinssäulen mit schön ausgeführten Capitalern. Sie tragen einen wurmstichigen Balken und erzählen mit beredter Sprache die Geschichte Hof-Gasteins. „Einer untergehenden Sonne schließt man die Thüre“ sagt Shakespeare in „Timon von Athen“, und wahrlich das einstige güld'ne Stadl blieb durch zweihundert Jahre ein vereinsames Dorf. Bekanntlich ward 1352 Hoff ein Dorf genannt und im 15. Jahrhundert zum Markt erhoben.

Dank dem Wechsel der Dinge hienieden und als Bestätigung des tröstlichen Citates: „Wenn eine Thür verschlossen ist, springt eine andere auf“ öffnete sich im Jahre 1830 für Hof-Gastein eine neue Thüre, ja ein breites Thor, durch welches der Wohlstand wieder einziehen konnte in den verwaisten Markt. Das eine Element ist treulos geworden; der Stein hat seine Schätze dem Auge der Suchenden verborgen, aber das Wasser, das heilsame Gasteiner Thermal-Wasser, das oben in Wildbad in überreicher Fülle den erzhältigen Felsen entquillt, wurde 1830 mittels Röhren aus Lärchen- und Fichtenholz in das Thal geleitet und laut einer Inschrift unter der in Erz gegossenen Büste Kaiser Franz I. wurde Hof-Gastein 1828 zu einem Badeort erhoben. „Johann Ladislaus Pyrker, mit Hof-Gasteins Bürgern vereint“, ließ im Jahre 1847 jenes Denkmal „in vollster

¹⁾ Schon hab' ich den Hafen gefunden, Hoffnung und Glück lebt wohl!
Ich habe nichts mehr mit euch zu thun, treibt jezt mit Anderen das Spiel!

²⁾ Nackt bin ich auf die Welt gekommen, nackt trete ich aus ihr hinaus,
Was mühe ich mich vergeblich ab, nackte Begräbnisse sehend!

ewig neuer Ehrfurcht“ dem geliebten Kaiser aus Dankbarkeit errichten. Der Name Pyrker glänzt in den Annalen Hof-Gasteins und verdient voll Dankbarkeit genannt zu werden; denn der gefeierte Dichter und Erzbischof Ladislaus Pyrker von Felső-Eör schenkte eines der wohl-erhaltendsten Gewerkehäuser 1832 dem Ärar als Bade- und Wohnhaus für leidende Officiere. Alljährlich füllen sich die Räume des alten Schlosses, dessen Mauern so manch Interessantes aus vergangenen Zeiten berichten könnten, mit curbedürftigen Officieren, deren Frauen und Witwen und es erfüllt sich der Wunsch des Gründers, der über dem Portal mit goldenen Lettern geschrieben steht:

„Saluti militum D. D. Joannes Ladislaus Pyrker,
Patriarcha Archiepiscopus Agriensis 1832.“

Seit beinahe 23 Jahren weilte der nun greise Bade-Commandant Oberst-Lieutenant Bez von Bardenhain in Hof-Gastein und unter seiner vortrefflichen Leitung erfuhr das alte Haus so manche vortheilhafte Änderungen. Dem edlen Beispiele des Erzbischofs von Erlau folgte im Jahre 1872 der Berliner Banquier Magnus Hermann, der ein zweites kleineres Haus nebst einem Capital von 15.000 fl. in wahrhaft hochherziger Weise dem Ärar schenkte¹⁾.

Eine von Nonnen vortrefflich geführte Pension „Guttenbrunn“ gehört ebenfalls zu den Merkwürdigkeiten Hof-Gasteins, das nun im Aufblühen begriffen ist. Zahlreiche Hotels und Privathäuser mit gut eingerichteten Bädern bergen alljährlich viele Curgäste und im Jahre 1893 gab es sogar Tage, an welchen das in Wildbad so oft klingende Wort „kein Zimmer zu haben“ ertönte. Die landschaftlichen Reize Hof-Gasteins sind ganz anderer Art als jene Wildbads. Das breite von der Ache durchflossene Thal eingerahmt von den herrlich geformten Bergen athmet göttlichen Frieden und birgt gar unbeschreibliche Reize für den Naturliebhaber. Es sei mir gestattet, folgendes Gedicht hierherzusetzen, das am 18. August 1893 von der Verfasserin an Kaisers Geburtstag vorgetragen worden und am 24. August in der Salzburger Zeitung erschienen ist. Es gibt vielleicht eine annähernde Charakterisirung des einstmaligen güld'nen Stadl's.

¹⁾ Derselbe Banquier Hermann besitzt und bewohnt mit seiner Familie die reizende Villa Carolina, die von einer Fürstin Hohenzollern erbaut worden ist.

Hofgastein.

Gedichtet und vorgelesen von José Baroniin Schneider - Arno,

17. August 1893.

Wie oft muß man doch Lanzen brechen
 Für dich du liebes Hofgastein,
 Und wer von dir kann übel sprechen,
 Der muß ja blind geboren sein.

Die Menschen nur, die dich nicht kennen
 Und deine Reize nie geseh'n,
 Die nur vorbei nach Wildbad rennen,
 Die können wohl dich nie versteh'n.

Du hast zwar deine Schattenseiten,
 Wie alles hier auf dieser Welt,
 Und g'rade Schatten zu verbreiten
 Es leidet dir an Bäumen fehlt.

Und um zum einzi'gen Wald zu wallen,
 Der uns verlockend an sich zieht,
 Verschlingen uns die Sonnenstrahlen
 Und unser Antlitz purpurn glüht.

Doch haben wir den Berg erklimmt,
 Ach welch ein Bild! welch' herrlich Bild!
 Umsonst sind wir nicht hergekommen,
 Wir schau'n bewundernd, dankerfüllt.

Den Gletscher können wir begrüßen
 Zu seinem starren Schneegewand —
 Und da — da liegt zu uns'ren Füßen
 Das liebe Dorf am Bergestrand.

Die Kirche schaut zu uns herüber,
 Den Gottgedanken in uns regt,
 Der blaue Himmel wölbt sich d'rüber,
 Kein Lüftchen sich, kein Blatt bewegt.

Da windet sich durch grüne Matten
 Die Ache — wie ein Silberband.
 Im Thale lagern schon die Schatten,
 Berggoldet ist der Berge Rand.

Links unten liegt die liebe Mühle —
 Rechts winkt das Schloß! freundlich zu —
 Und süß'rall weihewolle Stille
 Und süß'rall Frieden, heil'ge Ruh'!

Die Curtax' darf uns nicht betrüben,
 Gibts doch der Fesehallen zwei,
 Dafs wir den Geist ein Bischen üben
 Im ländlich stillen Einerlei!

Und nicht nur dort in Wildbad oben
Besitzen sie 'nen Wasserfall —
Auch hier den unser'n muß man loben,
Stürzt er so toll auch nicht in's Thal.

Und daß die Quellen nicht entspringen
In dieses Thales tiefem Grund
Und nur durch Kunst bis zu uns dringen,
Beklagen wir wohl keine Stund'.

Denn sagt, ist unter uns wohl Einer,
Der singe nicht zu jammern an
Bei 40 Grad — ich glaube Keiner
Und wär' er küh' an's Herz hinan!

An unsrer Zeiten rastlos Treiben
Da mahnt uns keine Eisenbahn —
Doch um die Zeit uns zu vertreiben,
Besitzen wir 'ne Regelbahn.

Ein Wischen Tratsch und Raisonniren,
Geselligkeit ohn' jeden Zwang,
Von allen Leiden sich curiren,
Die Tage werden nie zu lang!

Droht Langeweile uns zu plagen,
Hinauf geht schnell nach Wildbad man,
Daß höher unsere Pulse schlagen,
In jenes Weltbad's Zauberbann!

Berauscht dann kehren wir zurücke
Zu dir du liebes Hofgastlein
Und sehen wir dann von der Brücke
Den trauten Markt im Dämmerchein,

Dann fühlen wir uns erst zu Hause:
In deinem Frieden — deiner Ruh' —
Verklungen ist das toll' Gebrause —
Gegrüßt sei Hofgastlein — gegrüßt sei du!

° * *

Sei uns am Eingang begrüßet, wo der Ort der Hoffnung sich öffnet,
Wo der dampfende Quell zwei Elemente vermählt.
Laut verkündend dem Pilger der ird'schen Hülle Genesung,
Wie dein heilig Symbol ewiges Leben verheißt. Körner.

Nun verlassen wir den hübschen Markt und fahren in einem der
bequemen Postwagen die schöne Straße hinauf nach Wildbad. Der
Postillon bläst sein Liedchen dazu. Nach anderthalbstündiger Fahrt ver-
nehmen wir schon das geheimnisvolle Rauschen und durch einen grünen
Schleier von Lerchen- und Fichtenzweigen erblicken wir den berühmten

Gasteiner Wasserfall. Aus mächtiger Höhe stürzt er, die ganze Schlucht mit seinem Tosen erfüllend, in das Thal, Millionen Diamanttropfen sprühend. Hohe theilweise bewaldete Berge umschließen das enge Thal mit ihren grünen Armen. Das Auge erblickt keinen Ausweg aus dieser Wildnis, es ist, als ob die Welt da ihr Ende gefunden hätte. Und da, 960 Meter über dem Meere, zwischen Wasser und Felsen haben die Menschen nicht Hütten, nein, Paläste erbaut, fünfstockhohe Häuser mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet. Rechts, links, oben und unten, überall, wo das Wasser und die Berge noch Raum gelassen, hat der Speculationsgeist prachtvolle Hôtels geschaffen; denn aus unergründlicher Tiefe sprudelt das heilsame Nass hervor und aus aller Herren Ländern strömt die Menschheit herbei, die franken oder müden Glieder im Jungbrunnen zu baden. Worin die Heilkraft der Gasteiner Thermen besteht, darüber haben sich seit Theophrastus Paracelsus (1562) viele gelehrte Männer den Kopf zerbrochen.

Paracelsus, der gefeierte Arzt von Salzburg, sagt in seinem 1562 erschienenen Badebüchlein über die Gasteiner Quelle:

„Das Bad Gastein nimbt sein Ursprung aus dem Kelch der Markazite, Antimonii und deselbigigen Salniters. Sein Gang ist durch die Matres den rothen Granaten mit viel anhangenden Erz des Silbers und unzeitigen Goldes. Behalt seine Tugendt und Krafft bis an den Tag, auch den Grabt der Hitz, hat auch ein Zugang und Sterkung aus dem kupferischen Vitriol *z. z.*“

Hufeland aber sagt von der Gasteiner Quelle: „Sie gehört zu jenen geheimnisvollen kräftigen Thermen, welche ohne hervorstechende mineralische Bestandtheile sehr auffallende Wirkungen hervorbringen; sie wirkt vorzugsweise „dynamisch“.

Die von Professor Redtenbacher in neuerer Zeit gemachte chemische Analyse ergibt bei 10 Kilogramm 3,399 Gramm feste Bestandtheile.

Das specifische Gewicht des Thermal-Wassers beträgt 1.0003, unterscheidet sich also wenig von dem des destillirten Wassers. Bei gleicher Temperatur besitzt es aber eine größere Leitungskraft der Elektrizität (Die Bäder zu Hof-Gastein von Dr. Ludwig Wick, k. k. Regimentsarzt, Militär- und Civil-Badearzt in Hofgastein 1883).

Elektricität wird den Gasteiner Bädern immer wieder zugeschrieben und ihre belebende Kraft zeigt sich darin, daß welke abgestorbene Pflanzen, Blätter und Blumen im Gasteiner Wasser ihre vorige Fülle und Frische

wieder erhalten. Daher auch die besonders früher herrschende Sitte, die Bäder mit weißen Blumen zu schmücken, die angesichts der Badenden neu aufblühten und so die Hoffnung der Genesung verkündeten.

Bekanntlich strömt aus erzhältigen Bergen das beste heilsamste Wasser hervor, so mag es auch mit den Gasteiner Thermen sein, worin nun der ganze Bergsegen liegt. Sei dem, wie es wolle, die Erfolge sprechen da, wo die Chemie nichts zu sagen weiß, und das große Räthsel wird vielleicht ebensowenig zu ergründen sein, wie das Wunder, das wir alle Tage in Wildbad-Gastein erleben. Hoch oben, ewiger Schnee und unten im Grunde die heißen Quellen!

Nach einer alten Sage sind die heißen Quellen schon zur Zeit des Ostgothen Königs Theodorich 490—520 benützt worden. Doch taucht erst im Jahre 696 der Name Gastein als Quellenort auf, indem die Legende berichtet, die beiden heiligen Märtyrer Primus und Felicianus hätten als Einsiedler dort gehaust und auf ihr Gebet seien die Quellen entstanden. Da nun aber die beiden Heiligen schon im 4. Jahrhundert den Märtyrertod in Rom erlitten hatten, stimmen die Daten nicht überein. Jedenfalls ist der Zusammenhang mit ihnen irgendwie begründet, da in allen alten Chroniken die alte Sage erscheint und das aus dem 15. Jahrhundert stammende alte Gemälde, das den Eingang der neuen katholischen Kirche schmückt, die beiden Heiligen betend darstellt und neben ihnen die heiße Quelle entspringt. Dasselbe Bild zeigt die heiligen Märtyrer in der Arena, wo sie von den wilden Thieren zerrissen werden sollen.

Auch die in fast allen Bädern bestehende Währe von dem von Jägern verfolgten Hirsche, der in der heißen Quelle seine Wunden badet, kommt in der Gasteiner Chronik vor. Dann herrscht bis zum 15. Jahrhundert tiefes Dunkel. Im Jahre 1436 taucht plötzlich der Name des österreichischen Erzherzogs Friedrich nachmaligen römischen Kaisers als Badegast auf. Im Jahre 1545 erscheint der Pfalzgraf Philipp am Rhein mit zahlreichem Gefolge, später sein Vater, der mächtige Pfalzgraf Friedrich mit zwanzig Wagen, 50 Pferden und 18 Maulthieren im Gefolge. 1509 wurde schon die altehrwürdige Straubinger-Hütte von einem gewissen Veit aus Bockstein erbaut; dieselbe machte später einem kleinen Gasthause Platz, das sich endlich in das jetzige stattliche Hôtel verwandelte. Als der noch im Greisenalter lebende Straubinger sein Stübtle verlassen mußte, wurde er ganz traurig und seine Söhne fanden ihn eines Tages bitterlich weinend. Nachdem sie die Ursache seines Kummers erfahren

hatten, beschloffen sie, das Stüble herauszuschneiden und es in das für den alten Herrn eigens erbaute Blockhaus wieder einzusetzen. Nachdem das in der That geschehen war, zog Vater Straubinger, den man scherzweise den König von Gastein nannte, in sein neues bescheidenes Heim. Die alte Straubinger-Hütte hatte gar hohe Herren beherbergt und auch jetzt gilt der Name Straubinger noch immer als der hervorragendste in Wildbad-Gastein: ist doch der vorzügliche Bürgermeister daselbst ein Sohn des „Königs von Gastein“!

Die kleine unterhalb des Badbergs gelegene Kirche stammt aus dem 17. Jahrhundert und der daran gränzende Gottesacker wird der Friedhof Europas genannt, denn aus aller Herren Länder liegen sie da und der Wasserfall singt ihnen ein Schlummerlied. Die enge Schlucht, wo heute Hôtel sich an Hôtel reiht, war ehemals von den Badegästen gemieden; diese hielten sich zumeist in dem im Thale gelegenen Bad Brücke, in Hof-Gastein, Ketschach oder Böckstein auf, wohin das Thermal-Wasser in Tonnen gebracht, oder wie nach Bad Brücke in Röhren geleitet wurde.

Die reichen Bergwerkbefitzer wetteiferten untereinander die hohen Gäste zu beherbergen und mit aller erdenklichen Pracht zu bewirthen.

Im Jahre 1591 kam Erzbischof Wolf Dietrich, was Wunder, wenn da in Hoff und Badt, wie die beiden Orte damals hießen, dem Landesoberhaupte zu Ehren Tänze aufgeführt und Tafeln gehalten wurden, deren Pracht noch lang in der Erinnerung der Einheimischen fortgelebt hat.

1693 gab es nur zwei entdeckte Thermalquellen und es wurde der Stadtphysikus Franz Duelli aus Radstadt beauftragt dieselben zu untersuchen. 1709 kamen schon mehr als hundert Personen, um in den Quellen zu baden oder sich das Heilwasser heimzuholen. In unmittelbarer Nähe des Wasserfalls gab es drei sogenannte Tasernen (kleine Gasthäuser) zur Unterkunft.

Als die französische Armee 1800 mit Moreau in Ober-Osterreich und im Salzburgischen stand, wurden viele kranke Soldaten nach Wildbad gebracht.

Fürst-Erzbischof Hieronymus Colloredo ließ um jene Zeit das Badeschloß erbauen, über dessen Portal auf einer mit Serpentin eingefassten Tafel die Aufschrift zu lesen ist: *Soleribus Gastuni fontibus usentium commotto a prosperitati Hieronimus Archiepiscopus*. Nach und nach schossen die Häuser wie Pilze aus dem Boden hervor. Immer wieder wurden neue Quellen entdeckt, deren heute 18 benützt werden. Sie

sprudeln aus dem Gneissteine am rechten Ufer der Ache hervor, ja eine kommt sogar inmitten des Wasserfalles hervor. Die Temperatur schwankt zwischen 38 und 28° Réaumur.

Erst 1804 erhielt Bad-Gastein einen eigenen Arzt; das Strockner'sche Spital bestand, wie oben schon erwähnt wurde, seit dem 17. Jahrhundert. Unter Kaiser Franz I., der Gastein schon 1807 besucht hatte, wurde, nachdem es 1816 in seinen Besitz übergegangen war, der bis dahin gefährliche Weg durch die Kamm in die jetzt bestehende schöne Straße umgestaltet. Erzherzog Johann, der große Naturfreund und kühne Jäger, war ein großer Gönner dieses schönen Erdenwinkels und ließ sich 1831 ein hübsches Landhaus erbauen, das nun seinen Nachkommen, den Grafen von Meran gehört. So ist Wildbad nach und nach ein Weltbad geworden, das allen Anforderungen der verwöhnten und leidenden Menschheit vollkommen Genüge thut.

Ein hübsches Curhaus mit einem prächtigen Lese-Salon, in dem Zeitungen fast aller europäischen Ländern ausliegen; eine Wandelbahn mit der vom Kaufmann Gessenharter höchst sorgfältig ausgestatteten Bibliothek, die großartigen Hôtels: Straubinger, Weißmeier, Elisabeth, Badeschloß, Gasteiner Hof, Hirsch, Grabenwirth und Germania, die zahlreichen Gasthöfe und Miethhäuser, die gute Curmusik, die täglich dreimal spielt, die sorgfältig gepflegten Spazierwege, am rechten und linken Ufer der Ache, angefaßt eines herrlichen Panoramas, umrauscht von dem Wasserfall im wirzigen Duft des Nadelholzes, alle diese Vorzüge erheben Wildbad-Gastein zu einem Weltbad ersten Ranges; denn die Wirksamkeit der Bäder ist über allem Zweifel erhaben. Reizend, diesseits und jenseits der Ache liegen die zwei neuen Gotteshäuser: das vom berühmten Wiener Dombaumeister Schmidt entworfene gothische 1874 erbaute katholische Kirchlein, und das protestantische, Eigenthum des deutschen Kaisers.

Alljährlich strömen mehr Gäste zu den heilsamen Quellen; die Frequenz ist vom Jahre 1809 bis zum heutigen Tage von 593 auf 7000 gestiegen. Einem alten Bilde zufolge saßen die Badenden ehemals halbe Tage lang im heilsamen Naß, machten ihre Spielchen darin oder nahmen sogar ihre Mahlzeiten an kleinen Tischen, die in den Vollbädern angebracht waren. Heute ist das Heilverfahren ein ganz anderes und die Sterblichkeit-Statistik ist eine viel geringere dadurch geworden, daß die höchst gefährliche unverhältnismäßige lange Dauer der Bäder von 6—8 Stunden auf 15 Minuten, höchstens eine halbe Stunde vermindert worden ist.

Kaiser Franz Joseph ist nun Besitzer des Badeschlosses, das der greise Wilhelm in den Jahren 1864—65 und 71 bis ein Jahr vor seinem Tode bewohnte. Zum Andenken an den alten deutschen Monarchen wurde auf der von ihm so gern frequentirten Kaiser-Promenade ein Kaiser Wilhelm-Denkmal gesetzt.

Auch Kaiser Franz Joseph liebt Gastein und besucht es alljährlich wenigstens auf kurze Zeit. Die Kaiserin aber bewohnt mit Vorliebe einige Wochen hindurch die reizend gelegene Helenen-Burg, eine kleine Villa, die hoch oben über der Schlucht liegt und von wo man einen herrlichen Rundblick genießt. Von da aus macht die hohe Frau große Fußtouren und verkehrt in leutseligster Weise mit den Landleuten, die ihre geliebte Kaiserin nun alle kennen.

Die im Pfarrhose aufliegenden Ehrungsbücher, in welche der Herr Pfarrer liebenswürdig Einblick gewährt, geben Kunde von den berühmten Gästen Gasteins. Namen wie Humboldt, Schelling, Grillparzer, Kaiser Franz Joseph, Kaiserin Elisabeth, Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke sind da vertreten. In Prosa und in Versen wird Wildbad besungen.

Am häufigsten erscheinen im vorigen Jahrhundert die Erzbischöfe von Salzburg. 1764 kommt ein Fürst Porcia. 1785 der Naturforscher Freiherr von Born mit dem Dichter Blumauer, der sich in folgenden Versen verewigt:

Du liebes Bad, Du heiltest manchen Fuß,
Der eine Last der Erde nur getragen,
Und unter dem noch jetzt in uns'ren Tagen
Vielleicht die Erde seufzen muß.
Heil einmal einen, unter dessen Tritt
Das Wohl der Menschheit schöner blüht,
Und gerne will ich Deinen Wüstenei'n
Mein bestes Lied zum Danke weih'n.

Daß Wildbad damals in der That noch eine Wüstenei gewesen, geht aus jenem anderen Spruch eines Gastes hervor, der schreibt 1800:

„Zufriedener als ich kam, verließ ich diese graue Wildnis.“

1800 finden wir Freiherrn von Loudon, 1804 Erzherzog Johann, der den Rathhausberg bestieg, 1807 Kaiser Franz I. und Erzherzog Rainer, Vice-König von Mailand 1817 Schelling, 1820 den Erzbischof Pyrker und seinen Freund Grillparzer mit folgenden Versen in seiner leserlichen Schrift:

Gastein ist wie die Welt;
 Das Beste, was uns d'rin zu Theile fällt,
 Ist wohl, trotz dem was wir darüber lesen,
 Die Hoffnung stets, die Trösterin gewesen
 Stellt Glück und Heilung sich wohl später ein.

Gezeichnet: Grillparzer 8. August 1820.

1832 kommt wieder Kaiser Franz I. mit seiner Gemahlin der Kaiserin Karolina.

Wenn ich 1838 meinen Großvater, den FML. und Commandirenden von Ober-Osterreich Karl Freiherrn Schneider von Arno erwähne, so ist dadurch meinem Herzen Genüge gethan, das höher pochte, als es die lieben Schriftzüge gewahr wurde. 1882—93 die Prinzessin Wilhelmine Montleart Herzogin von Sachsen-Curland, von der Bevölkerung der Sonnenschein von Gastein genannt, in doppelter Beziehung, weil mit ihrem Einzuge im Spätherbst nicht nur oft die Himmelsjonne, sondern auch die Sonne der Wohlthätigkeit erscheint. Unzertrennlich von der Herzogin ist deren liebenswürdige Freundin, die edle Baronin Eßlinger-Wildegg!

Und nun nur mehr ein paar Worte über den herrlichen Ausflug in das liebliche Thal Böckstein, dem einstigen Sitze der vielen Goldwäschereien, deren noch eine existirt, wo der mit Mühe gewonnene Goldsand gewaschen wird. Auf einem Hügel steht die liebe kleine 1747 erbaute Kirche in der nächsten Nachbarschaft des reizenden Jagdschlößchens des Grafen Czernin und zwei gute Gasthäuser laden zur Rast ein. Von da der Ache entlang in das hintere Achenthal vorüber an den drei imposanten Wasserfällen in das Raxfeld, wo man am Fuße des Gletschers, in der zu Ehren der geliebten Kaiserstochter Erzherzogin Valerie benannten Valerie-Hütte ruhen kann — bis hinauf zu den Pokart-Seen, wo die Natur in ihrer ganzen Wildheit den mächtigsten Eindruck hervorbringt. Im 16. Jahrhundert sollen italienische Taucher Goldsand, Granaten und Saphire daraus hervorgeholt haben.

Im Süden und Westen vom Raxfeld sind keine eigentlichen Thäler, sondern nur Hochfahre. Hinter diesen breiten sich ungeheure Gletscherflächen aus: westlich der Sonnblick, Herzog Ernst, Schareck und Schlappereben. Auf letzterer gab es einstens lebhaften Bergbau, und laut alten Berichten wohnten dort die Knappen neben den von Ziebelhainen beschatteten goldreichen Schachten. Es waren dies jene unglücklichen Knappen, die von jenem im 17. Jahrhundert in den Annalen

Gasteins unübertroffenen Schneesturme von einer Lawine verschüttet wurden. Die Stollen waren vereist und in einer alten Chronik wird dieses Unglück folgendermaßen geschildert. Ein Jäger geht auf die Suche der Verunglückten, doch:

„Wie staunet er, an wohlbekannter Stätte
Die Eiswand an, die nie er schaute,
Die sich seit gestern erst erbaute.
Doch als ein unerschrockener Geselle
Tritt er beherzt durch die vereiste Halle
Und steht rings an der Eiswand
Stehn, wie er lebend sie gekannt,
Die Knappen schauerlich als Eiskristalle.“

Wenn hier die Phantasie des Dichters auch ein etwas gewagtes Bild gibt, so ist jenes Ereignis doch gewiß im Gedächtnisse der Zeitgenossen fest eingepreßt geblieben.

Der Saumweg vom Naisfeld nach Kärnthen führt nach Malnig, wo die Römer am Daniel-Berge im Müllthale dem Hercules, dem Beschützer der Badenden, einen Tempel erbaut hatten und wo noch heute folgende Inschrift zu lesen ist, die man in ganz ähnlicher Art im Herculesbade in Mehadia wiederfindet: *Herculi invicto sacrum Q. Dominicus Rufinus et Valeria Attica cum suis templum vetustate conlapsum restituerunt ex voto*¹⁾. Der König der Berge ist der Ankogel, der einstmals mit 400 Almen bedeckt und reich an Goldadern gewesen sein soll; jetzt deckt ihn ewiger Schnee.

Wir kehren nun zurück nach Wildbad, das im elektrischen Lichte strahlend einen bezaubernden Eindruck macht. Geisterhaft leuchtet der Wasserfall im geheimnisvollen blau-gelben oder violetten oder weißen Lichte auf und sein Rauschen klingt wie der Sang entschlafener Geister. Die Vergangenheit Gasteins steigt vor unserer Seele auf — und die Großartigkeit dieses unbeschreiblich schönen Naturbildes — der dunkeln Berge, die das Gold und Silber in ihren Herzen tragen, des Flusses, der da hinabstürzt über Felsen und Klippen in rasender Eile, der heißen Quellen, die da hervorsprudeln aus der Tiefe, greift an unser Herz. Vergänglichkeit und Ewigkeit — Gastein Du bist das Symbol dieser beiden Brennpunkte unseres Daseins! Ich grüße Dich noch, ehe ich von

¹⁾ Hercules dem Unbesiegtten haben diesen durch Alter in Ruinen zerfallenen Tempel Quintus Dominicus Rufinus und Valeria Attica nach einem Gelübde wiederhergestellt.

Dir und von meinen Lesern scheid' mit den Worten unseres unsterblichen,
österreichischen Dichters Franz Grillparzer:

Die Trennungskunde schlägt und ich muß scheiden,
So leb' denn wohl, mein freundliches Gastlein!
Du Trösterin so mancher bitt'ren Leiden,
Auch meine Leiden lulltest du mir ein.
Was Gott mir gab, worum sie mich beneiden,
Und was der Quell doch ist von meiner Pein,
Der Qualen Grund, von Wenigen ermessen,
Du liehest mich's auf kurze Zeit vergessen.

Denn wie der Baum, auf den der Blitz gefallen,
Mit einem Male strahlend sich verkärt,
Rings hörst Du der Verwund'ung Ruf erschallen,
Und jedes Aug' ist stauend hingelehrt,
Indeß in diesen flammenglüh'nden Wellen
Des Stammes Mark und Leben sich verzehrt,
Der, wie die Lohe steigt vom glüh'nden Herde,
Um desto tiefer niedersinkt zur Erde —

Und wie die Perlen, die die Schönheit schmücken,
Des Wasserreiches wechselvolle Zier,
Den FINDER, nicht die Geberin beglücken,
Das freudenlose stille Muschelthier,
Denn Krankheit nur und langer Schmerz entdrücken
Das heißgesuchte traur'ge Kleinod ihr,
Und was Euch so entzückt in seinen Strahlen
Es ward erzeugt in Todesnoth und Qualen —

Und wie der Wasserfall, deß lautes Wogen
Die Gegend füllt mit Nebel und Getos,
Auf seinem Busen ruht der Regenbogen
Und Diamanten schütteln rings sich los,
Er wäre gern im stillen Thal gezogen,
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schooß,
Die Klippen, die sich ihm entgegensezten,
Versöhnen ihn, indem sie ihn verletzten —

Der Dichter so! Wenn auch vom Glück getragen,
Umjubelt von der Beifall lautem Schall,
Er ist der welke Baum vom Blitz geschlagen,
Das arme Muschelthier — der Wasserfall —
Was Ihr für Lieder haltet, es sind Klagen,
Gesprochen in ein freudenleeres All
Und Flammen, Perlen, Schmuck, die Euch umschweben,
Gelöste Theile sind's von seinem Leben.





Der Panzl von anno Neun.

Eine Reminiscenz im Spiegel der Gegenwart
von Friedrich Steinebach.

An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen;
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft!
Schiller.

„Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!“
Herzerhebender Gedanke, befeeligende Worte eines gottbegnadeten Dichters;
wie Holscharfenklänge aus einer glücklichen Welt und aus vorurtheils-
freien Zeiten, wo noch keine Schranke Mensch vom Menschen schied,
klingen dieselben herüber in die unseligen Wirren der Gegenwart. Die
weltbewegende Nationalitätenfrage hat durch ihre Consequenzen diesen
Zustand geschaffen. Denn nicht als ein Band, welches alle Menschen
gleich Brüdern vereint, wirkt diese Lehre, sondern sie wirkt zeretzend
wie Scheidewasser auf die Gemüther und entflammt einen Kampf, wie
dereinst der Schlachtruf: „Hie Welf — hie Waiblingen!“ die Parteien
bis zum Blutvergießen erhitzte.

Statt die starke Fessel zu bilden, welche die Nationen brüderlich
verbindet und den Prüfstein bildet, welcher wahre Nächsten- und
Menschenliebe erprobt, will es fast scheinen, als wollte sich eine neue
Völkerwanderung vorbereiten, welche die Menschheit nach Stämmen
scheidet, und nicht Staaten und Länder, sondern nur die Nationalität
als Gränze der Zusammengehörigkeit anerkennt. Dieser engherzige Kampf
impft das Geliüste zur Scheidung so sehr in die Gemüther, daß diese
Leidenenschaft auch auf weitere Gebiete übergreift und daß die Sucht der

Trennung und Befehdung auch nach Racen und Glauben in bedauerlichster Weise erwacht. Unheilvoll und unbegründet ist aber diese betrübende Erscheinung, denn die Menschheit ist die Idee, welche alle Nationen umschlingt; die Nationalität soll nur als Form der Menschheit erscheinen. Da nun Nationalität die Menschheit ist, sofern sie sich bei einer Nation in einer besondern Form oder bestimmten Beschaffenheit findet, mithin die Menschheit über oder vielmehr in der Nationalität sein soll, so darf der National-Charakter niemals dahin ausarten, daß er einen Haß zwischen ihnen nährt oder den brüderlichen Verkehr derselben zerstört.

Unter allen Ländern der Welt ist keines so schwer von dieser Seuche getroffen, wie unser schönes vielangeseindetes, aber auch vielgeliebtes Oesterreich. Man entschuldigt dies damit, daß in Oesterreich so viele Nationen wohnen; allein diese Ausrede trifft nicht zu, denn in demselben Oesterreich haben dieselben Nationen durch so viele Decennien mit und nebeneinander in Ruhe und Frieden gelebt und erst die Fackel der Nationalitätenfrage hat den unheilvollen Kampf entfesselt. Jeder vorurtheilslose Oesterreicher, welcher auf ein langes Leben zurückblickt und in verschiedenen Landestheilen sich aufgehalten hat, in welchen die mehrsprachlichen und verschiedenen Nationalitäten wohnen, muß mit wehmüthiger Rück Erinnerung nunmehr dieser glücklichen Vergangenheit gedenken und sich sagen: „Ach, es war nicht immer so wie heute!“ Alle zusammen haben verträglich in einem nahezu patriarchalischen Zustande existirt, einer hat die Sitten und Gebräuche des andern respectirt und geachtet, gegenseitig wußten sie sich bestens zu verständigen und sich rasch mindestens so viel von dem Idiom des andern anzueignen, als zum täglichen Verkehre nothwendig war. Misverständnisse, welche ein Mangel hierin verschuldete, wurden mit nachsichtsvoller Heiterkeit aufgenommen und man war bestrebt, gegenseitig zu ergänzen, was dem Bedürfnisse nach noch nothwendig geworden war. Dieser friedliche Zustand ist längst dahin, und dadurch geht der Sinn für die Zusammengehörigkeit, das Gesamtwesen und die Einheit verloren, in welchen doch allein das Ansehen, die Kraft und Stärke beruht. Jeder Theil strebt den Vortheil nur für sich allein an, fühlt sich nur als Angehörigen desjenigen Landestheiles in welchem seine Nationalität vorherrscht, und verliert das große Ganze, das gemeinsame Vaterland, das Oesterreich aller Theile zusammen, mehr und mehr aus dem Auge,

was sich selbst bis auf den Namen „Österreich“ erstreckt. Jeder Einzelne bekennt sich als Cechen oder Polen, Ruthenen, Slovenen, Rumänen, Italiener, Kroaten, Deutschen oder Serben, nicht aber als Österreicher, und dieser Fanatismus ist schon so weit gediehen, daß sich ein Verein zu bilden wagte, welcher an die europäischen Monarchen ein Memorandum mit der Bitte richten will, aus Österreich einen Staatenbund zu schaffen. Wohl wird man diesem hochverrätherischen Treiben ein Ende zu bereiten wissen, aber dieser Gedanke wurde rasch — hinter die Immunität im Reichsrathe verschanzi — zum Ausdruck gebracht und von der dortigen Rednerbühne die Doctrin gelehrt: „Man flunkert und fuchtelst nur mit dem Worte ‚österreichisch‘ herum, obwohl in diesem Lande manche Nationen sogar gegen diesen Begriff ‚österreichisch‘ eine Antipathie haben, denn es gibt gar keine österreichische Nation. Es gibt nur Völker in Österreich. Die Nationen müssen in Österreich die Zerstörung bis zum Äußersten führen.“

Der Österreicher, welcher sein Vaterland liebt und schauernd das Bild erblickt, welches ihm in diesem Spiegel vorgehalten wird, kann nur auf die Wandelbarkeit der Zeit hoffen, welche nach Sturm und Ungewitter wieder das Sonnenlicht heraufzuführen pflegt. Inzwischen bleibt ihm der Trost, sich an den strahlenden Ruhmestagen zu erfreuen, welche Österreich so zahlreich zu verzeichnen hat und in welchen bisher noch immer seine Stärke, sein Sieg und seine Größe leuchtend aus allen, selbst den schwersten Prüfungen hervorgegangen ist, durch die Treue und Einigkeit seiner Völker.

Für den Einzelnen, wie für die Menge ist der Ausblick auf diese Beweise echter Vaterlandsliebe und wahrer Begeisterung für Österreichs Einheit und Größe gerade in diesen düsteren, zerstörenden, die Gedanken verwirrenden Zeitläuften von größter Bedeutung, um den Muth zu kräftigen, die Thatkraft zu entflammen und die Entschlossenheit für die Stunde der Gefahr zu stählen, damit Gut und Blut der treuen Österreicher das Vaterland strahlender als je erstehen lasse, wenn die falschen Propheten die Früchte ihrer Saat ernten zu können vermeinen.

So zahlreich die ruhmvollen Bilder aus Österreichs Geschichte sein mögen, so wenden sich doch in solchen Augenblicken der geistigen Rückschau die Blicke am liebsten auf jene denkwürdigen Tage des Jahres 1809, in welchen das biedere Volk der Österreicher in Tyrol aus eigener Initiative — unerschütterlich wie die Berge des Landes

— die eigene Brust zum schützenden Schilde darbot, um das theuere Vaterland „Österreich“ zu retten in der Stunde der höchsten Gefahr.

Eben deshalb wurde die Geschichte dieser Heldentage unzähligemal durchgesehen und die ruhmvollen Thaten in Wort und Bild verewigt, dabei ist aber noch niemals für alle betheiligten Führer der tapferen Söhne des Landes mit voller Unparteilichkeit und Gerechtigkeit vorgegangen worden.

Andreas Hofer, dessen Name unvergessen bleibt so lang ein deutsches Herz schlägt, wurde wohl immer nach Gebühr gewürdigt. Man kennt und nennt wohl auch Speckbacher, den schönsten und geistig vielleicht begabtesten unter den Schützen-Majoren von 1809; man erzählt in Tyrol noch davon, wie er bei Mellick die drei bayrischen Soldaten, die ihn als Gefangenen aus dem Treffen führten, mit seinen gewaltigen Fäusten niederschmetterte und die Freiheit wieder gewann. Dann hört man zuweilen von dem thatenlustigen Capuziner Haspinger, von Teimer und Aichbacher, allenfalls von dem Senfenschmied Reinisch von Bolders, dem Winkelried Tyrols; die übrigen sind außerhalb der heimischen Berge so gut wie vergessen. Viele, die mit ihnen eben so tapfer gefochten, schwinden allmählig aus dem Gedächtnisse des Volkes; die Erinnerung an sie verblaßt wie verschwimmendes Abendroth und doch wären sie werth, daß man ihr Andenken zuweilen auffrischte. Unserer Zeit thut es noth, daran gemahnt zu werden, daß man kein gedrillter Soldat zu sein braucht, um ruhmvoll für das Vaterland Österreich zu kämpfen und zu sterben.

Ihre Namen sollten den Nachkommen, denen sie nicht mehr geläufig sind, frisch eingeprägt werden. Auf dem Berge Isel bei Innsbruck, an dessen Abhängen die französischen Sturmcolonnen zerschellten, erhebt sich das Hofer-Denkmal von Heinrich Ratter; man könnte und sollte wohl auf Erztafeln wenigstens die Namen der braven Schützen-Majore und jener Unterführer verewigen, die als Blutzengen für Österreichs Befreiung von fremdem Joch ihr Leben geopfert haben. Hofer erhielt ein Standbild auf der Stätte seines Ruhmes; aber auch jenen, die ihn erwerben halfen, sollte ein Zeichen dankbarer Erinnerung geweiht werden. Die treuen Todten sollte man nicht vergessen.

Ein kleiner Ort, mitten in den Alpen auf steiler Bergeshöhe gelegen, das freundliche Wildalpen könnte hierin als Muster gelten.

Bei dem Eingange in die dortige Kirche ist nämlich eine Marmortafel angebracht, auf welcher alle Bildälpler verzeichnet sind, welche bisher bei der Vertheidigung des Vaterlandes gefallen und sobald dieser Fall wieder eintritt, wird der Name jedes Braven sofort auf dieser Tafel verewigt. Welch' schöne ergreifende Sitte!

Von den obgedachten Tyrolern nun verdienen wohl vor allen der Vergessenheit entrissen zu werden diejenigen, welche nicht nur als Helden gekämpft haben, sondern auch durch ihren edlen Charakter und ihre Wahrhaftigkeit glänzten und diese Tugenden selbst dann nicht verleugneten, als sie in Folge dessen mit Hofer dasselbe Schicksal theilen und ihre Standhaftigkeit mit dem Leben bezahlen mußten.

Peter Sigmair von Mitternberg im Pusterthale ist hier an erster Stelle zu nennen, welcher schließlich als Opfer der Kindesliebe starb. Er gehörte nicht zu den Protagonisten der Erhebung, sondern hatte nur die bescheidene Stelle eines Ober-Lieutenants in der Schützen-Compagnie des Hauptmanns Zoller von Neunhäusern bekleidet und als Ordonanz-Officier wichtige Botendienste gethan. Hätte in seiner Heimatgegend ein menschenfreundlicher General commandirt, so würde man sich, als die Ruhe wiederkehrte, um den einfachen Schützen-Officier kaum gekümmert haben. Es gab unter den französischen Befehlshabern auch großmüthige Männer. Baraguay d'Hilliers zum Beispiel, entließ nach den mörderischen Kämpfen bei Spinges die gefangenen Bauern, damit sie, wie er ausdrücklich erklärte, in den Schoß ihrer trauernden Familien zurückkehren könnten, da die „große Nation“ nur mit den Soldaten des Kaisers Krieg führe. General Almeras, der sich mit Mühe und Noth in Brumek der stürmenden Bauern erwehrte, schützte die Stadt vor Plünderung, die Einwohner vor Mißhandlung und ließ keine einzige Hinrichtung vollziehen, so daß man ihm nach Jahrzehnten, als seine Gebeine längst in spanischer Erde moderten, ein dankbares Andenken bewahrte. Aber im Landesgerichts-Bezirk Welsberg, zu welchem das Dörfchen Mitternberg gehörte, waltete die eiserne Faust des unerbittlichen Broussier, eines würdigen Collegen des berühmten Rusa. Er war ein Liebhaber der Befehrungs-Methode durch Pulver und Blei und gab den Executions-Platons fleißig zu thun. Auch der Pfarrer von Virgen und sein Cooperator, die beide schwerlich die Waffen angerührt, wurden kurzweg erschossen. Tag und Nacht spürten Streifwachen jenen nach, die sich verborgen hielten. Zu

diesen zählte auch Peter Sigmair, nach welchem auf Broussier's Befehl eifrig gefandert ward. Als man ihn nicht entdecken konnte, versiel der General auf ein teuflisches Mittel. Er ließ Peter's Vater, den greisen Tharerwirth Georg Sigmair verhaften und verkünden, wenn sich der Sohn nicht binnen drei Tagen stelle, würde der Alte an seinerstatt füsirlirt. Da kam der Flüchtling aus seinem sichern Versteck hervor und überlieferte sich dem Feinde. Das ganze Dorf weinte, als er kam, Broussier blieb ungerührt. Er verschärfte das Todesurtheil gegen den heldenmüthigen Sohn durch den barbarischen Zusatz, er solle vor seinem Vaterhause erschossen und dann seine Leiche zum abschreckenden Beispiel an einem Galgen aufgehängt werden. Peter's Frau warf sich mit den kleinen Kindern dem General zu Füßen und bat um Barmherzigkeit. Vergebens; Broussier blieb hart wie ein Felsblock und die einzige Milderung der Strafe, welche er gewährte, bestand darin, daß Peter Sigmair auf einem andern Plage sterben und dann christlich begraben werden durfte. Am 20. Januar 1810 sank der Sechszunddreißigjährige, von französischen Kugeln durchbohrt, vor einer kleinen Capelle, an deren Mauer lange Zeit ein Bild der Hinrichtung zu sehen war.

Ein ähnliches Schicksal traf Peter M a y r, stammend aus dem kleinen Dorfe Mahr ungefähr zwei Stunden südlich von Brigen. Heute fliegt man im Eisenbahnwagen daran vorüber; die alte Poststraße nach Italien führte mitten durch und an dieser lag das Gasthaus, das Peter Mayr gehörte. Einer der eifrigsten Aufstandsleiter im deutschen Südtirol, fiel er nach den letzten November-Kämpfen in Gefangenschaft. Das Kriegsgericht sprach das Todesurtheil über ihn. Seine hochschwangere Frau eilte nach Bozen und flehte die Gattin des Generals Baraguay d'Hilliers um Gnade an. Diese verwendete sich zu Gunsten Mayr's; der General selbst, der humanste aller französischen Befehlshaber in Tyrol, fühlte Erbarmen und ordnete eine neuerliche Untersuchung an. Man raunte dem Gefangenen zu, er brauche den Richter nur zu versichern, daß er das vicekönigliche Edict vom 12. November, welches jeden fernern bewaffneten Widerstand mit dem Tode bedrohte, nicht gefannt habe, um seine Begnadigung zu erlangen. Peter M a y r weigerte sich eine Unwahrheit zu sagen; nicht die Ermahnungen des Bertheidigers, nicht die Bitten und Thränen seines Weibes, das vor ihm auf den Knien lag, vermögen seinen starren Sinn zu beugen. „Ich will mein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen“ jagt er ruhig und erklärt im

Verhör, er habe das Edict gelesen, aber seine Pflicht gethan. Einigen Richtern wurden die Augen feucht, als sie ihn so reden hörten und mit schwerem Herzen stimmten sie, weil sie mußten, für seinen Tod. Am nämlichen Tage, fast zur selben Stunde wie Andreas Hofer, führte man Peter Mayr zum Richtplatz; auch er blickte ruhig in die Mündungen der auf ihn gerichteten Gewehre, auch er commandirte selbst: „Feuer!“

Joseph Eisenstecken, genannt der Badlwirth, war in Matrei geboren, aber als kleines Kind nach Bozen gekommen und just dreißig Jahre alt, da der Sturm losbrach und Hofer mit seinen Passeirer Schützen in die Stadt rückte. Er wollte gegen Trient ziehen; Eisenstecken's kluger Rath bewog ihn, den Stoß gegen Norden zu führen. Eisenstecken überredete die Officiere der Brigade Boul, dem Befehle zum Abzuge zu trotzen und noch fast zwei Monate vereint mit dem Landvolke weiter zu kämpfen. Er konnte als Hofer's General-Quartiermeister gelten, denn unermüdlich sorgte er für die Verpflegung der Schützen. Nach dem Znaimer Waffenstillstande verließ er mit den österreichischen Truppen das Land und dies kränkte Hofer tief. Er ließ ihn und Silberer gar nicht vor, als sie ihm die goldene Ehrenkette, welche der Kaiser Franz dem Hofer verliehen hatte, in der Innsbrucker Burg überreichen wollten. Wenige Tage später jedoch, als die Nachricht von der Niederlage der Tyroler bei Lavis eintraf, beillte sich Hofer, Eisenstecken als Befehlshaber nach Süd-Tyrol zu schicken. Dort bewährte sich der Badlwirth glänzend. Er säuberte das Etschthal bis Trient von den Franzosen und vereitelte jeden ihrer Versuche, vom Süden her der tyrolischen Hauptmacht in den Rücken zu kommen. Auf die Nachricht vom Wiener Frieden legte er sogleich die Waffen nieder und schickte seine Schaaren nach Hause. Man hat ihm das verübelt, aber er wendete durch seine Ergebung in das Geschick von Bozen und der Umgebung unsägliches Elend und die blutigen Gräucl ab, mit welchen die Rache des Siegers im November die Brigener und Meraner Gegend heimsuchte. Eisenstecken war der Diplomat unter den Tyrolern von 1809, tapfer im Gefecht, doch ein vorsichtiger Kopf, der mit den politischen Ereignissen zu rechnen wußte. Er starb als wohlhabender Mann friedlich daheim.

Joseph Ignaz Straub war in vielen Stücken von ähnlichem Schlag. Er stammte aus Hall und gehörte zu den wenigen Männern in Nord-Tyrol, die lang vor dem Ausbruche des Aufstandes in das

Geheimniß eingeweiht wurden. Sein Vater hatte ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen; er opferte es und rüstete auf eigene Kosten mehrere Compagnien aus. An ihrer Spitze focht er in allen Schlachten am Berge Isel. Große Menschlichkeit gegen Verwundete und Gefangene zeichnete ihn aus und wiederholt setzte er sein Leben auf das Spiel, um wehrlose Feinde vor der Wuth der Bauern zu schützen, welche die Grausamkeit der Franzosen vergelten wollten. Ihm verdankte es der österreichische General Chasteler, daß man ihn auf seiner Flucht nach dem Treffen bei Wörgl nicht erschlug; ihm dankte es die Stadt Hall, daß sie nicht von den eigenen Landsleuten geplündert ward. Nach der Bezwingung Tyrols blieb *Straub* von den Feinden unbehelligt; im Jahre 1813 aber wurde er auf den Verdacht hin, eine neue Erhebung vorzubereiten, verhaftet und acht Monate eingekerkert. *Straub* ist einer der wenigen unter den Führern von 1809, der ein ziemlich hohes Alter erreichte und mehr als dreißig Jahre nach den heroischen Kämpfen, die Tyrol in Pulverdampf und Brandgeruch hüllten, dem jüngern Geschlechte davon erzählen konnte.

Gewaltiger noch als dieser ragte in jenen blutigen Tagen die Gestalt *Rupert Wintersteller's* hervor. Er war einer der wohlhabendsten Landwirth in Tyrol und in seiner Heimat Kirchdorf der angesehenste Mann der Gemeinde. Er stammte aus einer Familie von Tapsfern. Sein Ahn, gleichfalls *Rupert* getauft, hatte ihm Jahre 1703 eine Schützen-Compagnie gegen die Truppen des Kurfürsten *Max Emanuel* geführt und im Handgemenge eine bayrische Trommel erbeutet, die seitdem als eine Art Heiligthum der *Wintersteller* aufbewahrt ward. Der Sohn, auch wieder *Rupert* geheiß, war in den bayrischen Erbfolgekrieg gezogen und an der Seite *Trenk's* in München eingerückt. Der Enkel schlug nicht aus der Art. Die Kriegserfahrung, die er 1797 und 1805 erworben, verwerthete er 1809. Bei *St. Johann* und *Rössen*, bei *Waidring* und *Unken* schlug er sich wie ein Löwe; in dem letzten Gefechte vernichteten seine Schützen, mit den umgekehrten Stützen alles vor sich niederschlagend, das bayrische Leib-Regiment und eroberten die feindlichen Geschütze. *Wintersteller's* großes Anwesen wurde niedergebrannt und ein Preis von hundert Ducaten auf seinen Kopf gesetzt. Als er die Nachricht von dem Verluste seiner ganzen Habe erhielt, fragte er nur, ob die alte Trommel gerettet worden sei und freute sich wie ein Kind, als man dies bejahte. Der reiche Mann war so arm geworden,

dass er die goldene Medaille und Kette seines Vaters verkaufen mußte. Er klagte nicht, trug auch die Leiden seiner Münchener Haft im nächsten Jahre mit stoischem Muth und kehrte dann, wie Eisenstecken, still zu seinem Geschäft zurück, zufrieden mit dem Majors-Titel und der jährlichen Pension von 400 Gulden, stolz auf das goldene Ehrenzeichen, das fortan auch seine Brust wie die seines Großvaters und Vaters schmückte.

Auch der Kreuzwirth Schenk von Brixen, Peter Kemmaler von Schabbs, Peter Huber von Brunck, dann Georg Bucher von Nyams — der am 10. April die erste Isel-Schlacht durch einen kühnen Angriff auf die Vorposten bei der Gallwiese eröffnete — haben tapfer gefochten und Verfolgungen wie Verluste an Gut und Blut ohne Murren erlitten. Eine ganz besondere Beachtung und eingehende Erörterung nach dieser Richtung verdient aber noch:

Johann Panzl,

Schützen-Hauptmann und Unter-Commandant des Andreas Hofer, welcher die Verewigung seines Namens nicht nur deshalb verdient, weil er ein echter Patriot und Held im Kriege war, sondern auch aus dem Grunde weil er im Frieden seinen biedern Charakter und seine Kunstliebe im edelsten Sinne werththätig durch hervorragende Leistungen bewiesen hat. Es zeigt dies sein Lebensgang, wofern man denselben — wenn auch nur in großen Zügen — von seiner Geburt bis zu seinem letzten Athemzuge entrollt.

Im Gasthose zu Mühlbach im Landgerichte Mittersill im Pinzgau herrschte am 23. Juni 1786 in der Familie des Wirthes Zübel und Lustbarkeit; denn es war demselben sein Erstgeborener zur Welt gekommen und die Eltern fanden der Freude kein Ende. Nicht ohne guter Vorbedeutung im Zeichen des Schützen geboren, lachte sie der junge Weltbürger freundlich an und sparte ab und zu wohl auch seine Lunge nicht wenn ihm etwas unangenehmes geschah. Johann Panzl war sein Name und an ihn knüpfte sich die Hoffnung der Eltern, denn wenn er gleich als er heramwuchs ein Freund vom Ringen und Streiten war, so zeigte er doch frühzeitig einen geraden biedern Sinn, männliche Entschlossenheit und einen offenen Kopf und klaren Verstand, denn binnen dreiviertel Jahre hatte er in der Landschule Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt. Dass Johann Panzl übrigens auch ein lustiger Schalk und voll guten Humors war, das sollten die Seinen nur zu bald inne werden, als ihn sein Vater beim Handelsmann Zass zu Kitzbüchl als

Lehrjungen untergebracht hatte. Wie sollte dieses eingesperrte langsam hinschleichende Leben dem regen tollen thatenlustigen Sinn des jungen Panzl behagen? Es behagte ihm auch in der That nicht und er hielt es nur aus Liebe zu seinen Eltern fünf bis sechs Wochen lang in diesem dumpfen Kramladen aus, aber dabei hatte sein schlauer Kopf einen originellen Plan ausgedacht, um loszukommen aus dem fatalen Joch der Ladbienerei. P a n z l stellte sich nämlich zusehends schwerhöriger, gab den Kunden Schnupftabak statt gebranntem Kaffee und veranlasste derart tausend Verwirrungen, bis es seinem Herrn zu toll wurde und der schlaue Hans seinen ersehnten Abschied erhielt. Freudig im Innern, äußerlich betrübt kehrte er denn in sein Elternhaus heim, wo ihm zwar nicht die beste Aufnahme zu theil wurde, aber der schlaue P a n z l spielte auch daheim den Tauben so trefflich, daß er sogar Mitleiden erregte. Spät erst verrieth er seine List und die Seinen verziehen ihm lachend um so lieber, als er zu Hause als Kellner und Metzger sich findig anstellte und bis zu seinem 18. Jahre als braver Sohn die Stütze der Eltern im Hause blieb.

Um aber für sein Fortkommen zu sorgen, war Hans darauf bedacht, ein tüchtiges Handwerk zu lernen und trat deshalb beim Daimerbräu in Ritzbüchl in die Lehre, wo ihm sein unermüdeten Eifer und sein heiterer Sinn alsbald die allgemeine Liebe erwarb. Doch war dies alles nur ein Vorpiel und erst das Jahr 1805 brachte dem wackern P a n z l die rechte Gelegenheit, um seinen Muth und seinen herrlichen Stutzen zu zeigen. Als würdiger Nachkomme seiner tapfern Voreltern im Ober-Innthale sah er kaum die Noth, in welche sein geliebtes Heimatsland durch die Franzosen gekommen war, so langte er eilig seinen Stutzen von der Wand und stand als muthiger Held alsbald am gefahrvollsten Posten beim Paß Strub, wo ihn der biedere Commandant Wintersteller freudig begrüßte. Feindeshafs, Muth und Liebe zum Kaiser und Vaterland machten ihn den Gegnern verderblich und sein erster Schuß war zugleich seine erste Heldenthat. Auf Vorposten im Walde bei St. Martin war es, als P a n z l auf einmal in seiner Nähe ein Geräusch vernimmt; rasch wie der Blitz stellte er sich lauend hinter einen Baum und erblickt richtig zwei feindliche Jäger, welche als Streifpatrouille auf dem Steig daherkommen, von welchem Hans kaum zwanzig Schritte entfernt stand. Kaum hatten die Sorglosen Posto gefaßt, so krachte es schon aus dem Gewehre des Schützen P a n z l und —

beide Feinde lagen todt auf der Erde. Der eine war durch den Hals, der andere, höher gestandene, durch die Brust geschossen und die übrigen ihnen nachfolgenden Jäger ergriffen darüber die Flucht, denn sie kannten nicht die Stärke der Gegner. Wie sehr Panzl's Achtung bei den Seinen durch diese erste That stieg, läßt sich nicht sagen, umsomehr, als er es verschmähte bei den gefallenen Kriegern Beute zu machen. Nur die silberne Medaille, welche einer der Gefallenen an der Brust trug und welche vor Gott und der Welt dem tapfern Schützen gebührte, nahm er an sich, um sie als Ehrenzeichen seiner Waffenthat zu tragen. Zwar wollten Reidische ihm diese Medaille streitig machen, aber er behauptete sie mannhafte, wie er sie mannhafte erworben hatte.

So lang nun die Franzosen den Paß Strub bedrohten, hielt Hans wacker Stand mit den an Zahl nicht starken Genossen, vor deren Tapferkeit die 7000 bis 8000 Mann zählenden Feinde am 2. und 3. November 1805 sich flüchtig zurückziehen mußten. Es erregte auch große Heiterkeit in Tyrol, als die bramarbasirenden Berichte der Franzosen über ihre Leistungen im Paß Strub in die Welt hinausposaunt wurden; denn diese behaupteten, sie seien nur einer zehnfachen Übermacht nach hartem Kampfe gewichen. In der That zählten aber die Österreicher nur nach mehreren Hunderten, schienen jedoch in Folge ihrer Findigkeit und Ausnützung des Terrains sich verzehnfacht zu haben. Panzl und seine Anhänger hatten es sich zugeschworen, keinen Fehlschuß zu thun, sondern nur zu schießen, wenn sie des Zieles sicher waren und hielten treulich ihr Versprechen. Dabei scheuten sie keine Beschwerde, so daß ihre Kugeln von Höhen und aus Schluchten kamen, welche die Feinde für unzugänglich gehalten hatten und als die Munition auszugehen drohte, ließ man auf Panzl's Rath als Nothbehelf Felsentrümmer und Steinblöcke auf die in den Pässen wie eingekelt befindlichen Gegner zerfchmetternd niedersausen. In der Gegend war bald kein sicherer Platz mehr zu finden und Panzl mit seinen Genossen hatte einen glänzenden Sieg errungen.

Kaum war das Vaterland gerettet, so hing Panzl seinen Stutzen wieder an die Wand, vollendete seine begonnene Lehrzeit und als er freigesprochen war, kaufte sein Vater in Windisch-Matrei das hintere Bräuhaus mit mehreren Grundstücken, wo Hans bis zum Jahre 1808 die Wirthschaft mit Klugheit und Umsicht führte. Indes war er jetzt in die Jahre gekommen, wo es nicht mehr gut ist, wenn der Mensch allein

bleibt, und auch P a n z l merkte dies — daher er an's Heiraten dachte. Vom Gedanken zur That war bei ihm meistens nur ein Schritt und so hielt er es auch hier. Die Tochter des Handelsmannes R a u t t e r war es, die ihm gefiel und er hielt um ihre Hand in allen Züchten an. Aber gut Ding will Weile haben und so kam es, daß die Eltern seiner Geliebten daran Anstoß nahmen, daß P a n z l als tüchtiger Käufer bekannt war. Indes binnen einem halben Jahre hatte er dieselben von seinen andern Tugenden überzeugt, sie gaben ihm ihren Segen und am 28. October 1808 feierte er seine Hochzeit. Nun war ein seltenes Eheglück bei ihm eingefeiert und er genoß es mit seinem Weibe in herzlichem Eintracht.

Doch war daheim Frieden in Haus und Hof, so brachte dafür das Jahr 1809 Hader und Krieg in's Land und die Franzosen drohten neuerdings das ganze Reich zu überziehen. Daß P a n z l nicht daheim bleiben mochte, als es galt für den geliebten Kaiser F r a n z zu kämpfen, war selbstverständlich und er sehnte sich nach einem Aufruf zu den Waffen in dem abgelegenen Orte Windisch-Matrei, welcher damals zu Salzburg gehörte und unter österreichischem Schutze stand, da Salzburg von dem Großherzog von Toscana regiert wurde. Da nun das Landesgericht Matrei von dem Herzogthum Salzburg durch ein hohes Gebirge ganz abgesondert ist und es betreffs der Landes-Vertheidigung immer mit dem Tyroler = Viertel Pusterthal halten mußte, so wurde von ihm der Aufruf zum Wilden der Schützen-Compagnien mit Ungeduld erwartet. Am ersten Sonntag nach Ojtern — am 9. April — kamen die ersten Österreicher nach Lienz, welche P a n z l eifrig bewirthete, und bald darnach rief der k. k. österreichische Intendant von R o s c h m a n n zu Matrei eine Schützen-Compagnie zur Landes-Vertheidigung unter die Waffen. Obwohl erst sieben Monate verheiratet, besann sich P a n z l doch nicht, unverzögert von seiner geliebten F r a n c i s c a zu scheiden und rasch darnach war er — eingedenk der Tapferkeit am Paß Strub — zum Hauptmann, später sogar zum Unter-Commandanten ernannt. Kaum hatte es im Lande verlautet, daß P a n z l zum Stuzen gegriffen hatte, so folgte Jung und Alt seinem Rufe, um mit ihm und dem Commandanten W a l l n e r, dem die Vertheidigung des salzburgischen Gebirgslandes übertragen war, für das Vaterland Blut und Leben zu wagen. Bald leuchtete P a n z l's hoher Muth, sein begeisteter Patriotismus und sein Talent allen

voran; er war Wallner's treuester Rathgeber und ihm wurden die schwierigsten Unternehmungen übertragen, denn man bezeichnete ihn als den kühnsten unternehmendsten Führer. Im Frieden als der erste Pinzgauer Hagmaier (Kaufer) bekannt und wegen seiner Körperkraft, Gewandtheit und guten Laune von allen geliebt, wurde er eben dadurch im Kriege von den Feinden bald in demselben Grade gefürchtet.

Mit goldenen Buchstaben steht in der Geschichte jenes Krieges unter andern auch der 13. Mai 1809, wo Panzl und Wallner das heiße Gefecht am Passe Luftenstein bestanden und so siegreich fochten, daß eintausendfünfhundert Feinde das Schlachtfeld bedeckten. Schon am 26. Juli sehen wir beide abermals eine seltene Heldenthats begeben, indem sie mit nur 400 Schützen durch volle sieben Stunden gegen 7000 Bayern fest wie die Mauern standen und durch Panzl's Umsicht hunderte von Feinden zu Boden streckten. Panzl war es auch, der in der Noth hölzerne Kanonen mit eisernen Reifen verfertigte und in Ermanglung von Kugeln mit zerhackten Blei sich zu helfen wußte, ja sogar durch seine Schlantheit einen Pulver-Vorrath beim Hüttenamte Mühlbach entdeckte. Panzl war darnach stets im dichtesten Kugelregen und belebte den Muth der Seinen ohne zu wanken. Wie groß sein Heldenmuth war, geht daraus hervor, daß ihm am 28. September 1809 Andreas Hofer eine silberne Tapferkeits-Medaille durch seinen Major Speckbacher unter Ausdrücken der höchsten Anerkennung sandte. Auch am 5. September, als Wallner mit sechs Compagnien gegen Weißbach vormarschirte, zeichnete sich Panzl aus; denn er führte die Avantgarde, verjagte die feindlichen Späheposten und drängte die Bayern über Hirschbüchl zurück, wegegen er am 12. September mit Wallner ebendort eine starke Abtheilung Bayern umzingelte und zu vernichten wußte. Am 25. September endlich umging Panzl mit seltenem Geschick mit einer Schützen-Colonne den Pass Luftenstein und drängte die verschanzten Feinde derart aus ihrer Stellung gegen Lofer, daß sie dem dorthingezogenen Speckbacher in die Hände fielen und aufgerieben wurden.

So ging der Panzl fort mit den Seinen siegreich in den Kampf, das beste hoffend, bis man am 14. October zu Wien zum Schmerz der Tyroler den Frieden unterzeichnete, wodurch Tyrol von Oesterreich losgetrennt wurde. Ihr Leben hatten die Tyroler preisgegeben, ihr Blut und Gut geopfert, das Vaterland zu retten — aber alles

umsonst — und mit Thränen in den Augen legten sie die Waffen weg, als auch sie — der Nothwendigkeit gehorchend — am 10. November 1809 einen Friedens-Contract unterzeichnet hatten.

War der Friede theuer erkauft, so hoffte man doch auf dessen Segnungen; niemand ahnte es damals wie bald die Enttäuschung kommen sollte, aber die Feinde hielten sich durch den Vertrag nicht gebunden, plünderten, raubten, überschwemmt das Land, dasselbe mit Gräueln verwüstend, bis den gequälten Tyrolern die Stunde zur Nothwehr gekommen schien und sie mit ihren Führern — natürlich P a n z l unter ihnen — neuerlich zum Stuzen griffen. Rasch stieg die Erbitterung, welche in einem Blutbad bei A n i e t am 8. December, als am Feste Maria Empfängnis der Gottesdienst gefeiert wurde, den entsetzlichen Ausdruck fand. Die Feinde wurden zwar von den Helden-Tyrolern besiegt, aber sie erdrückten bald das Land durch ihre Überzahl, wütheten darin um so ärger, warfen den Schützen den Friedensbruch vor und verlangten die Auslieferung der Commandanten, von denen W a l l n e r bereits unter großen Beschwerden zum Kaiser F r a n z nach Wien geflüchtet war. Dagegen war der ehrliche P a n z l, nichts arges ahnend, an seinen Heimatsherd geeilt und war um so sorgloser, als er das Friedens-Instrument nicht mit unterfertigt hatte, weshalb der Feind dessen Auslieferung noch nicht verlangte. Da nun aber die Windisch-Matreier den W a l l n e r auszuliefern Befehl erhalten und diesen nicht findend die furchtbarste Rache der Gegner zu besorgen hatten, so hieß es bei den Zaghaften ringsum: „Stellen wir statt des W a l l n e r den P a n z l, es ist ohnehin kein Unterschied zwischen den beiden.“ So schnöde dieser Antrag war, so fand er dennoch Anklang und die Freunde riethen dem Bedrohten, zu fliehen. Doch diese kannten P a n z l's Heldenmuth schlecht, er verbarg seinem armen Weibe die Gefahr und trat selbst freiwillig in die Mitte der Seinen, bereit, sich selbst dem Feinde zu überliefern, wenn er dadurch ihren Zorn besänftigen und sein Land und die Seinen vor Rache und Leiden zu retten vermöchte. Wer bedenkt, daß ihm nur der sichere Tod in Feindeshänden bevorstand, der wird die Größe dieser hochherzigen Aufopferung ermessen.

Erst als es sich herausstellte, daß die Franzosen sich mit seinem Blute nicht begnügen würden, daß somit sein Heldentod ein nutzloses Opfer wäre, dachte er darauf sein Leben dem Vaterlande, für Weib und Kind zu bewahren. Da aber alsbald ein arges Haschen und Suchen

nach seiner Person begann, war selbst die Flucht nicht gleich möglich und er mußte fünf Tage und Nächte in einem feuchten Loch der Brau-Küche, wie in einer Gruft verborgen bleiben, da die Feinde sein Haus nach ihm durchsuchten. Erst als es hieß, man wolle seine und W a l l n e r's Behausung der Erde gleich machen, wurde ein schlauer Fluchtplan entworfen, den P a n z l's Vertrauter, der Lederermeister Martin D u i r l, vollführte. P a n z l steckte sich nämlich Nachts in einen großen Korb, nahm ergreifenden Abschied von den Seinen und ließ sich dann oben mit Schafleder zudecken. So trug der treue Freund ihn trotz des hohen Schnees und der großen Gefahr anstandslos an den feindlichen Posten vorbei und nach tausend Schwierigkeiten und einem ermüdenden Marsch langte P a n z l um 8 Uhr Abends im Tauernhause an. Zwanzig Stunden hatte diese Flucht gedauert und doch keine Sicherheit erzwengt, überall drohte Verrath und P a n z l wanderte wieder bis 5 Uhr Morgens, wo er sein Vaterhaus erreichte. Aber auch hier gab es kein Mhl, denn es war bereits zu Mitternoll laut geworden, daß P a n z l über die Tauern herüber gekommen war und sein Vater fand es nothwendig, den geliebten Sohn bei dessen Taufpathen, dem Müllermeister Georg M ü l l a u e r zu Müllbach zu verbergen.

Das war auch wohl gethan; denn rasch darnach wurden selbst P a n z l's Eltern verhaftet, um den Sohn anzugeben, der Höllenqualen litt, als er seine Eltern im Kerker wußte. Aber ein P a n z l verräth niemand, so thaten die Eltern auch und bald setzte man sie wieder in Freiheit; dagegen wurde Johann P a n z l vogelfrei erklärt und kundgemacht: „Jeder, der dem Insurgenten-Hauptmann P a n z l Unterstand gibt, ist ohne Pardon um Haus und Hof verfallen; wer ihn aber einliefert, bekommt als Belohnung 100 Species-Ducaten.“ So treu ihm nun die Herzen derer waren, bei denen P a n z l bisher versteckt war, so blieb es jetzt nicht mehr rathsam in demselben Verstecke zu verweilen, und gehezt von den blutgierigen Verfolgern mußte er sein Mhl und seine Verkleidung so oft als möglich ändern. So lebte er abwechselnd zu Bicheln auf der Alphütte des Paul D e r h a u f e r zu Hechenberg, auf der Höglrain-Mühle zu Klitzbüchl verborgen und hatte noch den Schmerz, daselbst die Demolirung seines Hauses zu erfahren, wodurch ihm nicht nur ein Schade von 3106 Gulden R. W. erwachsen, sondern auch sein theures Weib auf's ärgste bedrängt worden war, ohne daß er helfen, retten durfte.

Obwohl er nun zuletzt sich selbst zum Drechsler herangebildet hatte, um die Seinen ernähren zu können, so konnte er es doch bald ersehen, daß ihm nur bei seinem Kaiser eine ergiebige Hilfe für die Zukunft werden kann, weshalb er trotz tausend Gefahren nach Wien zu wandern beschloß. Doch P a n z l kannte es nicht, vor Feinden zu zittern und so war er bald zu jedem Wagnis bereit, geeignet die Seinen zu retten. Auf geheimen Pfaden trotz Schnee und Frost und Spähern trat er seinen Weg an, nachdem er seine Kleider verändert, seinen Bart abgenommen und sich unkenntlich gemacht hatte. Bald als Unter-Innthalter Pferdehändler, bald als Maurer oder Pongauer durchstreifte er die Wege, bis es ihm nach hundert gefährvollen Abenteuern gelang, den Sitz seines geliebten Kaisers zu erreichen. 400 Gulden Banknoten-Zetteln und 200 Gulden Conv.-Münze wurden ihm endlich als theilweiser Ersatz für den Schaden von Haus und Hof angewiesen und rüstig begann P a n z l von neuem sein friedliches Leben daheim. Dennoch sollte es ihm nicht lang gegönnt sein, sein Leben in Ruhe zu genießen, sich der Rückkehr zu seiner geliebten Frau zu erfreuen; denn er wurde fort und fort verfolgt und im ruhigen Betrieb seines Drechsler-Geschäftes gestört. So wacker P a n z l war und blieb, sollte er seine Amnestie doch nur einem seltsamen Zufall verdanken. Es kam nämlich der französische Gouverneur Graf V e r t r a n d nach Wien und ihm gab man Feste aller Art nach Landesitte, unter andern sollten die besten Tänzerpaare der Umgegend ihre Künste zeigen. Dabei durfte nun der hübsche P a n z l nicht fehlen und er tanzte so meisterhaft, daß der Graf ihn besonders auszeichnete und, als er sein Schicksal erfahren hatte, ihm alljogleich vollständige Amnestie ertheilte und durch den feurigen Tanz hatte P a n z l's Leid und Verfolgung ein Ende.

P a n z l genoß nun sein häusliches Glück und vergaß darüber keineswegs das traurige Geschick seines Landes, nach dessen Befreiung vom fremden Joch er sich vom ganzen Herzen sehnte. Erst mit dem Jahre 1813 kam Tyrols Freiheit wieder und wurde dadurch P a n z l's merkwürdigstes glücklichstes Jahr. P a n z l war natürlich der erste, welchen man aufrief, als es galt das Vaterland zu retten, denn er galt mehr als alle in seiner Heimat und seine Thaten lebten noch in Aller Angedenken. Durch Major E i j e n s t e c k e n ersuchte ihn daher die Regierung, eine Schützen-Compagnie zu bilden, was er in gewohnter Vaterlandsliebe rasch und trefflich vollführte und sich alsbald einstimmig zum Hauptmann gewählt sah. Jetzt in der Stunde der Gefahr

war Panzl's Ansehen und Glanz wieder groß und leuchtend, wie es dem seither schuldlos verfolgten Tapfern gebührte, und wie sehr er dieser Ehre würdig war, bewies schon seine That bei Brunecken, wo er heldenmüthig mit seiner handvoll Leute über 1000 Franzosen im Schach hielt und zahlreiche österreichische Gefangene befreite. Nachdem ihm dies am 28. September gelungen war, sehen wir unsern Helden schon am 3. October bei Percha Wunder der Tapferkeit verüben. Er umging den Feind, fiel ihm in den Rücken und zwang ihn zum eiligen Rückzug bis zur Mühlbacher Kläusen. Aber er sollte dort nicht warm werden, denn Panzl war im Feureifer nicht erkaltet und stürmte am nächsten Tage das Kläusel so wacker, daß die Feinde flohen und er 300 Gefangene machte. So half er in den nächsten Tagen über Mühlbach bis Brigen die Feinde vertreiben und trug durch seine Schlaueit nicht wenig bei, die Stadt den Seinen zu eröffnen. Er ließ nämlich Nachts alles Holz am Ober-Bozner-Bergkopf wie Wachfeuer anzünden, so daß die Gegend ganz in Feuer zu stehen schien. Erschreckt darüber zogen sich die Franzosen aus der Stadt zurück, die er mit den Österreichern sofort besetzte. Fast sollte es aber dennoch nicht geben und der als Held erprobte Panzl erhielt schon am nächsten Tage den Befehl, nach Trient zu ziehen. In Süd-Tyrol nun flocht er neue Zweige in seinen Lorbeerkranz, worunter der 28. October, als der Schlachttag von Calliano obenan steht, an welchem er stets im dichten Kugelregen stand und selbst Gefangene machte. Nachdem ein siegreiches Gefecht die Feinde daselbst vertrieben hatte, drang der wackere Panzl über Roveredo vor, überstieg das Gebirge trotz Hunger, Entbehrungen und Unwettern, jagte die Franzosen aus Ala, drang bis Podestiera vor und trieb sonach die Gegner aus Tyrol der Art hinaus, daß sie sich auf italienischen Boden zurückziehen mußten. Rasch und wacker hatte er seine Arbeit gelöst und der Feldzug war sonach zu Ende. Der Tapfere erhielt das österreichische Armeekreuz als Andenken seiner ruhmvollen Thaten, um damit seine mit Medaillen reich geschmückte Brust zu zieren.

Nun lebte er wieder als ruhiger Vater seiner Familie in Eintracht mit seiner braven Francisca, bis er sie mit Thränen am 17. März 1834 zur ewigen Ruhe begleiten mußte.

Das war für den Braven ein harter Schlag und nur die Sorge für die Erziehung seiner Kinder bewog ihn anno 1836 ein rüstiges braves Mädchen zum zweiten Weibe zu nehmen. Regina W e i d e r von

Wirgen, welche am 4. September 1813 geboren war und am 25. September 1866 starb. Mit ihr nun wirthschaftete er so eifrig und arbeitete so rastlos, daß er sich ein Grundstück bei Windisch-Matrei auf Abschlagszahlung kaufen und nach und nach schuldenfrei machen konnte, obwohl ihm sein zweites Weib ebenfalls viele Kinder gebar, so daß er deren im Ganzen 21 zählte, von denen 11 durch lange Jahre am Leben blieben und damals noch sein Stolz, seine Hoffnung für die Zukunft waren.

So kam das Jahr 1848 heran; abermals waren die Gränzen Tyrols bedroht und neuerlich war es Johann P a n z l, der 62 Jahre alte Mann, der durch sein wackeres Beispiel vorleuchtete und in die Reihen der freiwilligen Schützen trat. Er zog mit in das Impezzo-Thal gegen die venetianische Gränze voll Thatenlust, aber es kam an dieser Stelle zu keinem ernstern Gefechte.

Hatte sich nun Johann P a n z l im Kriege als echten Patrioten und wackern Schützen-Hauptmann erprobt, so erwies er sich im Frieden als emsigen Hausvater, erfahrenen Landwirth und vor allem in freien Stunden als einen bewunderungswürdigen Kunstjünger, welcher ohne fremdem Unterricht nur in Folge seines Naturtalentes und seiner eigenen Fortbildung mit Messer und Grabstichel aus Holz, Metall und Stein Bilder und Schnitzwerke zu schaffen wußte, welche die allgemeine Bewunderung erregten. Solch' ein kunstvolles „Jagdstück“ hatte er schon im Jahre 1846 aus Holz geschnitzt, als der kunstsinige Erzherzog J o h a n n dasselbe zu sehen beehrte. P a n z l brachte das Bild nach Grätz und es erfolgte nicht nur sofort der Ankauf desselben für die Sammlungen von Kunstschätzen des Erzherzogs, sondern dieser munterte ihn auch auf, ein größeres ähnliches Bild auf hartem schwarzem Stein sehr fein auszuarbeiten und dasselbe nach Wien zum Kaiser zu bringen, wohin er ihn durch ein Schreiben recommandiren wollte, damit seine Arbeit aus Staatsmitteln angekauft werden möge. Rasch ging P a n z l an das Werk und lieferte eine reizende plastische Arbeit auf schwarzem Stein, welche in Wien wohl sehr belobt und gerühmt, aus unbekanntem Gründen aber schließlich doch von der Regierung nicht angekauft wurde.

Dieser Umstand entmuthigte den mehr als sechzigjährigen findigen P a n z l durchaus nicht, sondern veranlaßte ihn einen neuen Plan zu fassen. Da er selbst so eben nicht in der Lage war Haus und Wirthschaft für längere Zeit zu verlassen, erwirkte er für seinen ältesten Sohn J o s e p h

— der sich im Laufe der Zeit als das getreue Ebenbild seines Vaters erprobte — einen Gubernial-Pass in das Ausland für ein Jahr, um ihn mit dem plastischen Kunstwerke in verschiedene Länder auf die Reise zu schicken. Diesen Gedanken ausführen zu dürfen, war der Wanderlustige hocherfreut und sein Weg sollte durch Böhmen, Sachsen und Preußen bis nach Paris und London ausgedehnt werden. Überall und in allen Gesellschaftschichten, in welchen er das Werk seines Vaters zur Ansicht öffentlich ausstellte, fand er Bewunderung und auch klingende Anerkennung für dasselbe und der rührige und lustige Joseph wußte den Ertrag seiner Reise noch dadurch zu steigern, daß er sich auf vielfaches Verlangen in passenden Kreisen als Tyroler National-Tänzer producirte.

Nachdem nun das Kunstwerk seine Schuldigkeit gethan, seinen Namen in ferne Länder getragen und auch materiellen Gewinn eingetragen hatte, faßte der alte Panzl einen ebenso kühnen als originellen Entschluß, welchen durchzuführen, er keinen Augenblick zögerte. Als nämlich Kaiser Alexander von Rußland anno 1822 Tyrol besuchte, verkehrte derselbe mit Vater Panzl so oft und so herablassend, daß derselbe für ihn ein reges Dankgefühl und tiefe Verehrung bewahrte. Nunmehr glaubte er seine Ergebenheit nicht besser beweisen zu können, als dadurch, daß er dem russischen Kaiser sein Kunstwerk „das Jagdstück“ zum Andenken als Geschenk nach Petersburg überbrachte. Wie Panzl selbst sagte, wollte er dadurch als schlichter Bauer in jenem mächtigen fernen Reiche es „beweisen“, daß der Tyroler nicht nur für seinen Kaiser und Reich Gut und Blut gibt, also dreinschlagen kann, sondern „auch die Kunst liebt und selbst ausübt“.

Mit jugendlichem Eifer ging Panzl im Alter von 66 Jahren, anno 1852 an die Ausführung seiner neuesten Idee und beschloß, seinen Sohn Joseph auf die Reise mitzunehmen, welcher damals Schloßwart in Ambras war, vom Statthalter aber für diese Reise einen dreimonatlichen Urlaub bewilligt erhielt. Gleichzeitig hatte Panzl sein Portrait in Lebensgröße und in seiner Kriegsausrüstung vom Jahre 1809 zu Innsbruck malen lassen, um dasselbe mit dem Jagdstück zugleich dem Kaiser überreichen zu können. Panzl hielt dies, zum Ruhme Tyrols, gleich einer Ergänzung oder Illustration für das Kunstwerk als nothwendig, um in dem fernen Reiche es augenfällig aller Welt zu beweisen, welch' schlichter Mann ohne fremde Anleitung nur durch

eigene Kraft und Studium dieses Kunstwerk in Oesterreich zu schaffen vermochte.

Mit Empfehlungsschreiben aus Wien und Berlin reichlich versehen vollführten Vater und Sohn die weite und beschwerliche Reise bis St. Petersburg ohne Abenteuer und Anstand. Dasselbst wurden sie vom österreichischen Gesandten und von den russischen Behörden freundlich aufgenommen. Sofort brachte sie der Erstere per Dampfschiff nach Peterhof, dem vier Meilen von der russischen Hauptstadt entfernten kaiserlichen Lustschlosse, in welchem Kaiser Nicolaus damals residirte. Es war dies an einem Sonntage und der Gesandte hoffte, daß die Tyroler daselbst bei der abzuhaltenden Kirchen-Parade den Kaiser zu sehen Gelegenheit haben würden, wornach dieselben so sehr begehrten. Allein es trat heftiges Regenwetter ein, die Parade fand nicht statt und P a n z l konnte nur seine Recommandations-Schreiben beim Oberst-Hofmarschall abgeben. Sodann wurde er angewiesen, mit seinem Sohne wieder nach St. Petersburg zurückzukehren und daselbst in Geduld die Entscheidung des Kaisers abzuwarten, da man sagte, es sei gewöhnlich nicht so leicht bei Nicolaus Audienz zu erhalten, indem er bisweilen selbst Gesandte tagelang auf eine solche Bewilligung warten zu lassen pflegte.

Was nun die Audienz = Angelegenheit selbst betrifft, ist es nicht ohne Interesse darüber die ursprüngliche Schilderung zu lesen, welche Vater P a n z l selbst in seiner originellen Schreibweise unmittelbar nach dem Schluß der selben in einem Briefe an seine Frau — welche er: „O Du meine allein unvergeßliche liebe Regina“ titulirte — niedergeschrieben hat:

„Am Montag um 5 Uhr früh kommt schon der Hoflady zu unserer Zimmerthüre und klopft da sehr ungestüm, und der Sep macht ihm auf. Derselbe kann aber wenig deutsch, und da er merkt, daß wir ihm nicht genug verstehen, so schreibt er es russisch auf einen Fleck Papier nieder, und beurlaubte sich ganz freundlich. Der Sep zieht sich an und geht zu einem Dolmetscher, der ihm sagt, wir zwei sollen uns bis 8 Uhr nach dem kaiserlichen Dampfschiff begeben, alwo uns der Hoflady erwardeth, denn um 9 oder längstens 10 Uhr wolle uns der Kaiser Nicolaus nicht nur sehen, sondern auch sprechen. Wie wir dann nach Peterhof kommen, so hatten wir gleich unser Jagd = Stück, wie auch Portore (Portrait), welches wir auch in Lebensgröße bei uns hatten, mitgenommen. Sodann wurden wir in die himmlische Residenz hinbegleideth, doch wahren wir noch ganz niechtern (nicht einmal was gefressen noch viel weniger was trunken, denn wir hatten nicht zeit

dazu). Dann wurden wir in der genannten göttlichen Residenz oben auf geführt, auf einen Saal, desgleichen ich auf der Welt einmal nicht gesehen habe, alwo wir uns auf prachtvollen Sesseln kamoth machen konnten. Endlich kommt der Liebenswürdige Große und zugleich Schöne Kaiser Nicolaus, in Begleitung des Hof-Marschal und unterhaltend sich sehr gemüthlich mit uns bereits eine Viertelstunde und harte mein mitgebrachtes Präsent (was für einen solchen Kaiser ein für alle mal sehr unbetheident war) mit Dank sehr herablassend angenommen. Er hat auch meinen bey mir habenden Sturmstecken in die Hände genommen, und ich mußte ihm auch zeigen, zu was man (außer dem Bergsteigen) denselben vorzüglich braucht. — Nun, meine wie gesagt unvergeßliche, immer stets gleich liebende Regina, haben wir (Gott sei im Himmel gedankt) unser Zill glücklich erreicht, und hoffen sicher für daß übersendete Präsent werden wir, allem anschein nach, eine ergiebige Reise = Zährung nach Hauße erhalten. — Der mächtige Kaiser Nicolaus sagte zu mir auch unter andern, daß Er unsern Kaiser Franz Joseph a so liebt, als wenn es sein eigener Sohn wär, worauf ich wohl mit Freude ihm auf seine Schulter oder Nzel klopfte und sagte: wenn das a so ist, so sind wir unter Österreichs Zepper schon verläßlich gut daran, mein Lieber Gutmeinender Nicolaus.“

Es gehört wohl die volle Naivetät eines Tyroler Veteranen dazu, eine derartige Äußerung zu wagen, aber auch eine seltene Herablassung des Monarchen, dieselbe mit freundlichem Lächeln anzuhören und sodann huldvoll den Sprecher scheiden zu lassen. — Johann P a n z l und sein Sohn wurden für das Geschenk und die weite Reise wahrhaft kaiserlich belohnt und Johann erhielt vom Kaiser die große goldene russische Medaille mit dem Bande des St. Anna = Ordens.

Minder rasch ging es dem waderen Johann P a n z l daheim mit der Erlangung der goldenen österreichischen Medaille, welche er durch seine hervorragenden Leistungen längst verdient hatte. In Folge seltsamer, nicht aufgeklärter Umstände war diese Sache vollständig in Vergessenheit gerathen, obwohl Major E i s e n s t e c k e n ihn seinerzeit für diese Auszeichnung auf das wärmste empfohlen hatte. Noch im Jahre 1832 fehlte dieses Ehrenzeichen an P a n z l's Brust und nur das scharfblickende Auge des Kaisers F r a n z machte dieser kränkenden Zurücksetzung ein Ende.

Kaiser F r a n z, welcher dem P a n z l in Rücksicht seiner Landes-Vertheidigungsdienste eine jährliche Provision von 300 Gulden verliehen hatte, hielt nämlich am 11. Juli 1832 im Landesgerichts-Gebäude zu Ritzbüchl Hoflager, gab jedermann auf das freundlichste Audienz und war bei sehr guter Laune.

Als P a n z l, der sich damals noch zu Ritzbüchl befand, dem Kaiser für die ihm verliehene Provision persönlich seinen Dank ausdrückte, fiel dem Kaiser auf, daß er bloß das Armeekreuz und die ihm von Andreas H o f e r verliehene große silberne Medaille an der Brust hatte und fragte ihn, ob er keine goldene Medaille erhalten habe?

P a n z l erwiderte: „Als mir General J e n n e r in Innsbruck persönlich das Armeekreuz übergab, hat er mir gesagt, er werde mir für meine Tapferkeit im Jahre 1813 eine goldene Medaille erwirken und auch Intendant R o s c h m a n n hat mir öfters eine solche versprochen, aber bisher habe ich noch keine erhalten.“

Hierauf sagte der Kaiser: „Lieber P a n z l! ich habe die Medaille schon lange absenden lassen, weiß daher nicht, wo sie liegt, werde aber schon sorgen, daß sie bald kommt.“ Wirklich langte diese Medaille schon am 26. darauf beim Landesgerichte Ritzbüchl an und sie wurde dem P a n z l von dem Landrichter Florian K n o l l zu Ritzbüchl am 5. August 1832 feierlich angehängt, bei welcher Gelegenheit der Landrichter eine entsprechende Rede hielt. Die Schützen und das zahlreich anwesende Volk stimmte begeistert in die von P a n z l auf den Kaiser ausgebrachten Lebehochrufe ein und ließen auch den tapferen P a n z l hoch leben.

* * *

P a n z l's Name wird übrigens auch in der neueren Geschichte Österreichs besonders dadurch in ruhmvollem Gedächtnisse erhalten, daß seine Söhne an wahrer Vaterlandsliebe und muthvoller Entschlossenheit durchwegs ihrem Vater gleichen und darüber die sprechendsten Beweise geliefert haben. Nach dieser Richtung ist vor allen der älteste Sohn Joseph hervorzuheben, welcher im October 1848 einen schönen Zug von echt österreichischem Patriotismus geliefert hat. J o s e p h P a n z l, aus Lienz in Tyrol gebürtig, Brauer von Profession, war im Begriffe über Wien nach Nord-America zu gehen, wo er sich niederzulassen gedachte. Als er am 26. October vor Wien kam und erfuhr, was da vorging, begab er sich zum Obersten H o r w a t h und sprach in seiner einfachen biedereren Weise: „Ich soll als Brauer nach Nord-America, da höre ich aber, daß sich unser Kaiser wieder von Wien nach Olmütz flüchten mußte und bitte um einen Stutzen, um gegen die revolutionären Wiener zu kämpfen.“

Er wurde dem Marschall Fürsten W i n d i s c h - G r a e z vorgestellt, welcher ihn in das zweite Jäger-Bataillon einreihen ließ. Mit

demselben kämpfte er nun wacker vom 26. October bis 3. November und zeichnete sich besonders bei der Linie am Währinger Wasserturme aus, wo er auf einer von seinen Kameraden aus Gewehren gebildeten Leiter der Erste den Wall erstieg und seinem Compagnie-Commandanten Hauptmann Schreiber hinaufhalf. Eine ihm angetragene Officiers-Stelle schlug er aus — weil er noch nicht gut schreiben könne — und kehrte nach Hause zurück, um diesem Mangel abzuhelpfen, worauf er Soldat werden wollte. Vor seiner Abreise wurde er noch dem FML. Gylay vorgestellt, der sehr erfreut war, einen so wackern Patrioten kennen zu lernen und sich eine Stunde lang sehr angelegentlich mit ihm unterhielt. Über seine wackere obgedachte Waffenthath aber wurde ihm von dem Obersten Horwath und Majoren Grafen Hoyos das ehrenvollste Zeugnis ausgestellt. Im Vereine mit seinem Bruder Simon Panzl hatte übrigens Joseph bereits im Mai desselben Jahres seine Umsicht, Vaterlandsliebe und Tapferkeit gegen die italienischen Insurgenten in glänzender Weise erprobt.

Am 9. Mai 1848 war nämlich ein mobiles Corps unter Major Hablitsek commandirt, von der Tyroler Gränze aus gegen die italienischen Insurgenten vorzugehen, welche bis Süd-Tyrol auschwärmten und sich gut bewaffnet in den Schluchten und Pässen an der italienischen Gränze festgesetzt hatten. Diesem Streif-Corps war auch eine Compagnie der wackern Windisch-Matreier Schützen beigegeben, welche aber nicht die Bestimmung hatte, nach Italien mit hinüber zu marschiren, sondern nur die Umgebung in Tyrol von den Insurgenten zu säubern und die Gränze, namentlich in der Gegend des Pusterthales zu vertheidigen. Es war dieser Auftrag um so wichtiger, als es zu besorgen stand, daß die Insurgenten, welche sich in den Wäldern bei Chiappuzzo und St. Vito verborgen hielten, von rechts und links her den Soldaten in den Rücken fallen und denselben die Zufuhr der Lebensmittel abschneiden könnten. In dieser Matreier Compagnie nun befanden sich auch die Brüder Joseph und Simon Panzl, wackere Söhne ihres Heldenvaters und von eben so viel Schlaueit als Kampfesmuth besetzt. Beide vereint befundeten eine seltene Findigkeit im Auffuchen der verborgendsten Schleichwege und im Entdecken der geheimen Schlupfwinkel zwischen den Felsen, wo die Aufständischen sich vollkommen sicher glaubten und gepffert waren, als die Matreier plötzlich vor ihnen standen. Die beiden Panzl bewiesen hierbei die seltene Treffsicherheit ihrer Stutzen,

und wofern ein Insurgent sein Heil in der Flucht suchte, wußten deren wohlgezielte Schüsse ihm das Laufen für alle Zeit zu verleiden.

Sobald nun in solcher Weise der Feind von der Gränze zurückgeworfen und der Rücken gedeckt war, ging es am 10. Mai zum weitern Vormarsch des Streif-Corps, welcher um so schwieriger wurde, als das Terrain auch weiterhin theils dicht bewaldet, theils zerklüftet und von Schluchten und Pässen durchzogen war, so daß die Aufständischen auch ferner zahlreiche Verstecke besaßen und überdies deren Anzahl nicht festgestellt werden konnte, wogegen viele Anzeichen darauf hindeuteten, daß eine bereits ziemlich gut organisirte größere Macht der Insurgenten im Vorrücken begriffen sein dürfte. In diesem gefährvollen Momente nun erboten sich die Brüder P a n z l als Freiwillige dazu, sich dem Militair anzuschließen, dem commandirenden Officiere in Folge ihrer Ortskenntnis zur Seite zu stehen, zeitweise als erste in den Reihen der Pflänker mitzuwirken und selbst zur Nachtzeit durch Streif-Patrouillen betreff der Stärke, Stellung und Ausrüstung der Feinde Kundtschaften einzuziehen.

Bald war es außer Zweifel, daß die Insurgenten in dem Engpaß Stellungen bei Peajo, Venas und Viniego sich verschafft hatten und daß der Feind bereits von verschiedenen Seiten Zuzüge erhalten hatte, so daß dessen Stärke nach der ungefähren Schätzung die Stärke von circa 12000 Mann erreicht hatte, während das mobile Corps nur 1100 Mann zählte und ziemlich weit von dem Lager bei Bodo entfernt war.

Sobald dies feststand, galt es nur die dermalige feste und gesicherte Stellung zu behaupten, bis weitere Streitkräfte herangezogen werden konnten; denn unter dermaligen Verhältnissen wäre ein Vormarsch des kleinen Corps umsomehr eine aussichtslose Tollkühnheit gewesen, als die Feinde die einen Kessel bildenden Anhöhen den Osterreichern gegenüber besetzt und offenbar die Absicht hatten, die weiter vormarschirenden Soldaten in diesen Kessel zu locken und dort von den Höhen herab zu vernichten.

Um nun diese Position trotz der verschwindenden Minderzahl der großen, glücklicherweise aber zaudernden und ängstlichen Überzahl gegenüber — welche einen offenen Kampf sichtlich aus Mangel an Heldemuth scheute und sich thunlichst in gedeckten Stellungen verborgen hielt — behaupten zu können, war es nothwendig, die Feinde möglichst über die Anzahl der Osterreichern zu täuschen und dadurch im Zaume zu

halten. Zu diesem Ende wurden abends möglichst viele gut unterhaltene Wachtfeuer in thunlichster Ausdehnung der Umgebung angezündet, während man eine dichte Verschanzung bei Aquabona in größter Stille zu beziehen suchte. Das angestrebte Ziel wurde vollkommen erreicht, denn von dem Feinde hörte man wohl aus der Ferne viele Schüsse knattern, welche aber nur — die Luft durchbohren konnten und laut und lauter tönte selbst nachts das Brüllen der Insurgenten: „Avanti! Avanti!“ von weitem herüber, aber kein Fuß derselben wagte sich aus den sichereren Verstecken hervor, indem die Schreier es vorzogen, im Verborgenen ihren Patriotismus warm zu erhalten.

Bei allen diesen Ereignissen haben die tapferen Brüder Joseph und Simon Panzl stets in den ersten Reihen mitgewirkt und gefochten und ihre gutgezielten Schüsse mit kaltblütigem Muth abgegeben, ohne dem bisweilen von allen Seiten auf sie einfallenden Kugelregen von den Höhen des Engpasseß auszuweichen, wodurch sie als ermutigendes Beispiel auf ihre Umgebung einzuwirken und sie zu begeisterter Tapferkeit anzuspornen wußten. Hierüber wurde ihnen vom Commando das ehrenvollste Zeugnis ausgestellt und dieselben hohen Orts zur Verleihung der entsprechenden Auszeichnung empfohlen.

Rudolf Panzl, der Bruder der Obgenannten, welcher dermal noch als 1. und 1. Hauptmann im Hoch- und Deutschmeister-Infanterie-Regimente Nr. 4 sich befindet, ist an Patriotismus, Muth und soldatischen Tugenden ebenfalls das rühmliche Ebenbild seines tapferen Vaters. Derselbe befand sich beim Ausbruche des Krieges im Jahre 1866 noch im 3. Jahrgange der Genie-Schule; aber kaum war das theure Vaterland in Gefahr, so hatte er die Waffen ergriffen und stand — vorläufig als Unter-Officier — kampfesmuthig in den Reihen des obgedachten Regiments, bei welchem der einheimische fröhliche Muth und Wiener Humor selbst in den Momenten, als der Tod in den Reihen die fürchterlichste Ernte hielt, nicht verloren ging. Im dichtesten Kugelregen hörte man nur den ermunternden Schlachtruf: „Vorwärts, Kameraden!“ und als beim Sturm auf Rozberi, schon nahe des verbarrikadirten Einganges, viele Leute erschossen und verwundet wurden, ertönte die laute gemüthvoll-launige Stimme aus den Reihen: „Halt's eng, Leutln, nur alleweil vorwärts! alle bleiben mer nödt, und wann mer alle bleiben, so sein mer do a schöne G'sellschaft!“ Auch spielte sogar die Musikbande den Mädeßymarjch solange, bis fast alle Musiker verwundet waren. — Das tapfere

Regiment zwang auch wiederholt den an Zahl überlegenen Feind seine günstige Stellung aufzugeben, und obwohl es mit feindlichen Geschossen überschüttet wurde, gieng es ohne zu wanken mit gefälltem Bajonnet und tausendstimmigem Hurrah zum Sturm über und selbst noch in der Nähe von Ghum gelang es den wackern Österreichern durch einen glänzenden unwiderstehlichen Angriff drei Geschütze zu erobern, 20 Officiere und 200 Garden gefangen zu nehmen. Treu ihrer Fahne vertheidigten die Braven dieselbe, obwohl selbst in der höchsten Lebensgefahr schwebend, selbst dann, als die Fahnenstange beim Vorgehen gegen Bracc einen Gewehr- schuß erhielt, infolge dessen sie entzweibrach. Im dichtesten Kugelregen wurden die Stücke rasch zusammengebunden, so daß dieselbe wieder vorgetragen werden konnte. Da aber die Feinde von allen Seiten gewaltige Verstärkungen erhielten, konnte selbst die größte Tapferkeit der Deutschmeister keine nachhaltigen Erfolge erringen, weil das Regiment allein ohne Unterstützung und sogar ohne günstige Rückzugsstellung stand.

Rudolf P a n z l zeichnete sich im Verlaufe dieses Feldzuges durch Tapferkeit, Entschlossenheit und Aufmunterung seiner Kameraden bei Nachod, Stalitz und Königgrätz derart hervorragend aus, daß er sofort zweimal für die Verleihung einer Medaille in Antrag gebracht worden ist. Zugleich wurde er für die Beförderung zum Officier in Vor- merkung genommen. Gleich wie Rudolf P a n z l sich im Kriege aus- gezeichnet hatte, bewahrte er seine Tüchtigkeit in den nachgefolgten fried- lichen Zeiten, besonders nachdem er als Ober-Lieutenant zum Regiments- Adjutanten ernannt worden war, in welcher Eigenschaft er sechs Jahre lang — bis zu seiner Ernennung zum Hauptmann — durch unermüdeten Eifer, Umsicht und gründliche Geschäftskenntnisse so vorzügliche Leistungen erzielte, daß ihm die auszeichnendste Anerkennung zutheil wurde. Selbst- verständlich ist seine tapfere Brnst mit der Kriegs-Medaille geschmückt.

Weit weg vom Vaterland führte die Liebe zum Herrscherhause Österreichs einen vierten Sohn, R a i n o l d P a n z l, bis in die neue Welt. Kaum hatte Erzherzog M a x, der Bruder des allverehrten Kaisers die verhängnisvolle Krone von Mexiko angenommen, so stand in Rainold der Entschluß fest, den thatenlustigen Prinzen auf seiner neuen gefahr- vollen Bahn zu begleiten und er war einer der ersten, welche in das Freiwilligen-Corps als Officier eintraten. Zu Wirgen in Tyrol im Jahre 1840 geboren, in der Wiener-Neustädter Militär-Akademie heran- gebildet, von gediegenem Charakter, vorzüglichen Geistesgaben, voll

Begeisterung und Thatenlust, diente er so eben als Lieutenant im Tyroler Jäger-Regimente, wo er sich bereits den Ruf eines ausgezeichneten Truppen-Officiers erworben hatte. In Folge seiner Tapferkeit, welche er im Jahre 1859 schon in dem Feldzuge in Italien bewiesen hatte, war er geschätzt wegen seines unermüdeten Eifers, seiner unverdroffenen Ausdauer und Unternehmungslust, welche ihn wiederholt die besten Erfolge erringen ließen. Nicht minder wacker bewies er sich in Mexiko in den Jahren 1865 und 1866, während welchen er an fünf größeren Expeditionen und Gefechten theilgenommen hat und zwar in so rühmlicher Weise, daß er sofort zur Verleihung des Guadalupe = Ordens in Vorschlag gebracht wurde. Die Expeditionen gegen Teotitlan im November 1865 und April 1866, die blutigen Kämpfe von Uragiaco und Jalalag in denselben Jahren wurden von ihm glücklich bestanden, erst in dem Gefechte bei Carbonera im October 1866 traf ihn eine feindliche Kugel, so daß er schwer verwundet in das Spital gebracht und später behufs der Heilung und Kräftigung in seine tyroler Heimat zurückgebracht werden mußte. In Oesterreich fand Rainold nicht nur gänzliche Gencsung und die Wiedererlangung seiner vollen Kriegstüchtigkeit, sondern er wurde von seinem gütigen Kaiser wieder als Officier beim Tyroler Jäger-Regimente aufgenommen, in welchem er im Jahre 1878 zum Hauptmann ernannt wurde. Auch in dieser neuen Stellung in der Heimat bewährte sich Rainold als treuer Sohn Oesterreichs, so daß demselben für die hervorragend tapferen und sonst verdienstlichen Leistungen bei den militairischen Operationen in Süd-Dalmatien und später in der Hercegovina in den Jahren 1870 und 1878 zweimal die allerhöchste belobende Anerkennung seines Kaisers und Herrn ausgesprochen und in Decreten bekannt gegeben worden ist.

Der fünfte Sohn *Gottfried Panzl* endlich wurde im Jahre 1866 zum Lieutenant und anno 1870 zum Ober-Lieutenant des Militär-Bau-Verwaltungs-Corps bei der Genie-Direction zu Ragusa ernannt, wonach aber ein frühes Ableben seiner Thätigkeit ein unverhofft schnelles Ende bereitete.

* * *

Panzl's großen Verdienste gegenüber sind die Vortheile, welche ihm zugewendet wurden, ziemlich klein zu nennen, denn er blieb zeitweise sogar mit Kummer und Sorgen für seine und der Seinen

Erziehung befaßt. Nach Abschluß der kriegsrätlichen Examina des Jahres 1813 wurde er zum Einnehmer und Inter-Vorsteher von Wandl's = Warten ernannt und bezog 500 Gulden K. M., welches ihm er mit fleißiger Umsicht und Effizienz durch Gehörerbahlg laut genau. Daraufhin wurde er sogleich als Baumeister nach Linz versetzt, wodurch er 200 Gulden im Gehalt verlor. Wäre der vordere Staat allem gemein, so hätte er den unerschütterlichen besten Gehalt noch bekommen, aber er war in seiner Warte, im verbotenen Warten, hatte zu dieser Zeit für seine Kinder zu sorgen und da er seinem Vater stets zu Hilfe kam, wenn er in Noth war, wendete er sich auch wohl Kindesliebe in ihn als seine Hebräerkenntnis. Doch seine Veruche kamen dem Landesoberen gar nicht zu Gesicht. Dafür erlangte er durch die Behörden die Erhöhung seines Gehaltes auf 400 Gulden. In Litzingert lebend verließ B a n a g l dennoch unbedrohen seinen Dienst und ward später zu Linz, Hall und als Unter-Aufsichtler zu Innsbruck bedienstet, obwohl auch er mit dem allgemeinen Verstande erzag und Umdant für Treue und Pflichterfüllung erntete. In Folge dessen mußte er, wenn gleich noch in pariam lebend, der zahlreichen Familie wegen bisweilen in Schulden gerathen und war wie vom Blitz getroffen, als man ihn mit Ende 1829 mit dem dritten Theile seines Gehaltes aussetzen mußte. Sein Bleib war trübsal, aber B a n a g l's Gottvertrauen, froher Muth und edler Sinn belegten alle Hindernisse und als seine Noth auf's höchste stieg, war Gottes Segen bei ihm, denn er wendete sich persönlich abermals an seinen geliebten Vater und dessen Gerechtigkeitssinn anerkannte die Reichenheit seiner Bitte, so daß seiner Noth abermals ein Ende bereitet wurde. Kaum war B a n a g l wieder sorgentfrei, so schritt er nicht nur rüstig weiter in Haus und Hof, in Feld und Acker, sondern er übte wieder emsig die durch sich selbst erlernte Graveur-, Tisch- und Schnitzkunst, wodurch er schließlich noch Kunstwerke schuf, welche die Münchner und Wiener Akademie, sowie zahlreiche Meister als Prachtschätze für Schatzkammern anerkannten; im Ferdinandeum zu Innsbruck befinden sich die Beweise dafür. Als kostbares Andenken für seine kriegsrätlichen Thaten ist der Säbel, welchen er in so viel Gefechten ruhmvoll geschwungen hat, im k. k. Heeres-Museum des Kaiserthums zu Wien aufbewahrt.

Von seinen Kindern sind die Mehrzahl frühzeitig gestorben; namentlich ist der wudere Joseph Banagl schon im Jahre 1869 im

Alter von 47 Jahren aus dem Leben geschieden. Er erbt von seinem Vater Haus und Wirthschaft, verkaufte aber dieselben, fand sich ab mit seinen Geschwistern und zog sodann in den feindlichen Zeitläuften nach Wien, wo er als Tabak-Trafikant und Veteran seine Tage beschloß.

Gedeon Panzl starb als k. k. Hofdiener zu Innsbruck, im Alter von 64 Jahren, anno 1888.

Rainold Panzl, dessen Verdienste bereits erwähnt wurden, starb im Alter von 49 Jahren anno 1889 als k. k. Hauptmann im Tyroler Jäger-Regimente.

Nachdem nun auch mehrere Töchter bereits aus dem Leben geschieden sind, leben dermal nur mehr sechs Kinder Panzl's und zwar nach der ersten Frau:

Emerenzia, 65 Jahre alt, ledig, zu Windisch-Matrei und Anna, 71 Jahre alt, ebenfalls ledig, zu Hall bei Innsbruck; sodann nach der zweiten Frau:

Mathilde, verheiratet in der Colonie Grilli Sta. Fd in Argentinien in Süd-Amerika,

Rudolf, k. und k. Hauptmann im Hoch- und Deutschmeister-Infanterie-Regiment Nr. 4, dessen im Vorstehenden schon rühmend gedacht worden ist,

Engelbert, welcher als Landwirth in bescheidenen Verhältnissen zu Wirgen in Tyrol lebt; endlich

Sophie, verheiratet an Karl Dugania, Sparcassa-Verwalter in Innsbruck.

Während der langen Reihe der nachgefolgten Friedensjahre lebte Johann Panzl, der ehrwürdige, aber noch immer rüstige Veteran, von lieben Kindern umgeben, rastlos thätig als Bräuhaus-Besitzer und Gastgeber zu Windisch-Matrei in Tyrol und förderte auch damals noch manches Kunstwerk zutage, bis er im Alter von 76 Jahren am 22. August 1862 seine Augen für immer schloß, beweint von den Seinen, betrauert von dem ganzen Lande.

Großartig nach dortigen Verhältnissen war sein Begräbnis, zu welchen die Leute selbst von weit her gepilgert kamen, so daß eine sehr große Menschenmenge tief betrübt seinem Sarge folgte. Eine Schützen-Compagnie war ausgerückt, welche über das Grab die letzten Ehrensalven feuerte. Auf dem Friedhose zu Windisch-Matrei bezeichnet ein

Existenz belastet. Nach Abschluß der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1813 wurde er zum Einnehmer und Unter-Förster von Windisch-Matrei ernannt und bezog 500 Gulden R. W., welches Amt er mit seltener Umsicht und allbeliebt durch siebeneinhalb Jahr versah. Darnach aber wurde er plötzlich als Magazineur nach Linz versetzt, wodurch er 200 Gulden an Gehalt verlor. Wäre der wackere P a n z l allein gewesen, so hätte er den ungerechtfertigten herben Verlust noch verschmerzt, aber er war ein treuer Gatte, ein liebevoller Vater, hatte zu dieser Zeit für neun Kinder zu sorgen und, da er seinem Kaiser stets zu Hilfe kam wenn er in Noth war, wendete er sich auch voll Kindesliebe an ihn, als seine Bedrängnis begann. Doch seine Gesuche kamen dem Landesvater gar nicht zu Gesicht, dafür erlangte er durch die Behörden die Erhöhung seines Gehaltes auf 400 Gulden. In Dürftigkeit lebend versah P a n z l dennoch unverdrossen seinen Dienst und ward später zu Linz, Hall und als Unter-Ausschläger zu Innsbruck bedienstet, obwohl auch er oft dem allgemeinen Geschick erlag und Undank für Treue und Pflichterfüllung erntete. In Folge dessen mußte er, wenn gleich noch so sparjam lebend, der zahlreichen Familie wegen bisweilen in Schulden gerathen und war wie vom Blitz getroffen, als man ihn mit Ende 1829 mit dem dritten Theile seines Gehaltes quiesciren wollte. Sein Weib war trostlos, aber P a n z l's Gottvertrauen, froher Muth und edler Sinn besiegten alle Hindernisse und als seine Noth auf's höchste stieg, war Gottes Segen bei ihm, denn er wendete sich persönlich abermals an seinen geliebten Kaiser und dessen Gerechtigkeits-sinn anerkannte die Bescheidenheit seiner Bitte, so daß seiner Noth abermals ein Ende bereitet wurde. Kaum war P a n z l wieder sorgenfrei, so schaffte er nicht nur rüstig weiter in Haus und Hof, in Feld und Acker, sondern er übte wieder emsig die durch sich selbst erlernte Graveur-, Stich- und Schnitzkunst, wodurch er schließlich noch Kunstwerke schuf, welche die Münchner und Wiener Akademie, sowie zahlreiche Meister als Prachtstücke für Schatzkammern anerkannten; im Ferdinandeum zu Innsbruck befinden sich die Beweise dafür. Als kostbares Andenken für seine kriegerischen Thaten ist der Säbel, welchen er in so viel Gefechten ruhmvoll geschwungen hat, im k. k. Heeres-Museum des Arsenal's zu Wien aufbewahrt.

Von seinen Kindern sind die Mehrzahl frühzeitig gestorben; namentlich ist der wackere Joseph P a n z l schon im Jahre 1869 im

Alter von 47 Jahren aus dem Leben geschieden. Er erbt von seinem Vater Haus und Wirthschaft, verkaufte aber dieselben, fand sich ab mit seinen Geschwistern und zog sodann in den feindlichen Zeitläuften nach Wien, wo er als Tabak-Trafikant und Veteran seine Tage beschloß.

Gedeon Bangl starb als k. k. Hofdiener zu Innsbruck, im Alter von 64 Jahren, anno 1888.

Rainold Bangl, dessen Verdienste bereits erwähnt wurden, starb im Alter von 49 Jahren anno 1889 als k. k. Hauptmann im Tyroler Jäger-Regimente.

Nachdem nun auch mehrere Töchter bereits aus dem Leben geschieden sind, leben dermal nur mehr sechs Kinder Bangl's und zwar nach der ersten Frau:

Emerenzia, 65 Jahre alt, ledig, zu Windisch-Matrei und Anna, 71 Jahre alt, ebenfalls ledig, zu Hall bei Innsbruck; sodann nach der zweiten Frau:

Mathilde, verheiratet in der Colonie Grüllli Sta. Fd in Argentinien in Süd-Amerika,

Rudolf, k. und k. Hauptmann im Hoch- und Deutschmeister-Infanterie-Regiment Nr. 4, dessen im Vorstehenden schon rühmend gedacht worden ist,

Engelbert, welcher als Landwirth in bescheidenen Verhältnissen zu Wirgen in Tyrol lebt; endlich

Sophie, verheiratet an Karl Ongania, Sparcassa-Verwalter in Innsbruck.

Während der langen Reihe der nachgefolgten Friedensjahre lebte Johann Bangl, der ehrwürdige, aber noch immer rüstige Veteran, von lieben Kindern umgeben, rastlos thätig als Bräuhaus-Besitzer und Gastgeber zu Windisch-Matrei in Tyrol und förderte auch damals noch manches Kunstwerk zutage, bis er im Alter von 76 Jahren am 22. August 1862 seine Augen für immer schloß, beweint von den Seinen, betrauert von dem ganzen Lande.

Großartig nach dortigen Verhältnissen war sein Begräbniß, zu welchen die Leute selbst von weit her gepilgert kamen, so daß eine sehr große Menschenmenge tief betrübt seinem Sarge folgte. Eine Schützen-Compagnie war ausgerückt, welche über das Grab die letzten Ehrensalven feuerte. Auf dem Friedhofe zu Windisch-Matrei bezeichnet ein

schönes Monument aus Marmor seine Ruhestätte und dasselbe trägt die Inschrift:

Hier ruht
der Veteran Herr
Johann Bapt. Panzl

gewesener Unter-Commandant des Andreas Hofer

geboren zu Mühlbach in Pinzgau den 23. Juni 1786. Braenhäus-Besitzer u. Gastgeb, spaeter zu Windisch-Matrei in Tyrol; — ward er ein tapferer Kaempfer „für Gott, Kaiser und Vaterland“: in den Jahren 1805—1809—1813—1848. als Schützen-Hauptmann u. Unter-Commandant im Pusterthale, starb er, noch ein rüstiger Greis, den 22. August 1862 in Folge Schlagflusses mit der hl. Wehlung versehen, sanft im Herrn zu Windisch-Matrei.

Er ruhe in Frieden!

Gott hat ihn groß gemacht zum Schrecken der Feinde: sein Andenken ist im Segen.

Eccel. XLV. 1. 2.

„Die Zahl der Monden ist bei Dir, . . . o Gott! Du haßt ihm sein Ziel gesteckt, das nicht überschritten werden kann.“

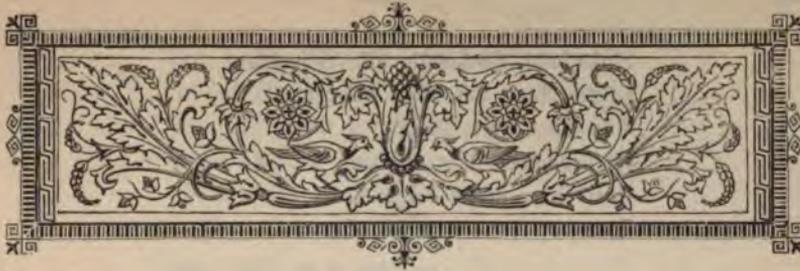
Job. XIV. 5.

Unten am Grabsteine sind sechs Medaillen angebracht und ein goldenes Verdienstkreuz, mit dem er ausgezeichnet worden war.

* * *

Die Bedeutung dieses Denkmals für einen wahren Patrioten und Helden möge aber stets erkannt und gewürdigt werden nach dem wahren Werthe und aus dem schlichten Hügel über diesem echten Österreicher, möge es durch das ganze Reich, wie eine ernste Mahnung für alle daselbst lebenden Nationen erklingen: Seid Alle umschlungen durch das heilige Band der reinsten Liebe zum gemeinsamen Vaterland, denn Streit und Hader schwächen und zerklüften die Volksstämme wie das Reich, — die Einigkeit allein macht stark und siegreich alle Menschen-Racen, wie das große, schöne Österreich — seid einig — einig — einig!





Bilder aus der Hercegovina.

Von Leo Gulek.

1. Bilek.

Ibro schreitet als Begleiter
Unermüdtlich durch das Land,
Führt das Saumthier vor dem Reiter
Und erzählt auch allerhand;
Denn er weiß von Land und Leuten
Dies und jenes wohl zu deuten
Und er urtheilt mit Verstand. —
Endlich führt der Weg herab
Vom Gebirge auf die Straße,
Fröhlich sitzt der Reiter ab
Und sie rasten vor dem Passe ¹⁾.

Jene Stelle ist besäet
Dicht mit Bogumilen-Steinen ²⁾,
Die von Alters Hauch umweht
Fast dämonenhaft erscheinen;
Riesengroß und ungeschlachtet
Starren sie in roher Pracht.

¹⁾ Bei Bogotov dub, nördlich Bilek.

²⁾ So werden die Grabmäler der Secte der Patarener, Bogumilen, genannt.
Diese gewaltigen Steine sind in der Hercegovina vielfach vorhanden.

Ruhmsucht, Hochmuth, alle Schwächen
 Hätten Platz auf ihren Flächen,
 Alle Titel einer Macht,
 Fürstennamen, Ehrenzeichen —
 Aber siehe, nichts dergleichen
 War dort jemals angebracht.

Ibro läßt sich mehrmal fragen
 Bis er murrig also spricht:
 „Was liegt dran an diesen Steinen,
 Die nicht beißen und nicht schlagen?
 Steine sind's, mehr weiß ich nicht.
 Was die Leute drüber meinen,
 Die durchs Leben müßig gehen,
 Das kann nur in Büchern stehen.“

Als sie dann hinunter steigen
 Auf der Straße breiter Bahn,
 Fällt sich Ibro tief in Schweigen;
 Aber endlich hebt er an:
 „Dieses Becken, salbeigrau,
 Das war einst ein schöner Gau,
 Hier gab's Wälder voller Eichen,
 Nirgend gibt es ihresgleichen,
 Und sie wurden umgehauen,
 Denn man wollte Schiffe bauen.
 Für die Flotte wälscher Küsten
 Riß man unsern Wald verwüsten.
 Unser Land ward wälderlos,
 Unser Feld ward erdelos,
 Unser Becken wasserlos.“

Siehst du, Herr, in jenen Rissen
 Deuten uns die Trichter an,
 Wo ein Fluß in dunkler Bahn
 Heute mag vorüberfließen;
 Denn er wartet in der Erde,
 Bis die Menschen, statt Gewalt,
 Schonung üben an dem Wald,
 Bis es oben besser werde.“ —

Wie sich Haus an Häuschen drängt
 In der Stadt beim Minarete!
 Draußen breitet unbeschränkt
 Jeder Türke Gartenbeete
 Um die weite Wohnung aus,
 Drinnen wohnt er Haus an Haus.

Ibro will das so erklären:
 „Nur die Armen wohnen dicht,
 Denn das Glück besucht sie nicht,
 Braucht nicht Platz und auch nicht Ehren.
 Wer da lebt als freier Mann,
 Bleibe ab auf tausend Ellen,
 Dafs er ruhig schlafen kann,
 Wenn des Nachbars Hunde bellen.
 Wie dich schilt des Nachbars Mund
 Also bellt dich an sein Hund.“

Unweit steht das Gotteshaus,
 Jenem Cult zu Preis und Ehre,
 Der sich nennt die rechte Lehre,
 Alle andern schließt er aus.
 Von dem Hause nebenan,
 Wo man heut die Jugend meistert,
 Spricht nicht sonderlich begeistert,
 Ibro, der erfahrene Mann:
 „Herr! die Feder und das Buch
 Sind fürwahr der Menschheit Fluch;
 Denn man braucht nur hinzusehen,
 Wie die Menschen, die nicht säen,
 Die nicht pflügen und nicht mähen,
 Die nur schreiben, schreiben,
 Alle Räder treiben.“

Türkenfrauen, dicht vernunnt,
 Die sich an die Wände drücken,
 Sind vor ihnen jäh verstunnt,
 Kehren ihnen gar den Rücken.
 Nun, es dauert schon zu lang,
 Dafs die Eitelkeit des Weibes
 Auf die Geltung ihres Leibes
 Duldet solcher Sitte Zwang.

Wird der Halbmond nicht erschrecken?
 Kommt der Islam nicht zu Fall?
 Wenn nun doch zum erstenmal
 Aus des Harems Wasserbeden
 Jene Seifenblase steigt,
 Die man unsern Damen zeigt
 Als Brillanten und als echte,
 Als den Sieg der Frauenrechte?

Auch ein Beg, recht wohl genährt,
 Zeigt sich dem erstaunten Volke,
 Bläst den Rauch zu einer Wolke,
 Bodelnd auf dem kleinen Pferd,
 Und wie Narren, die nicht rasten,
 Hüpfen Troddeln dran und Quasten.
 Welche Hitze! doch er trägt
 Seinen Turban, seinen dicken,
 Und den Schafpelz zum Ersticken,
 Wie er's auch im Winter pflegt;
 Denn ihm gilt die schwere Bürde
 Nur als Zeichen seiner Würde.
 Ibro meint: „Ein reicher Mann!
 Sieh' nur seine Kleider an.
 Dort in Eures Lagers Nähe
 Sind sein eigen Berg und Thal;
 Er hat Ziegen ohne Zahl.
 Nur den Bächtern thut er wehe:
 Was die zahlen an Ducaten,
 Kann ich nicht einmal errathen.
 Und so braucht er nicht zu säen,
 Nicht zu adern, nicht zu mähen!“ —
 Gar nichts macht er auf der Welt?
 Auch nicht lesen und nicht schreiben?
 Also bloß mit seinem Geld
 Will er auch noch Räder treiben? —

Vor dem Lager ruht im Freien
 Ein Gewirr von Hügelreihen,
 Die der Reiter sehen will.
 „Herr, dort lagern auch Soldaten,
 Die einst laut und fröhlich thaten,

Aber heute sind sie still!
 Die bei Vuci = dó vergaßen¹⁾,
 Daß ein Muslim niemals weicht,
 Hatte dort das Glück verlassen
 Und der schnelle Tod erreicht.
 Nur der Imam ging vorüber,
 Sprach den Spruch nach seiner Art,
 Eilig wurden sie verscharrt
 Und nun wächst das Gras darüber!“

Das ist vieler Menschen Los:
 Lang gestritten, viel gelitten,
 Dann vergessen und verschollen
 In der Erde dunklem Schoß.
 Doch genug! . . Der Blick hinunter
 Trifft auf einen Fessenspalt,
 Drinnen strömt ein Bergfluß munter
 Gegen einen fernen Wald.
 Und er fließt in offenem Bette,
 Fließt von Sonnenlicht beglänzt,
 Bis im Süden eine Kette
 Grüner Hügel ihn begränzt;
 Aber weiter, hinter diesen,
 In einander dicht gezwängt,
 Da sich Haupt zum Haupte drängt,
 Klagen lichtwärts kahle Niesen,
 Blicken fast mit mildem Gruß
 Zu dem Wunder ohne Gleichen;
 Denn in ihren öden Reichen
 Gibt es keinen zweiten Fluß.

Von den großen Scenerien
 Hat sich Ibro abgewandt;
 Denn er hat voll frommer Sorgen
 Einen Teppich ausgespannt
 Und er betet auf den Knien,
 Mit dem Antlitz gegen Morgen.

¹⁾ In dem Gefechte der Türken gegen die Montenegriner im J. 1877 bei Vuci-dó wurden die Türken geschlagen und flohen von ihren Feinden verfolgt bis in die Nähe von Bitez. Dort sind die zahlreichen Gefallenen, nicht weit von dem neuen besetzten Lager bestattet worden.

2. Grebinje.

Welch eine Pracht der Himmel entfaltet,
Da er besonnt die Erde umspannt!
Rauhes Gebirg, gar seltsam gestaltet,
Thürmt sich vor mir mit zackigem Rand.
Will es den leuchtenden Himmel dort stützen?
Oder die dunkelnde Niederung schützen?

Freundlichen Gruß aus felsigem Lande
Bringt in das Thal der siegreiche Fluß;
Nicht mehr beengt durch eherne Bande
Hält er hier Raft in frohem Genuß,
So daß er schlängelnd, wo Arme ihn theilen,
Zögert bei lauschigen Inseln zuweilen.

Steh' doch nicht still! — Schon eilt er entschlossen
Gegen ein Land, worüber sich hehr
Himmliſcher Glanz so eben ergossen.
Sonne, du nahest der Erde zu sehr!
Dort am Gebirge stoßt Ihr zusammen.
Wahrlich, schon hüllt sich der Himmel in Flammen.

Auch das Gebirg. — Ein feuriger Wogen
Senkt sich darauf, es lobert empor;
Überall Gluth und flammende Wogen;
Feuerschein schießt in Garben hervor,
Wächst zu gewaltigen Bündeln von Pfeilen,
Welche die fernsten der Gipfel ereilen.

Jegliches Haupt umspinnt eine Hülle,
Anfangs nur leicht, wie rosig umhaucht,
Endlich erscheint in Glorienfülle
Jegliche Stirn in Purpur getaucht.
Wie sie jetzt magisch beleuchtet erglühn,
Über der dämmernden Niederung sprühn!

Doch wie schnell verändert sich das Schöne!
Schon verfärbt sich der purpurne Glanz,
Schon verklingt das Spiel der Farbentöne:
Schon ist die Erscheinung ganz verblasst,
Und entzaubert blickt zum dunkeln Thale
Starr die Felsenwelt herab, die kahle.

Stille! stille! was da summt,
In den Lüften dunstbeladen!
Selbst die zirpenden Cicaden
Sind verstummt.

Fernes Rauschen schlägt ans Ohr:
Wasserräder, die sich plagen,
Hört man knarren, ächzen, klagen
Wie im Chor.

Sterne funkeln voller Pracht.
Von dem schlanken Minarete
Singt der Muezzin Gebete.
Gute Nacht! . . .

Sonntagsmorgen:
Auf dem Markt im Sonnenlicht
Wogt eine Menge gar bunt und dicht,
Ledig für heute der täglichen Sorgen.

Schöne Frauen,
Mädchen, prangend im Geschmeid,
Sind in dem buntesten Sonntagkleid
Aus dem Gebiete von Dreno zu schauen.

Ungezwungen,
Aber höflich und bedacht
Wird da gefeilscht, dann herzlich gelacht;
Allen ist heute der Handel gelungen.

Das Castell nur blickt daher verdrossen,
Wenig gastlich gähnt sein düstres Thor,
Auch ein Wassergraben liegt davor,
Hält es streng von außen abgeschlossen.
In dem alten halbzerstörten Theile
Haust die Dbe, gähnt die Langeweile.

Siegreich über alle Dächer bringen
Minarete in die Luft so klar,
Alle überragt ein Doppelaar,
Auf dem Thurm entfaltend seine Schwingen:
Dem Erhabnen, das die Menschen ehren,
Auch dem Koran will er Schutz gewähren.

Nächst den Mauern mit den Hindernissen,
Mit Fasteien, drohend, wenn auch alt,
Welche einst die eiserne Gewalt
Aufgebaut, um Menschen abzuschließen:
Gibt die neue Brücke stumm ihr Zeichen,
Dass es Zeit ist, sich die Hand zu reichen.

Auf der Stätte türkischer Gebeine
Prangt für Christen jetzt ein Gotteshaus.
Schön und stattlich sieht die Kirche aus.
Turban überdeckte Leichensteine
Blicken seltsam in das neue Leben,
In die Gärten, die sie jetzt umgeben.

Nächst dem Städtchen lagern Häusergruppen,
Einsam auf den Höhen rings verstreut
— Weil der Mensch sich vor dem Menschen scheut! —
Und darüber auf den kahlen Kuppen
Schimmern wohlbewehrt die neuen Festen
Wie zur Warnung unebetnen Wästen.

Gegen Norden ruht auf hohem Throne
Seine Majestät der Leotar¹⁾,
Und das Wachhaus droben stellt ihn dar
Wie bekrönt mit einer Mauerkrone.
Heute ist er gnädig seinem Volke,
Schreckt es nicht mit einer Donnerwolke.

3. Leotar.

Mächtig thront er auf der Klippe!
Sieht die Welt von oben an;
Tiefer auf schmaler Felsenrippe
Klettern wir fort auf schwindliger Bahn
Über die Schroffen über die Lehnen,
Die uns zur Seite wie Abgründe gähnen.

¹⁾ Eine imposante Kalkscholle erhebt sich bis zu absoluter Höhe von 1200 m über die Stadt Trebinje, das ist der Leotar. Dieser charakteristisch aussehende Berg ist weithin in die Runde sichtbar.

Hohe Herren haben Faunen:
 Blickest du manchmal hinauf,
 Zeigst du von unten dein Erstaunen,
 Setzt er sogleich den Nebelhut auf.
 Wenn ihn profane Augen bewachen,
 Will er sich lieber unsichtbar machen.

Diesmal prangt er seiner Hüllen,
 Seines grauen Hutes baar;
 Ruhiges Licht und Glanz erfüllen
 Seine Umgebung gar wunderbar.
 Berge und Thäler, Schluchten und Klüften,
 Hier wird das Schauen zum wahren Entzücken.

Schöne Adria! wie das Leben
 Bist du schön durch Sinnentzug.
 Rosige Wolken, die dort schweben,
 Lassen in ihrem phantastischen Zug
 Über dem Meer, dem sommerlich klaren,
 Schwebende Genien der Lüfte gewahren.

Inselberge sieht man schimmern
 In der Dünste leichtem Flor.
 Tief an der dunklen Küste flimmern
 Hellere Punkte zitternd hervor,
 Blinkende Streifen, funkelnde Sterne:
 Klippen mit Brandung in dämmernder Ferne.

Landwärts irrt der Blick, verloren
 In dem Chaos weit und wild,
 Von der Natur im Sturm geboren,
 Plötzlich erstarrt zum todten Gebild:
 Himmelhoch stiegen drohend die Wellen,
 Konnten versteinert dann nicht mehr zerschellen.

Schluchten zwischen Felsenkämmen
 Kreuzen sich im Labyrinth,
 Drüben an grauen Wolfendämmen
 Stauen sich Nebel kreisend im Wind.
 Scheinbar so nah, als wär' er zu greifen,
 Zieht sich am Flüge ein gründer Streifen.

An dem Streifen bietet friedlich
 In dem Schuß des Peotar,
 Gleichsam ein Kinder-Spielzeug niedlich,
 Unten die Stadt dem Blicke sich dar¹⁾;
 Gärten gewahrt man, Felder, Gebäude,
 Tanzende Wirbel auf staubiger Haide.

Auf der Haide stehen Heere,
 Däumling-Heere still und stumm,
 Aber es blüht die blanke Wehre —
 Achtung! man hört ein Hornis-Gesumm!
 Nein, die Trompeten klingen vom weiten,
 Weil sich die Zwerge zum Anlauf bereiten.

Ist das drüben Rauch am Himmel?
 Etwas glimmt dort feuerroth,
 Zwerge bemerkt man im Gewimmel
 Eilend zur Rettung aus Flammen und Noth:
 Winzige Flamme! kannst du den Leuten
 Wirklich Gefahr oder Unglück bedeuten?

Auf der Straße welch Gedränge
 Hinter einem Leichenzug!
 Summender Chor dann Einzel-Klänge
 Dringen herauf mit Windes Flug:
 Auch nicht die Herzen solcher Pygmäen
 Können dem Leid und der Trauer entgehen!

Dennoch, wie klein, von da wo ich stehe,
 Dünkst du mir Sorge und menschliches Wehe!

4. Dobričevo.

Nächst dem Fluß in enger Bucht,
 Zwischen frohem Waldgeflüster
 In der schattig kühlen Schlucht,
 Steht ein Kloster, ernst und düster,
 Welchem kaum besond're Günst
 Je ein hoher Gönner weihte;

¹⁾ Die Stadt Trebinje.

Denn der Haut jedweder Kunst
 Fehlt der plumpen Außenseite.
 Und im Innern! Kahle Zellen,
 Fenster, Thüren, eng, gedrückt.
 Wehe, wer an Klosters Schwellen
 Sich nicht schnell zur Erde bückt!
 Zu des Glaubens hohen Gnaden
 Scheint der ganze Klosterbau
 Nicht gerade einzuladen,
 Und besieht man ihn genau,
 Scheint er mehr — in allen Ehren —
 Dem Besucher abzuwehren.

Zu Beginn der heißen Stunden
 Hält im Hof ein Reitermann.
 Drohend schlägt der Wachhund an,
 Der im Hofe angebunden.
 Endlich naht heran geschäftig,
 Da er das Geräusch vernommen,
 Ein Bewohner alt, doch kräftig,
 Grüßt und heißt den Gast willkommen.
 „Heute“, meint er, „wird es warm,
 Mehr als nöthig zum Vergnügen.
 Bleibt bei uns! wir sind zwar arm,
 Doch was da ist, wird genügen.“ —
 „Für den Vorschlag, der mich ehrt,
 Laßt Euch meinen Dank erstatten“,
 Gibt der Gast zur Antwort heiter;
 „Gönnt mir Hafer für mein Pferd,
 Laßt mich ruhen hier im Schatten,
 Und am Abend zieh' ich weiter.“
 Auf den Ruf des guten Alten
 Kommt ein Mann das Pferd zu halten,
 Und der Alte führt den Gast
 Über eine morsche Schwelle
 In die nächste Klosterzelle,
 Wünscht ihm scheidend frohe Raft.

Wie die Zelle trostlos gähnte!
 Keinen Hausrat gab's darinnen;

Nur ein Holzbett ohne Finnen,
 Das an einer Mauer lehnte.
 Drin war's düster, weil den Wänden
 Niemand eine Lünche gab,
 Kalt und Mörtel fielen ab,
 Und man griff es leicht mit Händen,
 Dafs der einen Scheidewand
 Nur ein Flechtwerk gab Bestand.

Diese Flechtwand trägt im Bilde
 Einen Mann der frommen Gilde.
 Sieghaft als erwählter Diener
 Und ekstatisch blickt darein
 Dieser alte Byzantiner.
 Wer mag dieser Pope sein?
 Keine Inschrift! Doch den Namen
 Trägt vielleicht des Bildes Rand.
 Näher tritt der Gast zur Wand
 Und er lüftet leicht den Rahmen. —
 Ein lebendig Mauerstück,
 Eine Brut von Scorpionen,
 Die im Schutz des Bildes wohnen,
 Schreckt den Suchenden zurück.
 Ette Brut! im frommen Haus,
 Zwischen Bildern, zwischen Schriften
 Sucht sie sich den Moder aus,
 Um dann Menschen zu vergiften.

Müde und verbriesslich streckte
 Sich der Gast zur Ruhe aus,
 Als ein Poltern in dem Haus
 Aus dem Schlummer ihn erweckte.
 Nun, was war es? Feiste Ratten
 Hielten munter eine Jagd;
 Selbst die Zimmerdede hatten
 Frech die Diebe durchgenagt
 Und sie klotzten in der Zelle
 Längs der nächsten Mauer flink,
 Hielten Raft an einer Stelle,
 Wo das zweite Bildnis hing.

Dieses Bildnis ließ gewahren
 Einen nordischen Barbaren
 In dem Glanze seiner Tracht
 Mit dem Rüstzeug seiner Macht.
 Von den Dieben war indessen
 Sein erhabenes Gewand,
 Selbst das Scepter in der Hand,
 Arg besudelt und zerfressen.
 Spinnen-Neze gab's verästet
 In des Herrschers sicherer Hut,
 Und die Spinnen, wohl gemästet,
 Saßen da und saugten Blut:
 Ganze Völker armer Fliegen
 Sah man unter ihnen liegen.

Das Verweilen in der Stube
 Wurde nun dem Gast zur Qual,
 Denn erquickend drang kein Strahl
 Aus der Welt in diese Grube.
 Deshalb ließ er sich nicht lang
 In der dumpfen Zelle halten,
 Suchte auf den guten Alten
 Und bezeugte ihm den Dank.
 „Warum seid Ihr nicht geblieben?“
 Fragte ihn der schöne Greis¹⁾.
 „Draußen brennt die Sonne heiß;
 Hat das Kloster Euch vertrieben?
 Dieser fromme Aufenthalt
 Ist vor allem schon sehr alt.
 Manches Übel steckt noch tiefer
 Und so weiß ich in der That
 Mir seit jeher keinen Rath
 Gegen all' das Ungeziefer.“
 Und der Fremde sprach darauf:
 „Reißt die hohen Mauern nieder!
 Baut sie niemals wieder auf!
 Gebt das Licht den Räumen wieder!“

¹⁾ Der Vorstand eines orthodoxen Klosters heißt kalugior, wörtlich nach dem Griechischen schöner Greis.

Sperrt die Fenster auf, die Thüren,
 Alles, alles angelweit,
 Bis der Schöpfung Herrlichkeit
 Mag den Moder neu berühren!
 Einen Lusthauch frisch und lind
 Würde kein Gewürm vertragen.
 Ein Recept für Eure Plagen:
 Sonnenlicht und Frühlingswind!“
 „Herr“, so sprach mit Hauptes Schütteln
 Drauf der Alte, „oft genug
 War ich dran; doch ist's nicht klug
 An dem alten Brauch zu rütteln,
 Denn vom ersten frischen Wind
 Wird der Hope mit dem Knjasen,
 Die uns Armen nöthig sind,
 Von der Wand uns weggeblasen.“

5. Die Ruinen von Gurdosi.

Unter der Brücke zierlichen Gittern,
 Wie es dem Sinne der Neuzeit behagt,
 Scheinen die zögernden Wellen zu zittern,
 Ehe der Fluß in die Wildnis sich wagt,
 Zwischen die Felsen, die endlich verwittern,
 Weil auch an ihnen die Ewigkeit nagt.
 Dicht an den Pfeiler des Ufers gerückt,
 Steht zur Bewachung ein türkischer Bau,
 Dürftig nach außen, nüchtern und grau,
 Fast wie beschämt, wie niedergebrückt.

Ihn beengt auf allen Seiten
 Jetzt das Kunstwerk neuer Zeiten,
 Das kein Frevler mehr berührt,
 Das nun achtlos der Gefahren
 Wegelagernder Barbaren
 Stolz an ihm vorüberzieht.

Vom bewachten Brücken-Ende
 Zieht ein Pfad sich ins Gelände
 Durch Gestein und groben Sand

Bis zur Platte, zu der bloßen,
 Wo ein Thurm als Lug-ins-Land
 Märkisch dasteht und verdrossen;
 Denn zerstört, entzweigespalten
 Kann er nicht mehr Umschau halten.

Auf der Stufe tiefer ruht,
 Hart am Fluß mit tiefem Bette,
 Im Ruinen-Schutt die Stätte
 Menschlicher Zerstörungswuth.

Reichensteine halb zerschlagen,
 Kreuze, Fliesen sinken nach,
 Zwischen denen Trümmer ragen:
 Mauerreste ohne Dach.

Abseit über hohen Farren,
 Über Unkraut allerhand,
 Sieht man noch die Pfeiler starren,
 Wo das Kloster früher stand.

Nur noch eine Bogen-Reihe
 Blieb verschont, den Fluß entlang.
 Freundlich blickt hinaus ins Freie
 Durch den alten Bogengang

Ein Gebüsch von wilden Feigen;
 Epheuranken, welche kühn
 Bis zum Schluß der Bögen steigen,
 Krönen ihn mit jungem Grün,
 Und der Alte freut sich drüber,
 Sieht sich wie verjüngt im Fluß,
 Und das Wasser eilt vorüber
 Murmelnd einen Geistergruß.

Welch ein Schauspiel der Zerstörung
 Wüster Nachsucht und Bethörung!
 Selbst die Apfis liegt zertrümmert,
 Einst vergoldet und bemalt.
 Aus dem Schutt blickt tief bekümmert
 Eines Heiligen Gestalt.

Wo gefleckte Schlangen hausen
 Zwischen Nessel, hohem Kied,
 Zirpt nach friedhoffstillen Pausen
 Eine Grille nun ihr Lied. —

Freudiger stimmt die nahe Umgebung,
 Während das Auge die Wildnis durchspäht:
 Spuren verrathen dort neue Belebung,
 Freudig vom Hauche der Hoffnung umweht.
 Tröstliches friedliches Bild!
 Tief ist der Pflug in die Wildnis gedrungen,
 Hat das Gestein in der Wüste bezwungen,
 Wahrlich die Wüste wird freundlich und mild!

Herrlicher schien mir die Sonne am Rande,
 Ehe sie hinter dem Berg sich verlor;
 Scheidend verhiß sie, so kam es mir vor,
 Frieden und Segen dem dürstigen Lande.
 Feuer und Schwert zerstörten genug,
 Künftighin herrsche das Recht und der Pflug.

6. Orien.

Was so früh die Leute treiben,
 Ehe noch der Morgen graut?
 Und die Sterne wie sie flimmern,
 Wie sie heute seltsam schimmern!
 Auch die schwarze Bergwand schaut
 In die kleinen Fensterscheiben
 Drohend aus der dunkeln Nacht,
 Um Bedenken zu erwecken,
 Um vom Aufstieg abzuschrecken,
 Wenn das Menschenkind erwacht.

Auf! nun ist es an der Zeit,
 Von dem Wachhaus aufzubrechen¹⁾.
 Einen Gaul, recht klein, doch hart,
 Aufgezäumt nach Landesart
 — Recht und schlecht, er muß entsprechen —
 Hält der Führer schon bereit,
 Nicht gewohnt sich zu verspäten.
 Noch vom Bügel weg ein Trunk,
 Dann ein Dankwort voller Schwung
 Und der Marsch wird angetreten.

¹⁾ Es ist das Wachhaus Vrbanje gemeint; unweit davon beginnt der Aufstieg zum Sattel des Orien.

„Oben streichen scharfe Böen“,
 Hebt der Führer warnend an
 Und verfolgt die Felsgestalten,
 Die sich über uns entfalten.
 Oben bricht der Tag schon an.
 „Heut gibt's Bora auf den Höhen!“¹⁾
 Sagt er auf die Berge weisend,
 Über die ein Schneesturm segt,
 Der sich gegen uns bewegt,
 Über Kamm und Gipfel kreisend.

Klagend, drohend, eisig kalt
 Pfeift er aus dem Felsenpasse,
 Wo hinan der Saumweg steigt.
 Halt! was ist's, das sich hier zeigt?
 Diese große dunkle Masse
 Ist der alte Buchenwald.
 Schaurig dunkel liegt die Stätte
 Heute da, als Winters Raub!
 Auf dem Boden raschelt Laub,
 Und die Bäume sind Skelette.

Zwischen grauen Blöcken liegen
 Alte Buchen ausgestreckt,
 Wie Gerippe oder Leichen,
 Über welche Schwaden streichen.
 Ist's ein Irrwisch, der uns neckt?
 Sind wir in den Sumpf gestiegen?
 Nein, so tanzt mit dürrem Laub
 Nur ein Wirbelwind vorüber
 Und er wälzt vor sich kopfüber
 Moos und Reifig, Schnee und Staub.

Wie der Wald jetzt dumpf erbraust!
 Stürmend bricht die lose Meute
 Einem wilden Jagdzug Bahn,
 Ründet toll die Bora an;
 Sie erfaßt als erste Beute
 Baumskelette, die sie zaut,

¹⁾ Bora, der scharfe Nordwind.

Die entsetzt mit dürren Armen
Peitschen ihrer Nachbarn Kumpf —
Und die Dora heult Triumph,
Eine Furie ohn' Erbarmen.

Knirschend braust sie uns entgegen,
Mit entfesselter Gewalt,
Schleudert Garben von Geschossen,
Eiskristallen, Schnee und Schlossen
Stürmisch aus dem Hinterhalt,
Um den Saumweg rein zu fegen;
Doch wir klimmen längs der Schlucht
Zielbewußt mit klarem Sinne;
Das verduzt sie, sie hält inne
Und ergreift — vor uns die Flucht.

Nicht für lang und nur zum Schein:
Wo der Weg sich jäher windet,
Drängt sie mit erneuter Kraft
Nach dem Schlund, der gähmend klast,
Wo man hoffnungslos verschwindet
In den Klüften im Gestein.
Doch wir wissen, was wir wollen.
Stürme zu! wir weichen nicht!
Boshast peitscht sie ins Gesicht
Staub und Eis und schießt mit Grollen.

Uns das Leben abzukürzen,
Sinnt sie noch auf eine List:
Füllt in Schnee die schlimmste Stelle,
So daß trotz der Tageshelle
Unser Weg nicht kennbar ist.
Wenn wir in ein Karstloch stürzen,
Dann deckt sie ganz uns zu.
Aber, wo der Weg verschwindet,
Sucht das kluge Pferd und findet
Seine Spur mit aller Ruh.

Endlich stutzt es wie gebannt
Dicht vor einer steilen Welle,
Tastet ängstlich mit dem Huf;
Da erschallt ein Freudenruf,

Denn ein Hügel auf der Schwelle
Scheint dem Führer wohlbekannt,
Der nun rasch zum Pferde schreitet.
Auf dem Hügel sitzt ein Kar,
Sitzt und hält sein Flügelpaar
Unbeweglich ausgebreitet.

Langsam! laßt uns Athem schöpfen!
Man verfinst hier allerwärts.
Seltsam! auf dem weißen Hügel
Rührt sich immer noch kein Flügel —
Denn der Adler ist aus Erz¹⁾,
Dient symbolisch mit zwei Köpfen
Einem Obelisk zur Zier.
Unter diesem stolzen Zeichen
Sollten wir den Paß erreichen
Und nun sind wir hier.

Hoch der Kar! Uns steht bevor
Jetzt ein Reitweg ohne Plagen:
Raum, daß wir im Abstieg sind,
Fehlt der Schnee und schweigt der Wind.
Klar und majestätisch ragen
Die Gebirge rings empor,
Während dort, als wenn es schlief,
Traumhaft Ervice enttaucht²⁾,
Und die Adria milde haucht
Aus dem Spalt in grauer Tiefe³⁾.

7. Die Brücke von Arslan-Agić.

Türkenhäuser und Terrassen
Klimmen zwischen steilen Gassen
In das Ufer eingezwängt.
Summer voller, immer breiter,
Drängt der Fluß zur Tiefe weiter,
Nicht mehr in dem Lauf beengt.

¹⁾ Auf der Höhe des Passes steht ein Obelisk mit einem Doppelpaar darauf, als Erinnerung an die Anwesenheit weiland des Kronprinzen Rudolf.

²⁾ Ervice, die besetzten Höhen, welche die Militär-Colonie Ervice umgeben.

³⁾ Von den Höhen bei Ervice ist das innere Becken der Ducht von Cattaro und die Stadt selbst sichtbar.

Deiche zog man, ihn zu hemmen;
 Doch er eilt trotz allen Dämmen,
 Krausend fort als Wasserfall;
 Er belebt die tiefe Stille
 Dieser schweigsamen Idylle
 Kaum durch einen Wiederhall.

Gleichsam von der Welt geschieden,
 Ruhen da in Gottesfrieden
 Beide Ufer grün besäumt.
 Eine schlanke Pappelreihe
 Blickt in wahrer Sonntagsweihe
 Hoch zum Himmel auf und träumt.

Wo die Wellen rascher gleiten,
 Wölbt sich noch aus alten Zeiten
 Eine Brücke hoch und steil,
 Kühn gefornit, mit starken Stützen,
 Zwar beschwerlich zu benützen,
 Aber schmuck in jedem Theil.

Felsen, die am Ufer ragen,
 Scheinen schweigend sich zu fragen,
 Schweigend doch bedeutungsvoll,
 Was man von der kleinen Brücke,
 Diesem räthselhaften Stücke
 In der Tiefe halten soll.

Nur der Türke, grau und schwächig,
 Der am Saumweg sitzt bedächtig
 Nach der Väter altem Brauch,
 Mag der Zweifel sich erwehren,
 Mag das Räthsel sich erklären
 Aus der Pfeife lichter Rauch.

— Freund und Nachbar, guten Morgen!
 Deinem Sinn ist nichts verborgen:
 Sage mir, durch wen und wann
 In dem unwegsamen Lande
 Diese Brücke kam zu Stande?
 Was bezweckte jener Mann?

— „Wer sie schuf? bei Allah's Haupte,
Wann er lebte? was er glaubte?
Das weiß niemand in der Welt.
Aber hör', wie ich's erkläre:
Diese Brücke ward zur Ehre
Unsrer Stammes aufgestellt.

„Erceg novi¹⁾ — aus den Steinen
Wird es glaubhaft dir erscheinen —
War ein echter Türken-Ort.
Ja, ich weiß es, denn wir haben
Unsre Väter dort begraben;
Alle stammen wir von dort.

„Kennst du auch am Velež = Fuße²⁾
Mostar, am Narenta = Fluße,
Mostar, unser Adler = Nest?
Also höre: uns zum Glücke
Halten wir die alte Brücke
Auch für unsre Brüder fest.

„Unser Sinn dafür bleibt rege,
Weil sie auf dem kurzen Wege
Mostar = Erceg novi liegt.“ —
Freund, der Weg, den du beschriebest
Ist wohl jedem fremd geliebt,
Der nicht wie ein Vogel fliegt.

„Mög' es nicht für unwahr halten,
Herr, verzeih' und glaub' dem Alten:
Dieser Weg besteht nun doch.
Braucht der Muslim, gleich dem Christen,
Die Natur zu überlisten,
Aufzudrängen ihr sein Joch?
Braucht er Berge durchzuschlagen,
Braucht er Dampf- und Eisenwagen,
Da die Zeit ihn niemals drängt?
Braucht er für sein Heil im Leben
Brücken dünn wie Spinnenweben
Übern Abgrund aufgehängt? —

¹⁾ Erceg novi, Castelnuovo.

²⁾ Velež, der hohe Berg, an dessen Fuße Mostar liegt.

Weil wir Allah nicht versuchten,
 Schuf er über Berg und Schluchten
 Einen Weg, der gradaus zieht
 Nur für uns, für keinen andern;
 Nur ein Muslim kann drauf wandern,
 Da den Weg kein andrer sieht!“

Also deutet kühn der Alte
 Jene meilenlange Spalte ¹⁾,
 Welche hier den Fluß durchquert,
 Als den Weg, den Allah bahnte
 Und den Muslim zuerkannte,
 Doch dem Christenvolk verwehrt.

8. Laska ²⁾.

Ein Gebirgszug stürzte gleitend
 In den Spalt der Erde ein,
 Als Erismos ewig streitend
 Risse sprengte ins Gestein
 Und die schroffen Felsgestalten
 Brach aus mürben Kreidefalten.
 Die versunkne Scholle bildet,
 Festgeteilt in großen Stücken,
 Dicht bewaldet, gut bewässert,
 Einen sanften Höhenrücken.

Auf den Hängen und Terrassen
 Zwischen Strauchwerk und Gestein
 Sieht man Häuser, längst verlassen,
 Eingehüllt in wilden Wein,
 Über welchem hochgemauert
 Hier und dort ein Wachturm lauert.

¹⁾ Eine scharf ausgeprägte Erdspalte zieht sich von Oruda (nicht weit von Castelnovo) quer über das Gebirge in gerader Richtung nordwärts bis zum Trebinjica-Flusse bei Arslan-Agit, und läßt sich dann allerdings in Verzweigungen und kurzen Unterbrechungen, aber der Hauptsache nach in der ursprünglichen Richtung bis zum Narenta-Thale verfolgen.

²⁾ Die Gegend von Laska liegt in einem Kessel-Einsturz. Der eingesunkene Gebirgszug in der Mitte des Kessels bildet jetzt einen fruchtbaren Hügelrücken.

An dem Fuß des Höhenzuges,
 Welchen Busch und Hecken säumen,
 Murmelt ein Gebirgsbach munter,
 Zwischen Nuss- und Maulbeerbäumen.

An den Ufern, hochgeschichtet,
 Stehen Orte dicht gedrängt
 Und zur Abwehr eingerichtet;
 Denn der Boden, blutgetränkt,
 Hatte in vergangnen Tagen
 Manche Unbill zu ertragen.
 Ist doch diese grüne Mulde
 Mit dem Hügelzug da droben
 Gleichwie eine Einbruchspforte
 In das Bergland vorgeschoben.

Hirten, die im Bergland streiften,
 Zwischen Felsen, rauh und kahl,
 Drangen, wenn die Früchte reiften
 In das gut behaute Thal,
 Wohlbewehrt, verwegne Leute,
 Lüstern nach erspähter Beute.
 Ihnen galt der Kampf mit Türken
 Heilig als Gebot der Ehre;
 Doch der Türke mit den Seinen
 Setzte tapfer sich zur Wehre.

Und so tobten zwischen ihnen
 Kampf und Streit — wie überall!
 So entstanden die Ruinen,
 Kam die Ordnung in Verfall.
 Also geht's zu allen Zeiten,
 Wenn die Menschen sich entzweiten.
 Ob sie nun das Recht verfechten,
 Um den Zwiespalt doch zu schlichten,
 Oder die Gewalt erkämpfen,
 Um die Gegner zu vernichten.

Du, Erdmos, übe Gnade!
 Halte deinen Zorn zurück!
 Langsam wandelt hier die Pfade
 Etwas wie ein künftig Glück,

Und der Pflug durchwühlt die Erde,
 Daß sie jung und fruchtbar werde.
 Arbeit sieht man aller Orten,
 Frohe Stimmung kehrt nun wieder,
 Mit der Arbeit kommt der Segen
 Und der Friede läßt sich nieder.

9. Klobuk¹⁾.

Seht die Geier, die dort schweifen!
 Seht den Pfad zu ihrem Neste
 Zwischen schwarzen Felsen-Kinnen!
 Höher noch, aus Nebelstreifen,
 Necht darüber Thurm und Zinnen
 Drohend eine Türken-Feste.
 Herzbelemmend steigt die Bahn,
 Schroff als wahre Herenleiter,
 Mühsam klimmt das Pferd hinan
 Und der schwindelfreie Reiter
 Läßt die Zügel, läßt die Bügel,
 Er bedürfte hier der Flügel.
 Und so steigt er unverdrossen
 An dem Abgrund dicht empor.
 Halt! da zeigt sich schon das Thor
 Enge, düster und zerschossen.

Drohend, daß das Herz erbebe,
 Schien die Burg herabzuschauen,
 Da sie hoch in Wolken schwebte;
 Aber jetzt vergeht das Grauen:
 Jetzt, da sie dem Auge nah'
 Liegt sie harmlos da. —
 Nicht ganz harmlos; denn ein Schauer
 Zieht durch ihre stumme Trauer,
 Weil sie hilflos und verlassen,
 Weil zerstört in ihrer Mitte
 Häuser liegen und Terrassen.
 Länger hört man selbst die Tritte

¹⁾ Die Bergfeste Klobuk wurde im Jahre 1882 von den k. u. k. Occupations-
 truppen in Trümmer geschossen und steht seither verlassen da.

Fast gespenstisch wiederhallen
 In den längst verlassnen Hallen,
 Die der Tod in Schwirgen hält.
 Die Cisternen sind verfallen
 Und mit grünem Schlamm gefüllt,
 Wo die Feuer-Linten wimmeln,
 Leben, sterben und verschimmeln.

Klein und jeden Schmuckes bar
 Wie die Arme-Sünder-Zelle,
 Beut sich an erhöhter Stelle
 Die Moschee den Blicken dar.
 Gräber liegen in der Kunde,
 Leichensteine, eingesunken,
 Die mit Stern und Halbmond prunken.
 Eine Inschrift gibt auch Kunde
 Jedem gläubigen Beschauer,
 Wann das fromme Stiftungs-Jahr,
 Welcher Pascha der Erbauer
 Dieser alten Zwingburg war.
 Eitle Mühe! wer soll lesen,
 Was vor Jahren hier gewesen?
 Was nun in Vergessens Schoß
 Sant auf immer rettungslos?

Kohe Stufen in der Breite
 Jener höhern Felsterrassen
 Führen an der Harems Seite
 Zu des Zwingherrn Wohngelassen.
 Dort ist noch ein Hof zu schauen,
 Neben dem der Abgrund gähnt,
 Den man dort am schroffsten wäht.
 Klein ist dieser Hof der Frauen,
 Wo sie unverhüllt saßen
 Und in ihrer Langeweile
 Wohlgeborgen vor Entweihung
 Freudlos Säßigkeiten aßen,
 Ober in die Klust, die steile,
 Blickten, in die grausen Tiefen,
 Ober, träumend von Befreiung
 Aus dem Felsenkäfig — schliefen.

Unten stürzt der Abgrund jäh.
 Welch ein Abgrund der Verwüstung!
 Diesen Steinblock in der Nähe
 Wälzt mir auf die Mauerbrüstung!
 Schleudert ihn mit voller Wucht!
 Doch er sträubt sich lange, lange;
 Selbst dem Steinkloß wird es bange
 An dem Rand der Riesenschlucht,
 Über Trümmern und Gerölle.
 Noch ein Ruck, und in die Hölle
 Saust er dumpf in wilden Sätzen,
 Überschlägt sich in der Luft,
 Pfeift im Fluge durch die Kluft
 Vor Entsetzen.

Dröhnend mit der Masse Schwung
 Streift er an den Fels, den harten,
 Wo die schwarzen Blöcke warten —
 Und das war sein letzter Sprung;
 Denn mit Donnerschlag zerfellen
 Ihn die schrecklichen Gesellen,
 Streuen seine Trümmer aus,
 Und im Echo hört man gellen
 Ihren höhnen Applaus.
 Seine Trümmer kollern weiter,
 Hüpfen, springen kreuz und quer,
 Jeder große hat Begleiter
 Und sie werden immer mehr;
 Bis der Schwarm nach kurzer Dauer
 Verflend und zerbröckelnd schwindet
 Und als leichter Kiesel-Schauer
 Unten seine Ruhe findet.

Lange sucht der Blick die Wege
 In die Tiefe und hinan,
 Und es legt sich das Entsetzen
 Und Bewundrung bricht sich Bahn.

Auf den Stufen, überhängend,
 Die als wahre Augenweiden
 Sich mit hellem Grün bekleiden,
 Streben kühn zum Lichte drängend

Hoch vereinsamt seltne Gäste:
 Schmale Gruppen schlanker Föhren
 Wiegen ihre braunen Äste
 Unter windzerzausten Wipfeln.
 Andre Stufen, andre Föhren,
 Von der Sonne nie beschienen,
 Schlummern über dunkeln Gipfeln
 Abgrundtief noch unter ihnen.

Über Klust und Schlucht erhaben,
 Zwischen Stauden, tief im Grase,
 Eigen spielend Hirtentnaben
 Auf der nächsten Felsennase.
 Eine Gusla schwirrt dort summend,
 Melancholisch, nie verstummend,
 Ihren näselnden Gesang.
 Ab und zu durchbringt ihn helle
 Einer Ziege laute Schelle,
 Gleichsam als Begleitungs-Klang.
 Auch das Steinhuhn hört man locken
 Wohlverborgen zwischen Brocken
 Im Wachholder auf dem Hang.

Traurig Los der Türkenfrauen!
 Dieses war ihr Blick ins Leben,
 Dieser Blick in Abgrunds Grauen;
 Denn die Scenen dicht daneben,
 Die ein Herz, das frei von Banden,
 Die ein frohes Aug erquicken,
 Blieben wohl vor ihren Blicken
 Unbeseelt und unverstanden.

Friede Euch! Des Daseins Weh
 Ist für Euch erschöpft hienieden;
 Nur die Gräber der Moschee
 Ruhen heut noch nicht im Frieden;
 Denn die Leichen und Gebeine
 Haben Füchse fortgetragen
 Und die letzten Leichensteine
 Sind von roher Hand zer schlagen.

Drüben mögen Eure Seelen,
 Wie es der Prophet verheiß,
 Freuden sich fortan erzählen,
 Freuden in dem Paradies.

10. Blick auf das Meer vom Pässe Prieno.

Diese Reise macht mir Sorgen,
 Sie wird Schweiß und Mühe kosten
 In dem wasserlosen Strich.
 Drückend war es schon am Morgen,
 Als ein Wölkchen aus dem Osten
 Langsam bis zur Sonne schlich.
 Diesen Schleier, halb zernittert,
 Nahm die Sonne nicht vor sich;
 Denn sie gönnte keinen Schatten
 Heut der Erde. Ruhlos zittert
 Die erhitzte Bodenuft.
 In dem Licht, dem übersatten,
 Scheint der ganze Farbensuft
 In ein Glanzmeer zu verschwimmen
 Und in Weißglut zu verglimmen.

Auch der Wald ist heute licht.
 Läßt die Straße ohne Schatten;
 Schatten gibt es eben nicht
 Zur Erquickung für den Matten.
 Aschgrau in den Staub gehüllt
 Bis zum Wipfel sind die Blätter;
 Denn ihr Wunsch nach Regenwetter
 Blieb schon lange unerfüllt.
 Dennoch dient der Wald zum Lager:
 Wagen stehen hoch bepackt
 Und davor die Pferde, mager,
 Elend, klein und abgeplagt.
 In dem Trog an feuchten Flecken
 Sieht man sie vergeblich ledern.

Ohne Wasser, ohne Ruh'!
 Würden nur die Fliegen fehlen!
 Aber nein, sie schwirren zu,
 Den geplagten Gaul zu quälen.

Nächst dem Wagen auf der Erde
 Liegen Männer tief im Schlaf,
 Schweißgebadet und bestaubt,
 An der Stelle wo sich's traf;
 Vor den Hufen selbst der Pferde
 Liegt ein altes müdes Haupt.
 Weiter an dem Weg bergauf,
 Von dem Wäldchen nicht mehr ferne,
 In der Nähe der Cisterne
 Hält sich eine Herde auf.

Kopf zum Kopfe tief gesenkt
 Stehen Schafe da in Haufen,
 Weil sich eins zum andern drängt,
 Um in Noth vereint zu schnaufen.
 Ziegen klug, voll Übermuth,
 Da sie stramme Zucht verachten,
 Scheinen puzig zu betrachten,
 Was der Hirt am Brunnen thut,
 Und der gute Hirt hat eben
 Zart, als schöpft' er flüßig Gold,
 Ein Gefäß heraufgeholt.
 Ah, jetzt wird es Wasser geben!
 Und er prüft den Eimer flüchtig;
 Doch der Eimer, der ist leer.
 Mag er ihn auch noch so tüchtig
 Senten, schwenken, rütteln, schütteln,
 Drin gibt's keinen Tropfen mehr.

Schmachtend in dem Brand der Sonne
 Denkt man krankhaft nur an Quellen,
 An den Eispol, an die Wonne
 Sanftgewiegter Meereswellen.
 So erzeugt des Leibes Qual
 Marterbilder im Gehirne.

Doch was ist's? Mit einemmal
 Spielt ein Lusthauch um die Stirne.
 Eben ist der Paß erreicht,
 Und der Blick, der abwärts schleicht,
 Trostlos zwischen heißen Klippen,
 Schwingt sich aufwärts voll und frei,
 Und sogleich entfährt den Lippen
 Unberufenst ein Freudenschrei:
 O Thalatta! O Thalatta!

Sei gegrüßt Erlöserin!
 Mir beginnt das Herz zu klopfen
 Und ich blicke selig hin
 Zu dem großen Wassertropfen,
 Der die Kiefenschale füllt;
 Denn saphirblau, sonnig glänzend,
 Vor den Blicken unverhüllt,
 Nur den Himmel selbst begränzend
 Liegt zu Füßen herrlich da
 Jener Tropfen Adria.
 O Thalatta! O Thalatta!

11. Die Trebinjčica.

Deine Wellen, wie sie schimmern!
 Wie sie leuchten, wie sie flimmern
 In des Tages Angesicht!
 Jeder Kiesel auf dem Grunde,
 Jeder Block im tiefen Schlunde
 Zittert im erborgten Licht;
 Nur dein Ursprung und dein Ende
 Und dein Lauf an jeder Wende
 Treten aus dem Dunkel nicht.

Deine Wiege, deine Pathen,
 Hat uns niemand noch verrathen,
 Denn ein Schleier ruht darauf;
 Auch du selber spielst Verstecken
 Und versinkst auf weite Strecken

In geheimnisvollem Lauf,
Pfliegst an neuen Uferändern
Deinen Namen zu verändern —
Löse du dein Räthsel auf!

Nähe den Narenta-Quellen
Zwischen sanften Bergland-Wellen¹⁾
Klafft ein Erbspalt schroff und wild.
Ich erblickte am Rande lauschend
Dort in dem Spalt ein herrlich Gebild,
Eine Vila²⁾; sie hat dort rauschend,
Murmelnd im Lichte gespielt.
Habe mich in die Tiefe getraut,
Habe der Kleinen ins Antlitz geschaut.
War das für mich ein Entzücken,
Als ich sie sah in herrlichem Kleid!
Wassertropfen auf Kieselstücken
Glänzten an ihr als buntes Geschmeid.
Als die Smaragde, die Perlen, Rubinen
Nicht mehr genügend an Glanz ihr erschienen,
Nahm sie vom Lichtstrahl Brillanten dazu.
Welt! diese Vila warst du?

Später dann auf grünen Matten
Sonnig, fern vom Waldes Schatten,
Sah ich eine Jungfrau hold³⁾.
Wandelnd pflückte sie Cyclamen,
Veilchen, Enzian und was sie gewollt;
Immer haben die jüngeren Damen
Blüthenschmuck lieber als gleißendes Gold.
Weidengebüsche zog sie herab,
Lodte ihm die Palmkätzchen ab;
Siehe, da kamen zwei kleine Elfen⁴⁾
Aus dem Gebirge herab ohne Ziel;
Gleich war sie willig zu helfen,

¹⁾ Unweit des Sattels von Comerno in anmuthiger Alpen-Landschaft.

²⁾ Die Bilen bei den Süd-Slaven sind sagenhafte Geschöpfe, wie sie die deutsche Märchenwelt als Elfen kennt.

³⁾ Die Vrba.

⁴⁾ Die zwei Seitenflüße: Dramozina und Žanjevica.

Gab dem Geschwister bei sich ein Asyl,
Wiegte bei sich die Kleinen zur Ruh.
Gelt! diese Jungfrau warst du?

Da in vollem Ungeßüm
Fält sie plötzlich an;
Denn ein Berg verstellt die Bahn,
Ähnlich einem Ungeßüm,
Einem Unhold, einem alten,
Der auf einem Kalkblock sitzt.
Lehzend ruft er, ruft erhitzt:
„Willst du, schönes Mädchen, halten!
Wassermädchen, bleib bei mir! . . .
Was? Du willst nicht? Wehe dir!
Denn ich nehme, voll Verlangen,
Dich in meiner Burg gefangen.“ —
Eine Burg benennt der Prahler,
Was ein Kalkfels ist, ein kahler.

Aber Prahler plumpen Leibes!
Kennst du nicht die List des Weibes?
Sie beschmeichelt deine Sinne
Und du, alter Tropf,
Du verlierst den Kopf.
Nicht fürs Alter taugt die Minne.
Nicht gar lange wird es dauern,
Bis die Maid zerstört die Mauern;
Denn sie thut, als ob sie schlief,
Bricht so langsam, Stück für Stück,
Von dem Kalkblock mit Geschick,
Wirft ihn spielend in die Tiefe.
O, du Alter, wirst das büßen!
Eines Tages stürzt die Last,
Er, der Thor und sein Palast
Der Gefangenen zu Füßen.
Stolz aufschäumend, ohne Widerstand
Eilt sie durch die klaffende Ruine,
Durch die Trümmer seiner Burg von Kline¹⁾,
Und der Alte lechzt im Sonnenbrand.

¹⁾ Kline, eine Stromenge zwischen Felsen.

Was dem Alten nicht gelungen,
 Das versucht die Kunst der Jungen:
 Baut ihr in den Weg hinein
 Einen Damm aus Kalk und Stein¹⁾,
 Um sie länger aufzuhalten.
 Doch in dieser kurzen Haft
 Sammelt sie nur ihre Kraft,
 Um sie besser zu entfalten;
 Denn sie läßt, trotz allen Dämmen,
 Sich in ihren Lauf nicht hemmen:
 Mit zwei Brüdern, die vom Bergland kamen²⁾,
 Zieht sie weiter unter andern Namen³⁾.

Doch für sie beginnen andre Zeiten,
 Schlimme Zeiten nach den Jugendjahren,
 Schwere Zeiten, drohend mit Gefahren:
 Eine Fläche sieht sie schon vom weiten⁴⁾,
 Eine Fläche, baumlos, öd, ein Moor;
 Berge, hoch wie Niesen, treten vor,
 Plumpse Felsen lauern an den Seiten.
 Warum warten dort die plumpen Niesen?
 Sie bewachen ihre nassen Wiesen,
 Sie bewachen ihre magre Herde:
 Graue Ziegen, kleine schwarze Pferde,
 Und dazwischen soll das arme Mädchen
 Sich im Kreise drehen wie ein Mädchen?
 Hat ihr doch ein Kobold einst erzählt,
 Wie es aussieht in der weiten Welt,
 Hat erzählt von Ländern und von Meeren,
 Dann von Städten reich an Glanz und Ehren,
 Hat erzählt von Vilen schön und groß,
 Die sich mit den Kleinsten von den Kleinen
 Nach des Wanderns Mühe froh vereinen
 In der großen Mutter Adria Schoß.
 Und das Mädchen dachte, daß die Erde
 Ihr als Tummelplatz zu enge werde.

¹⁾ Eine in jüngster Zeit erbaute Flußsperre zur Stauung des Wassers und Regelung des Abflusses.

²⁾ Der Župan-potok und der Jasenik-potok.

³⁾ Der neue Name ist Mušica.

⁴⁾ Die Hochfläche von Gacko, Gacko polje.

Hoffend mit muthigem Sinn
 Stürzt sie sich auf die Ebene hin;
 Aber bald versinkt sie, wie verloren,
 Zwischen Tümpel, Sumpf und Mooren,
 Wankt verzagend hin und her,
 Findet keinen Ausweg mehr
 Und gewahrt zum Schluß mit Bangen,
 Daß sie neuerdings gefangen
 Mit den Brüdern und den Schwestern
 Die sie früher mitgenommen,
 Dann mit jenen, die gekommen
 Aus den nächsten Felsen-Nestern ¹⁾.

Ist's ein Wunder, daß du trauerst?
 In dem feuchten Kerker schauerst?
 Weil dir jede Hoffnung sank?
 Armes Mädchen, du bist krank!
 Denk nicht immer ans entkommen,
 Schlag' die Flucht dir aus dem Sinn;
 Jener Felsen Hüterin,
 Bergweib Baba mit den Gnomen ²⁾,
 Merkend wohl daß du dich kränkst,
 Merkend wohl woran du denkst,
 Hat an jener tiefsten Stelle,
 Wo die Flucht noch möglich wäre,
 Vorgelegt als feste Wehre
 Eine lange Felsenschwelle ³⁾.

Soll die lange Felsenstufe
 Für Zerförer von Verufe
 Wirklich unzerstörbar sein?
 Läßt sich nicht zer schlagen,
 Läßt sich nicht durchnagen
 So wie anderes Gestein?
 Sie besteht nur aus Skeletten,
 Muschelpanzern, Kugelschalen
 Kleiner Thiere und Korallen,
 Die gelebt an diesen Stätten,

¹⁾ Die Zuflüsse: Gračanica, Struga u. a.

²⁾ Die Berggruppe der Baba, d. h. Weib, mit ihren Vorbergen.

³⁾ Die Felsenschwelle Stopen, d. h. Stufe.

Bis ein Druck von tausend Jahren
 Diese kleinen Überreste
 Die verstreut und locker waren,
 Dicht zu einem Kalkstein presste.
 O das Mädchen weiß von dem allen,
 Weiß, daß die Steine, scheinbar dicht,
 Deren Äußeres manchmal besticht,
 Leicht in der Tiefe zerfallen?
 Alles das weiß sie, als wär' es ein Spiel,
 Heute wissen die Mädchen gar viel.

So versinkt sie in die Tiefe,
 In die Tiefe fort und fort,
 Als wenn dort der Kobold riefte;
 Sucht sich einen Ausweg dort,
 Einen Durchgang durch die Masse,
 Für die Freiheit eine Gasse.

Auf dem „Wüsten Feld“¹⁾ erzählte
 Mir ein guter alter Hirt,
 Als ich dort umher geirrt,
 Von den Trichtern, die sie wählte,
 Um im Erdreich zu verschwinden —
 Und die Trichter sind zu finden.

In den Spalten, Klüften und Gängen
 Muß sie sich drücken und zwingen.
 Immer an Freiheit gewöhnt,
 Will sie die Fesseln zersprengen;
 Rüttelt den Kerker und schüttelt,
 So daß er weithin erdröhnt.
 Menschen, die auf der Oberwelt leben,
 Glauben, die Gründe der Erde erbeben.

Also stürzte auch ein steiler
 Festgefügtter Strebebfeiler²⁾
 Welcher jenen Felsen stützt,
 Über dem die Baba sitzt.

¹⁾ Pusto polje, Name einer Ortschaft mit einigen Bonori, d. i. Saugtrichtern.

²⁾ Der Bergklüften Goli vrh.

Dieser Pfeiler liegt verwittert,
 Wie durch eine unheilvolle,
 Türkische Gewalt zersplittert.
 Sinkend liegt die gewaltige Scholle
 Wie ein gekentertes Riesenschiff,
 Welches, gestrandet am Felsenriff,
 Ward in dem Meer der Kreide verschlagen,
 Wo es die steinernen Wellen noch tragen,
 Die sich mit ihren zackigen Rämmen
 Eine gegen die andere stemmen,
 Mit klaffenden Thälern vor ihnen,
 Trichter bildend, Höhlen, Dolinen.

Von dem gefährdeten Eis
 Ruft die Baba erschrocken:
 Ha! nicht einmal der Blitz
 Streut so gewaltige Brocken!
 Wer zerstört mir die Mauer,
 Tauglich für ewige Dauer?

Eine Quelle aus tiefem Schlunde¹⁾,
 In der Crnica lieblichem Grunde,
 Gibt ihr zur Antwort gleichsam für dich:
 „Kennst du mich Weib? das bin ich!“
 Und das Bergweib, ungehalten,
 Fragt mit übel verhaltenem Groll
 Ihren Gebieter, den grauen Alten²⁾,
 Ob man den Übermuth dulden soll?
 Zeigt er sich doch so verwegen,
 Fühlt er sich doch so geborgen!
 „Macht Euch nur“, sagt sie, „keinerlei Sorgen
 Eurer gefährdeten Felsburgen wegen!
 Ist es erst einmal um mich gethan,
 Kommt gar bald auch Ihr andern daran —
 Oder gebietet der Flüchtigen Halt,
 Sei es mit Schlaubeit, sei's mit Gewalt!“

¹⁾ Die Quelle Ključ in der Crnica-Tiefe.

²⁾ Der Berg Djod, d. h. der Alte, neben der Baba.

Als es der Bergrieße hört,
Ist er von Unmuth empört,
Schleudert sogleich von der Spitze
Weithin die flammenden Blitze.
Dröhnend in seiner Sprache
Ruft er die Nachbarn zur Rache.
Donner verbreitet die Kunde
Schnell in der düsteren Kunde.
Und die Nachbarn halten gleich Umschau im Haus.

Unter den seltenen Riesengeschöpfen
Fand sich ein Unthier mit drei Köpfen¹⁾.
Nach der Flüchtigen schickt' man es aus,
Um sie im Auftrag des Alten
Auszuspähen und festzuhalten.
Doch der Unhold wird nicht taugen
Zu erspähn des Mädchens Flucht,
Wenn er noch so eifrig sucht.
Trotz drei Köpfen und sechs Augen
Wird er nicht das Mädchen sehen:
Sie entflieht und er bleibt stehen,
Steht verwünscht zum jüngsten Tag
Dreigetheilt als Felsenack.

Aber die Riesen entsenden noch weiter
Diesmal den sichersten ihrer Reiter,
Geben ihm auch, auf daß er sich spute,
Eine vertraute und flüchtige Stute.
Dennoch hilft das nicht dem Tropfe:
Denn das Mädchen flieht so geschickt
Unter dem mächtigen Stutenkopfe²⁾,
Daß der Verfolger die Spur nicht erblickt.
Also stehen zur Strafe und Pein
Reiter und Stute verwandelt in Stein!

Endlich wird von den Reden
Gegen des Bergmädchens Flucht
Noch ein letztes Mittel versucht:
Und sie legen ein Beden³⁾

¹⁾ Der Berg Troglav, d. h. Dreikopf.

²⁾ Kobilja glava d. h. Stutenkopf, ein Felsgebilde.

³⁾ Das Beden Korito.

Quer vor den Bergesfuß
 Wo sie vorüber muß.
 „Müde nach Mühen und Plagen,
 Macht sie vielleicht mit Behagen
 Dort einen längeren Halt,
 Pflanzt dort Gesträuche und Wald,
 Schafft dort die üppigsten Wiesen,
 Wenn man die Scheu ihr benimmt.“
 Also sprachen die Riesen,
 Milde dem Mädchen gestimmt.
 „Seit Jahrtausende vergehen,
 Haben wir in unserm Reich,
 Immer düster, immer gleich,
 Kein Gewässer hier gesehen.
 Wollte, statt unserm Bereich zu enteilen,
 Hier das herrliche Mädchen am See,
 Freundlich als Bile, als labende Fee
 Länger in unserer Mitte verweilen:
 Wahrlich uns allen thäte es gut,
 Wer verzeiht nicht dem Übermuth!“
 Manchmal mit solchen Gedanken
 Sprechen die Riesen, wenn ungestört,
 Wenn sie die Baba, das Bergweib nicht hört;
 Denn die Alte würde sonst zanken.

Ihr bemüht Euch doch vergebens!
 Nach des Mädchens tiefem Sprung
 Winkt erst in der Niederung
 Ihr die Pforte neuen Lebens.
 Durch die vielen Hindernisse
 Aus dem Reich der Finsternisse
 Kommt sie nicht herauf.
 Sucht durch Felsenengen
 Sich hindurch zu zwängen
 In verworrenem Lauf.
 Müttelt an den Fesseln,
 Schäumt in Felsenkeffeln
 Längs der finstern Bahn.
 Auf der Erden-Rinde
 Zeigen tiefe Schründe
 Ihren Weg nur an.

Auch bei Bilek liegt ein Becken
 Frei im vollen Sonnenlicht;
 Doch das Becken taugt ihr nicht,
 Sich in Ruhe auszustrecken
 Anmuthvoll im Hügelnd,
 Und als See mit grünem Rand
 Ringsum Leben zu erwecken.

Wär' es nicht schön, von der Felsenwand,
 Um Dir die Wege zu stürzen,
 Donnernd zur Tiefe zu stürzen!
 Jubelnd mit brausendem Schwall,
 Kühn als mächtiger Wasserfall,
 Perlend vom Schaumglanz umflogen,
 Unter leuchtendem Regenbogen! . . .
 Nichts von dem! Seit deiner langen
 Wanderung im Grau der Nacht,
 Trägst du nach der äußern Pracht
 Nicht das mindeste Verlangen.
 Aus der Erde tiefem Grund
 Trittst du durch den schwarzen Schlund
 Anspruchlos heraus.
 Wo der Strom zum Lichte gleitet,
 Hört man kaum, daß ihn begleitet
 Schüchternes Gebraus.
 Was verflündet dein Behagen?
 Daß der Wechsel dir gefällt?
 Daß du aus der Unterwelt
 Rückgekehrt zu schönen Tagen?

Nüchtern wie praktische Damen
 Machst du unter anderem Namen¹⁾
 Deine neue Erden-Reise
 In prosaischem Geleise,
 Nach dem Süden aus dem Norden.
 Sage mir,
 Was ist aus dir,
 Du herrliches Mädchen geworden?

¹⁾ Trebinjčica.

Macht dich das Tageslicht schlüchtern?
 Macht die Enttäuschung dich nüchtern?
 Hast du gehofft, nach deinem Verschwinden
 Einst die Oberwelt schöner zu finden?
 Wenig des Schönen findest du hier:
 Felsige Hänge starren vor dir,
 Dürftig mit Strauchwerk bekleidet,
 Welches von Sonnenglut leidet.
 Zwischen Dornen und Wolfsmilch schleichen
 Niedrig am Boden verkrüppelte Eichen.

Unfern vom Höhlenmunde
 Ragt als Wächter der Kunde
 Schroff ein Bergfegel auf.
 Alternde Mauern sieht man darauf,
 Graue zerfallene Reste,
 Einst eine türkische Feste.
 Drüben am höheren Rande
 Steht im neuen Gewande
 Wehrhaft ein Zwingherr zur Hut¹⁾,
 Streckt seine kräftigen Glieder,
 Blickt gar herrisch hernieder,
 Fordert von dir als Tribut
 Arbeit in knechtischer Frohne.
 Mußt nun in ehernen Fesseln
 Glühende Röhren umkreisen,
 Mußt auch die zischenden Kessel
 Reichlich und jederzeit speisen.
 Folgsam dem strengen Patrone
 Mußt du im Dampfe dich plagen,
 Zwischen den Kammern aus Eisen
 Drücke und Stöße ertragen;
 Mußt ihm nebst Kolben und Scheiben
 Räder mit zackiger Krone,
 Mußt ihm ein Wasserwerk treiben.

Habe Geduld in dem Einerlei!
 Siehst du! schon läßt man dich wieder frei.

¹⁾ Das besetzte Truppen-Lager „Neu-Bilet“.

Hart am Ufer auf dem Wege
 Zieht mit Lasten froh und schwer
 Eine Karawane träge
 Durch den Staub daher.
 Treiber, die mit müden Gliedern
 Zögernd in der Hitze wandern,
 Blicken staunend zu dir nieder,
 Sprechen einer so zum andern :

Sieh die Streifen an, die bunten,
 Der Trebinjčica da unten,
 Einer grün, der andre blau;
 Das ist schön, man darf es sagen,
 Doch die arme muß sich plagen,
 Wie bei uns die ärmste Frau.

Darf nicht ruhig bleiben,
 Muß Maschinen treiben
 In dem kleinen Haus.
 Manchmal geht im Kampfe
 Mit dem heißen Dampfe
 Ihr der Athem aus.

Hörst du wie sie hustet,
 Hörst du wie sie pufet
 In dem schwarzen Rauch?
 Wie die ärmste Arme,
 Klagt, daß Gott erbarme,
 Also klagt sie auch.

Aber es wird anders werden
 Nach den Mühen und Beschwerden.
 Kaum beruhigt sich dein Lauf,
 Als Čepelica, die kleine ¹⁾,
 Hüpfst zu dir durch graue Steine
 Rufend: „Nimm mich auf!“
 Nimm sie auf, die arme Waise,
 Nach der mühevollen Reise
 Aus dem öden Elternhaus.

¹⁾ Čepelica, ein kleiner Zufluß.

Manchmal wird sie dich begleiten,
Doch verzeih' ihr; denn zu Zeiten
Bleibt sie gänzlich aus.

Deine Ufer werden zur Idylle,
Wo Natur in ihres Schaffens Fülle
Schätze aus dem Boden hebt.
Ährenfelder sieht man sich wiegen,
Haine dämmern verschwiegen,
Wie vom Geheimnis umschwebt.
Friedliche Dörfer lauschen¹⁾
Deinem melodischen rauschen,
Welches die Stille belebt.
Gönne dir Ruh', um nicht zu ermüden,
Siehe! es warten nicht ferne im Süden,
Grade vor dir, auf der künftigen Bahn
Anfangs nur Hügel, scheinbar sind's Zwerge,
Aber dahinter erheben sich Berge
Höher und höher zum Himmel hinan.
Rückwärts in zackigen Umrissen drohen
Schon die gewaltigen Riesen, die hohen.

Unerwartet hemmt dort trozig,
Grobgeschlichtet schwer und klogig
Deinen Lauf die „Roths Wand“²⁾.
Aber du brichst sie in Falten,
Knidst ihre Schichten durch Spalten,
Duldest nicht lange den Widerstand,
Und die gewaltigen Massen,
Welche ihr Lager verlassen,
Wanken und stürzen dann ein.
Unter den felsigen Gründen
Eilst du in klaffenden Schlünden
Tief in dem harten Gestein.
Wo sich die prozigen Wände
Schmücken mit Zaden gar kühn,
Deckst du mit herrlichem Grün
Buchten im Ufergelände.

¹⁾ Mirušo u. a.

²⁾ Crvena stjona, ein Bruchrand.

Ehrwürdig schauen und mild,
 Beiderseits uralte Klöster ¹⁾,
 Gleichsam zwei gütige Tröster,
 Spiegeln ihr zitterndes Bild,
 Spielend im Tanz deiner schnellen
 Grünlich kristallinen Wellen.

Achte, daß sich nicht verberge
 Deine herrliche Jugendkraft,
 Die so viel des Guten schafft!
 Recht so, du Tochter der Berge!
 Straftest mit Wig die rohe Gewalt,
 Bist dem Verfolger durch Klugheit entronnen,
 Nicht vor dem Schmeichler machtest du Halt,
 Hast durch Geduld die Freiheit gewonnen!
 Also Glück auf zu neuem Streite,
 Glück auf zur Arbeit jeglicher Art!
 Wahre dir Freiheit, arbeite hart!

Wieder zerstörst und rückst du zur Seite
 Grate, Spitzen und Kämme,
 Schleuderst die mächtigen Dämme
 Tief in das bunte Gewirr.
 Alle die Schwachen, die weniger Strammen,
 Sanken schon früher von selber zusammen,
 Liegen zu Füßen vor dir.
 Siegreich brichst du, rauschend hervor,
 Durch ein gesprengtes felsiges Thor ²⁾,
 Um auch Verlassnen die Kräfte zu weihen,
 Um auch die Kleinen aus Noth zu befreien,
 Schwächern zu öffnen den Weg in die Welt.
 Noch ein Bruder und drei Schwestern ³⁾
 Suchen aus den Felsenestern,
 Wo man sie in Fesseln hält,
 Suchen aus den fahlen Trümmern,
 Wo aus Sehnsucht sie verkümmern,

¹⁾ Dobričevo auf dem rechten, Kossierevo auf dem linken Ufer.

²⁾ Die Flußenge bei Grančarevo.

³⁾ Der Mirotinski potok, die Jazina und Sušica werden von der Zaslapka aufgenommen, welche sich in die Trebinjèica ergießt.

Ob für sie Befreiung naht.
 Und sie hören, da sie lauschen,
 Berge stürzen, Wasser rauschen:
 Das ist deine That.
 Bald versinken und zergehen
 Blöcke, die im Wege stehen —
 Und die Kleinen sind befreit.
 Ihrer Grüße allerbesten
 Gilt nun dir, der guten Schwester,
 Die du kamst zu rechter Zeit.
 „Nimm uns auf! du bist so groß,
 Nimm die Süßica und nimm die Kleinen,
 Die sich gern mit dir vereinen,
 Nimm uns auf in deinen Schoß!“

Kuhevoll und heiter,
 Dast dich nichts mehr hält,
 Ziehst du siegreich weiter,
 Weiter in die Welt.
 Über alle Hindernisse
 Ziehst du fort ins ungewisse,
 Bis ein Drängen und ein Schäumen
 Wieder deine Fluth belebt,
 Weil vor dir in lichten Räumen
 Eine neue Brücke schwebt ¹⁾.
 Achtung ihr! sie soll erschließen
 Jenes eingesunkne Land ²⁾,
 Wo man jüngst erst Schätze fand:
 In der Zukunft soll dort fließen,
 Das verspricht die mürbe Krume,
 Edler Wein von feiner Blume.

Wieder auf dem weitem Wege
 Von der neuen Brücke fort
 Wird das Spiel der Wellen rege.
 Welch ein Wunder zeigt sich dort?
 Mächtig bricht ein Sprudel
 Aus smaragdnen Strudel

¹⁾ Gegenwärtig (1893) begonnen.

²⁾ Die Niederung der Lastva und Jasina.

Durch den Fluß empor ¹⁾,
 Bringt aus ew'ger Teufe
 Quellen, Wasserläufe
 An das Licht hervor.
 Welch Getöse, welch Gebrause,
 Weil du ihm die dunkle Klause
 Endlich aufgemacht!
 Aus dem Quellenneße
 Bringt er nasse Schätze
 In krystallner Pracht,
 Wirft dir Perlen und Brillanten,
 Dann Saphire, Diamanten,
 Dankbar in den Schoß.
 Er war reich und prächtig,
 Du warst stark und mächtig,
 Jetzt erst bist du groß!

Ziehst daher in breitem Bunde
 Aus dem schwer bezwungenen Lande,
 Stark und siegreich überall.
 Als ob Heere endlos zögen
 Unter hochgeschwungenen Bögen,
 Also ziehst du jetzt zu Thal,
 Und die Arslan = Agić = Brücke ²⁾,
 Stolz in deinem Sieges = Glücke,
 Wölbt dir ein Triumph = Portal.
 Weiter abwärts siehst du friedlich
 Häuser blinken, rein und niedlich ³⁾,
 Gärten, Bäume, fruchtbeladen.
 Weiter siehst du Mauern prunken
 Auf dem Felsen halb versunken ⁴⁾;
 Ihn bekrönen auch Arcaden,
 Die im Bau vom Blitz getroffen,
 Trauernd auf Vollendung hoffen.
 An dem Felsenfuße schäumend
 Ziehst du nach Trebinje säumend.

¹⁾ Die Quelle „Oko“ welche sich im Fluße selbst erschließt.

²⁾ Eine alterthümliche steinerne Bogenbrücke.

³⁾ Gorioa, ein Türkenort.

⁴⁾ Gradina, desgleichen und mit einem stattlichen unvollendeten Bau bekrönt.

Jetzt erst bist du schön geworden!
 Breit und tief, von Grün umgeben,
 Wie ein Fluß im feuchten Norden!

An den Ufern zeigt das Leben
 Sich gar reich und mannigfaltig:
 In den sanften Wellen zittern
 Türkenhäuser vielgestaltig
 Mit bemalten Fenstergittern
 Und gezackten Mauerkronen.
 Weiter Pappeln, steif manierlich,
 Ein Castell mit Bastionen,
 Eine Brücke neu und zierlich.
 Drüben schimmern weltvergessen,
 Dicht vom Epheulaub umspinnen,
 Haremshäuser, dann Cypressen,
 Die sich stolz und vornehm sonnen.

Das Gebirg, das dich bedrängte,
 Tritt zurück mit seinen Schrofen;
 Durch das Thal, das unbeengte,
 Ist dein Weg nun frei und offen,
 Und du breitest deine Arme
 Segnend über Inseln aus,
 Wandelst zwischen Laub und Saaten,
 Zwischen Feigen und Granaten,
 Wandelst rauschend in die warme
 Reiche Niederung hinaus,
 Um in jeder Schlangenvindung
 Ganze Schätze zu verschwenden
 Und nach menschlicher Empfindung
 Für die Arbeit Glück zu spenden,
 Und man sagt im ganzen Land,
 Dieses Glück hat Gott gesandt!

Doch nicht lange währt das Walten
 Deiner segenvollen Jugend;
 Denn du hast den Drang behalten,
 Welcher deine frühe Jugend
 In die Dunkelheit getrieben
 Und du bist im Glanz der Sonne
 Lichtscheu, wie du warst, geblieben.

Luft und Licht und Lust und Wonne,
 Alle Erden-Herrlichkeit
 Hat für dich an Reiz verloren,
 Denn dich quält der Schmerz der Thoren:
 Heimweh nach der Dunkelheit!

Folgend diesem innern Drange
 Suchst du auf dem tiefen Grund
 Irgend einen Felsenschlund.
 Melancholisch und verdrossen
 Schleichst du scheu und unentschlossen,
 Ob auch lustig über dir,
 Wie ein zartes Kunst-Gewebe,
 Eine neue Brücke schwebt¹⁾
 Als befreiendes Panier;
 Drängst zum Ufer, wo die Mauern
 Eines alten Klosters trauern²⁾,
 Weil ihr Dasein so vergänglich.
 Nur dafür bleibst du empfänglich!
 Schleichst ermüdet, ohne Schwung
 In der grauen Langeweile
 Durch die einsam düstern Theile
 Deiner letzten Niederung³⁾.

Launenhaft, auf breiter Spur,
 Ohne Mitleid, ohne Schonung,
 Überschwemmst du Feld und Flur
 Und bedrohst der Menschen Wohnung.
 Manchmal dürsten weit und breit
 Feld und Flur in deinem Becken,
 Dann vermehrst du nur die Schrecken
 Noch durch deine Trockenheit.

Hörst du nicht ein froh' Willkommen?
 Einen Gruß vom freien Meere?
 Denn du bist im Bann der Schwere
 Seinem Ufer nah' gekommen!

¹⁾ Die umgebaute Brücke von Dražin-dó.

²⁾ Die Klosterruinen von Tvrdoši.

³⁾ Daß Popovo polje.

Aller Hindernisse los.
 Magst du nun der Adria Schoß
 Spielend ohne Kampf erreichen
 Und im Meer, im ewig schönen,
 Mit dem Schicksal dich versöhnen!
 Magst dich in krystallinen Reichen
 Schaukeln über Thal und Hügeln,
 Magst sodann, der Schwere baar,
 Flüchtig auf des Windes Flügeln
 Hoch und höher immerdar
 Über Land und Meere reisen,
 Zwischen Erd' und Himmel kreisen.

Aber nein! — Was ist geschehen?
 Ihre Laune kommt ihr wieder;
 Da sie einen Schlund ersehen,
 Taucht sie wirbelnd, zögernd nieder
 Und verschwindet vom Gelände. —
 Zum Geheimnis wird ihr Ende!





Graf Leo Thun.

k. k. Gubernial - Präsident in Böhmen.

Von Jos. Alex. Erhr. v. Helfert.

Zweiter Abschnitt.

Landeschef und National-Comité.

1.

Wirre Zustände.

Wir konnten wahrnehmen wie Graf Leo Thun, obwohl ihn sein Beruf seit Jahren von Böhmen fernhielt, das warme Gefühl und rege Interesse für sein Heimatland nie verläugnete, wie er eine Kreishauptmannstelle in Böhmen als das Ziel seiner nächsten Wünsche betrachtete, eine Aussicht deren Verwirklichung freilich, seit er eine Stellung in Galizien angenommen hatte, wie er selbst sich sagte, lang auf sich warten lassen mußte.

Von dem was seit dem großen Umschwung in Böhmen vorfiel, wurden er und seine Gemahlin durch ihre vielfachen persönlichen Beziehungen fortwährend genau unterrichtet, und es sei gestattet einen Theil dieser Mittheilungen aus dem Grunde hier einzuschalten, weil sie uns einen Einblick in die Auffassung der conservativen Adelskreise gestatten, die den Ereignissen beobachtend gegenüberstanden. Es war die Gräfin Luise Claumartiniz, Tante und mütterliche Freundin der Gräfin Leo Thun, die ihr nach den ersten Pariser Nachrichten schrieb: „Du hast recht, diese Oppositionsmacherei ist nervenangreifend. Ich gestehe daß ich mich rechtchaffen ärgere über allen Unsinn den man hier zu Markte bringt. Ich höre, die Bewegungsmänner sind ganz ver-

blüßt und verdutzt über die Pariser Katastrophe; vielleicht werden sie doch endlich zur Einsicht gelangen, daß Constitutionen nicht vor Revolutionen schützen“. Nach den Wiener Märztagen schreibt sie: „Wie ist Dir denn zu Muth? Rebellion in Wien! Es ist wie ein böser Traum! Nun also Constitution! Wie Gott will, Papa¹⁾ sagte ja so oft, wir würden der Constitution nicht entgehen. Wenn es nur nicht auf eine so gewaltfame Art geschehen wäre, ertrögtes kann nicht zum guten führen! Gott schütze nur unsere heilige Religion! Hier ist natürlich auch ein unbeschreiblicher Jubel. Gestern Abend Fackelzug. Die Petition ist sehr modificirt worden, sie soll in den loyalsten und gemäßigtesten Ausdrücken verfaßt sein, so daß alle Conservativen sie unterschrieben haben. . . Ach, mit unserm alten Osterreich ist es aus! Wir treten in die Reihe der andern papierenen Staaten, und daß der Schlag gegen die Monarchie von Wien aus geführt wurde, ist das unbegreifliche“.

„Lehrreich in dieser Beziehung“, meinte nach den Berliner Vorfällen Gräfin Leo Thun, „bleibt die Erfahrung daß die vorangegangenen Reformbestrebungen des edlen Friedrich Wilhelm IV. seinem Volk und ihm die erbärmlichste Seite der März-Revolution nicht erspart haben. Auch dort heißt es: Das alte Preußen ist gewesen!“ Ihre Tante entschuldigt den Obristburggrafen, der sich vortrefflich benommen habe, und schreibt im Hinblick auf den Landes-Gouverneur von Galizien. „Sein armer Bruder Rudolf ist hier auch in einer schrecklichen Lage, ich glaube unter uns gesagt in einer viel ärgeren als Graf Franz Stadion, hier gibt es gar so viele Elemente zu bekämpfen. Er hat gar nichts thun können als nachgeben; aber er hat es zur rechten Zeit und mit einer gewissen Würde gethan und es sah nicht abgetrogt aus“.

Am 27. März schreibt sie:

Es wird eben mit allen Glocken geläutet und mit Kanonen geschossen um die Ankunft der Deputation von Wien zu verkünden. Meine Nezel kommt eben ganz närrisch von all den Herrlichkeiten nach Hause: bei keiner Krönung wären so viel Leute gewesen als bei der „Wirthschaft“, und alles außer sich vor Jubel. Die Deputirten riefen „Alles wohl in Wien!“ Da hätte alles Bivat geschrien! . . . Was werden wir wieder für Freudenränusche zu überstehen haben, und von allen den Leuten wissen

¹⁾ General-Adjutant Graf Karl Clam, j. D. Jb. 1891, S. 196—201.

gewiß sehr wenige, warum sie sich freuen! . . . Leo und Heinrich werden auch ganz bestürzt sein, vielleicht werden sie mit der Zeit das junge Osterreich emporbringen, aber ich möchte mich schlafen legen, ich werde doch keine Freude daran haben, wenn es nicht mehr das alte ist.

Bei einer der Gelegenheiten, wo die Ordnungs- und die Unruhpartei einander gegenüberstanden, erwähnt sie daß Graf Franz Thun d. J. so vortrefflich gesprochen habe: „seine große Beredsamkeit und sein Löwenmuth sowie die enorme Beliebtheit deren er sich erfreut“ hätten in mehr als einem der sehr aufgeregten Momente ihm die Gelegenheit gegeben großen und guten Einfluß zu üben . . .

Was unsern Grafen Leo betrifft, so haben wir gesehen mit welcher theilnahmsvoller Aufmerksamkeit er die Vorgänge in Böhmen verfolgte; wie er mitunter es bedauerte nicht in Prag sein zu können, während er sich anderseits sagen mußte daß bei der Gewalt der Umstände, wie sich die Dinge allerorts entwickelten und gestalteten, der Einzelne kaum etwas zu wirken sich versprechen könne; wie er, als die Verhältnisse wirrer wurden, das Zustandekommen einer entschieden conservativen Partei als das einzige Mittel erkannte, dem ziellosen Sturm der Ereignisse einen Damm zu setzen¹⁾; wie ihn dann während einer Amtsreise im entferntesten Osten von Galizien die Nachricht von seiner Ernennung zum Gubernial-Präsidenten für Böhmen überrascht hatte; in wie anerkennungsvoller Weise er von seinem bisherigen Chef Grafen Franz Stadion seiner bisherigen Dienstleistung enthoben wurde; mit welcher namenloser Freude auf das Wiedersehen seiner geliebten Gattin, aber auch mit welcher ernster Erwägung der verantwortlichen Stellung in die er nun zu treten im Begriffe stand, er Lemberg verließ, um zu Osterzeit in Wien einzutreffen; wie er in Wien einige Tage, um sich über die allgemeine Lage und seine besondere Aufgabe zu orientiren, verweilen und sodann nach Prag abgehen wollte²⁾.

In der That sollte Thun noch während seines Wiener Aufenthaltes einen kleinen Vorgegeschmack dessen bekommen, was seiner in Prag wartete. Die beiden Prager Deputationen, die des National-Comités gegen, und die des constitutionellen Vereines für die Ausschreibung der Wahlen nach Frankfurt, waren während der Osterwoche in Wien eingetroffen und unternahmen jetzt ihre beiderseitigen Schritte

¹⁾ D. 36. 1893, S. 125 f.

²⁾ Ebenda S. 131 f. 143—145.

nach zwei einander entgegengesetzten Zielen. Die deutsche Sendtschaft stellte sich zuerst dem Erzherzog Franz Karl vor, der ihr Anliegen in gewohnt freundlicher Weise anhörte, aber sie für die Austragung desselben an den Minister-Präsidenten verwies¹⁾. Es traf sich das, als sie bei Pillerdorff im Borsaal warteten, die böhmische Deputation eintraf, die, obwohl später erschienen, vor ihnen eingelassen wurde. Es war dies vom Standpunkte der Wiener Politik erklärlich genug, da die Deutschen die Unterordnung Österreichs unter die Frankfurter National-Versammlung im Sinne hatten, während die Böhmen den Standpunkt der bedingungslosen Selbständigkeit und Selbstbestimmung des Kaiserstaates einhielten. Auch ist kaum zu zweifeln, daß der erste energische Schritt des österreichischen Cabinets, sich die Prüfung und Genehmigung der in Frankfurt gefassten Beschlüsse vorzubehalten, seinen Ausgang von der geharnischten Erklärung Palacký's und der entschiedenen Haltung des Prager National-Comité genommen hatte.

So erhielt denn die deutsche Deputation, welche ihre Sache in beredter und kräftiger Sprache vertrat, von Pillerdorff einen Bescheid der sich kurz in die Worte fassen ließ: jeder Theil möge seinen Willen haben, die Deutschen mögen wählen, die Böhmen könne man wider ihren Willen dazu nicht zwingen. Die deutsche Deputation versuchte ihr Glück auch bei dem neu ernannten Landeschef, der ihnen jedoch keine andere Auskunft geben konnte als der Minister. Als hierbei Moriz Hartmann die Beschwerde vorbrachte, daß man in Prag nicht einmal wagen dürfe die deutschen Farben zu tragen, erwiderte Thun „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich diese Farben“, auf Hartmann's schwarz-roth-gelbes Band im Knopfloch deutend, „auch nicht liebe“²⁾.

Aber auch die Abgesandten des National-Ausschusses waren mit dem vom Minister ihnen gegebenen Bescheide, obwohl es darin ausdrücklich hieß daß „den Bittstellern zugleich die Versicherung als Beruhigung dienen kann, daß die Beschiedung jener Versammlung ebenso wenig den staatsrechtlichen Verhältnissen Böhmens als irgend einem andern Theil der Monarchie präjudiciren kann“, nicht zufrieden. Denn ihr Auftrag war zu verlangen, daß die Wahlen für das deutsche

¹⁾ Moriz Hartmann S. 154 f. caricirt hierbei willkürlich den Erzherzog („Werden wir schauen wie wir Hand in Hand gehen“) der bei solcher Gelegenheit mit im Dialekt, und am allerwenigsten ungrammatikalisch zu sprechen pflegte.

²⁾ ☉ Wien 27. April. N. N. Btg. S. 1956 f. Nr. 123 vom 2. Mai.

Parlament überhaupt nicht ausgeschrieben würden, und sie legten darum, bevor sie aus Wien schieden, gegen die üblen Folgen, die aus jener Ausschreibung erwachsen könnten, eine kurze aber kräftige Verwahrung ein¹⁾.

* * *

Die Deputation des constitutionellen Vereins war kaum in Prag zurück, als daselbst im Namen und Auftrage des Frankfurter Fünfziger Ausschusses Karl Georg von Wächter, Präsident der II. Württembergischen Kammer, und Dr. Ignaz Kuranda eintrafen. Am 29. fand im Palais Rostitz am Graben eine Unterredung derselben mit Mitgliedern des National-Ausschusses statt, die zwar bei den einander so diametral entgegenstehenden Grundanschauungen zu keinem Ziele führen konnte, aber sich in durchaus anständigen Formen bewegte, bis der Wiener Dr. Med. Ernst Schilling eintrat, der sogleich einen hochfahrenden die Böhmen ungemein verletzenden Ton anschlug und dadurch der Verhandlung eine Schärfe gab, die nur durch Wächter's würdig gehaltenes Schlußwort einigermaßen besänftigt wurde. Er gestehe, sagte Wächter, die Schwierigkeit einzusehen die bei der eigenthümlichen Lage Böhmens darin liege Deputirte nach Frankfurt zu schicken; besonders wisse er gegen den einen Grund nichts zu erwidern, daß man in einer so folgenschweren Zeit die Capacitäten nicht aus dem Lande schicken wollte; er hoffe daß wenigstens in der Zukunft Einigkeit eintreten werde²⁾.

Unter den Theilnehmern der Versammlung im Palais Rostitz hatte sich auch der Herausgeber und Redacteur der Národní Nowiny befunden, sich aber an der Debatte nur mit einer kürzern Bemerkung betheiligte³⁾, wie überhaupt parlamentarische Beredsamkeit nicht seine starke Seite war: seine Waffe war die Feder, und das eine sehr spitze und scharfe. Karl Hawlíček, geboren 1821 in Borová (Borau) nächst Pribislau — daher sein Schriftstellernamen Havel Borovský —, im zehnten Lebensjahre nach Iglau geschickt um deutsch zu lernen, war 1840 ins Prager Seminar getreten, weil er im geistlichen Stande ausgiebiger für das Volk wirken zu können meinte. Doch eben diese

¹⁾ Schopf III Nr. CXXXI S. 46; unterzeichnet Wurmbrand, Jarosch, Borrosch.

²⁾ Das über diese Verhandlung (vielleicht nachträglich) aufgenommene Protocoll bei Schopf III. Nr. CXXXIV S. 46—54.

³⁾ Schopf III. S. 47.

nationale Gesinnung unter einem deutschen Präses P. Anton Kost und seine unverkennbare Hinneigung zu den „kezerischen“ Begriffen der Böhmisches Brüder, sein unbändiges Naturell, dann manches was ihm an dem Gebahren des damaligen Clerus misfiel, all dies hatte seinen baldigen Austritt zur Folge gehabt¹⁾, worauf er beschloß sich einzig der Schriftstellerei zu widmen. Im Jahre 1842 war er auf Einladung Bogodin's als Erzieher in einem adeligen Hause nach Moskau gekommen und war nach zwei Jahren in seine Heimat zurückgekehrt, in die er nicht sehr freundliche Erinnerungen an die russischen öffentlichen Zustände mitbrachte. 1846 hatte er die Redaction der amtlichen „Pražské Nowiny“ übernommen, die er bis zum April 1848 fortführte, wo er sein eigenes Blatt gründete²⁾. Hawlíček war ein junger Mann von unläugbarer Begabung, aber ohne Vertiefung in irgend ein ernsteres Fach, daher ihm schon bei Beginn seiner publicistischen Wirksamkeit von wohlmeinenden Freunden der Rath gegeben worden war, er möge „nach Jericho gehen und warten bis ihm der Bart gewachsen“; sie mochten eine Ahnung haben, was ein unausgegohrenes Wissen in einem Sprudelkopfe von solchem Talente für Unheil stiften könnte. Hawlíček war der Mann des „gesunden Menschenverstandes“; er hatte eine natürliche Beobachtungsgabe für die Eigenheiten und Schwächen der Menschen und einen kaustischen Witz für Ausmalung solcher Wahrnehmungen. Seine gereimte Schilderung der „Ersten General-Versammlung des Böhmisches National-Museums 1847“ war ein humoristisches Meisterstück von so unwiderstehlicher Komik, daß

¹⁾ Durch freundliche Vermittlung erhalte ich folgende Mittheilung eines Zeitgenossen: „Karl Hawlíček aus Borowa ist mit mir 1840 ins Seminar getreten, hat aber dort nur ein Jahr ausgehalten; die Prüfung aus der Kirchengeschichte hat er abgelegt, ob auch die aus dem Hebräischen ist mir nicht bekannt, ich bezweifle es aber. . . Ich habe mit Hawlíček öfter in der Schloßkirche akolythirt, und da geschah es manchmal bei der Vesper, daß die Herren Canonici entweder überlaut untereinander discurrirten oder daß Hawlíček Unzukömmlichkeiten anderer Art gewahrte, so daß ich ihn sagen hörte: Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob ich bei solchen Vorgängen Priester werden werde! . . Im Seminar hat sich Hawlíček gern gebalgt und gerauft, aber bloß zum Spaß, und so kam es daß bei ihm binnen zehn Monaten vier Cleriken (Anzüge der Seminaristen) zerlegt und zerrissen wurden“ . . . Übrigens ist Hawlíček, obwohl abgefallener Seminarist (pater Vyklouz) und trotz seiner nachmaligen mit vollem Grund verrufenen „Kuttenger Briefe“, als guter Katholik aus der Welt gegangen; er hat, wie derselbe Gewährsmann versichert, „beizeiten um den Priester geschickt und vom hochw. P. Franz Rezáč, damals Seelsorger bei St. Georg, die Sacramente der Sterbenden empfangen“.

²⁾ D. Zb. 1894 S. 98, 143, 144¹.

der trockenste Patron darüber aus einer Lache in die andere kam, und wir können daraus schließen welcher Art die Verje auf den Seminar-Präses Koft waren, mit denen Hawlicek seinerzeit seinen Austritt aus dem Prager Alummate gefeiert hatte. Allein gesunder Menschenverstand und Mitterwitz, für den Hausgebrauch sehr schätzenswerthe Gaben, reichen in Dingen nicht aus, die eine gründlichere Kenntniss voraussetzen und eine gereifere Erwägung verlangen: in der Politik macht zweimal zwei nicht immer vier und folgt auf das A nicht immer das B. Dabei war er, gleich allen Halbwissern, auf seine eigene Meinung erpicht und verzessen, die ihm nicht bloß die allein richtige, sondern auch die allein berechnigte war. Er hatte davon eben an diesem Tage ein Beispiel gegeben, wo er an der Spitze seines Blattes (S. 21) den Redacteur der Prager Zeitung in die Acht erklärte, weil dieser mehrere Artikel über den Anschluß Böhmens an Deutschland aufgenommen hatte: „*Quousque tandem abutere o Breier patientia nostra?*“ Was solle es in unserm Prag mit diesem „Ausländer“ — Eduard Breier war aus Warasdin in Kroatien —, der gegen jene Wüthe deren Gastfreundschaft er genießt? „*Ceterum vero censeo Breierum esse expellendum!*“ . . .

Für den Abend waren Wächter und Kuranda in den Convict-Saal gebeten, wo der Constitutionelle Verein seine dritte Vollversammlung abhalten und den Bericht seiner Wiener Deputation entgegennehmen sollte. Schon den Tag über gab es in der Stadt ein Gerede, die Versammlung werde gesprengt werden, und es mußte gleich beim Eintritt in den etwas düstern Raum auffallen, daß sich Elemente mit eingefunden hatten, denen es gewiß um alles andere als um das Zustandekommen der Wahlen zum deutschen Parlamente zu thun war. In einer der mittleren Sitzreihen war Karl Hawlicek zu sehen, die Galerie war von einer Anzahl junger Leute, darunter viele Swornoster, besetzt. So ließ sich denn die Verhandlung von allem Anfang ungünstig an. Es wurde ein Brief des Grafen Friedrich Deym verlesen, der in maßvoller Weise seinen Landsleuten empfahl Abgeordnete nach Frankfurt zu senden: „Ich kenne nur ein Vaterland, es heißt Böhmen, dort nur ein Volk, es heißt das böhmische, nur einen Staat, er heißt Oesterreich“¹⁾.

¹⁾ Dr. Glückselig Wochenblätter f. Freiheit u. Gesetz (Karlsbad 1848) Nr. 9 vom 18. Mai S. 67 f.; das Schreiben war aus Karlsbad, wo der Graf damals weilte, vom 24. April.

Schon während der Verlesung war eine Unruhe unter den Anwesenden zu bemerken, aus dieser und jener Ecke ließen sich Protestrufe vernehmen. Es folgte der Bericht Moriz Hartmann's über den Empfang beim Erzherzog und beim Minister; als der Sprecher hiebei den Ausdruck gebrauchte, bezüglich der Vornahme der Wahlen werde demnächst der „Ministerial-Befehl“ erfolgen, brach der Sturm los. „Nicht wählen! Sie werden nicht wählen! Sie wollen uns an die Deutschen verkaufen“, hörte man schreien, es wurde gezielt, gepfiffen, mit Stöcken gedroht, auf die Bänke gestiegen, gegen die Rednerbühne gestürmt. Wächter und Kuranda stahlen sich aus dem Saale fort, einzelne der Deutschen sprangen aus den niedrigen Fenstern in den Hof, auf die Gasse, den dort aufgestellten Nationalgarden auf den Rücken, die darüber nicht sehr erfreut waren. An eine Fortsetzung der Verhandlung war nicht zu denken. Hawlicek bestieg die Emporbühne und ergriff das Wort: man habe in den Landtag, in den Wiener Reichstag zu wählen; woher solle man die Männer noch für Frankfurt nehmen? Ein Anschluß Böhmens an Deutschland werde niemals stattfinden; die deutsch-böhmischen Parlamentswahlen würden keine Giltigkeit behalten u. dgl. Als nun der Bürgermeister Strobach erschien und auch Ujfo Horn begütigende Worte sprach, legte sich die Aufregung und die Leute, die noch im Saale waren, gingen ruhig auseinander. Die Boten aus Frankfurt verließen am 30. in aller Stille die böhmische Hauptstadt¹⁾.

An demselben Tage fand eine große Versammlung im Benzelsbade statt. Ljudevit Štúr, der gefeierte Vorkämpfer der Slovaken, war am 20. April mit warmen Sympathie-Bezeugungen empfangen worden²⁾, und drang jetzt mit einem Vorschlage durch, an welchen

¹⁾ Meißner II 43 f. vgl. A. A. Btg. 5. Mai A. v. Beil. 2 f.; Grenzboten II 199; C. Bl. a. B. Nr. 27 vom 2. Mai. Nach Gläselig Wochenblatt S. 89 wäre es Dr. Groß gewesen, der den Bericht über die Wiener Deputation erstattete. Über eine sehr aufreizende Schilderung dieser Ausritte in Saphir's „Humorist“ Nr. 107 vom 4. S. 440 f. die geharnischte Entgegnung von Dr. Ambros „Bohemia“ Nr. 73 vom 7. Mai, wo es hieß: „Kurz, die Sache ist von A bis Z erledigt.“ Vgl. auch die Darstellung bei Friš Paměti 38–42 und bei Hartmann S. 158 f. Sie sind die beiden Gegensätze; nach Friš war alles ganz harmlos, er weiß nur von „Ruthen“ die von der Galerie den Deutschen gezeigt wurden; nach Hartmann fehlte nicht viel zu einem Gemetzel, er schildert „die Ezechien Degen und Feuergewehre schwingend.“

²⁾ Friš III 26 f.

Wilhelm Gautsch, Practicant beim Criminalgerichte und nebenbei Winkelschreiber, und, wie es scheint, auch Johann Peter Jordan, bis dahin Docent für slavische Literatur an der Leipziger Universität, ihren Antheil hatten. Der Vorschlag bezweckte die Gründung eines Vereins, der sich nebst der Wahrung des constitutionellen Princips die Durchführung der nationalen Gleichberechtigung sowie die Festigung der slavischen Wechselseitigkeit und die Anbahnung einer engeren Verbrüderung aller österreichischen Slavenstämme zum Ziele setzte. Der Verein sollte „Slowanská Orlice“ (orlice = junger Adler) heißen; doch bald stellte er sich unter das Sinnbild der slavischen Linde „Slowanská Lípa“.

Von ungleich größerer Tragweite in der gleichen Richtung war ein Unternehmen, dessen erste Anregung in den Anfang des Monats April zurückreichte, das aber erst gegen Ende desselben zur Reife gedieh. Zur Zeit der ersten Prager Deputation befand sich in Wien der vom Kaiser neu ernannte Banus von Kroatien und Slavonien Joseph Jhr. v. Jellačić-Buzim und es fand eine gegenseitige Annäherung, namentlich zwischen ihm und Šafařík statt, die nicht ohne nachhaltige Folgen sein konnte. Bald darauf erscholl aus Agram der Ruf nach einer Versammlung von Vertretern aller slavischen Stämme; Ivan Kukuljević war es der den Gedanken zuerst in klare Worte faßte und Prag als Ort der Zusammenkunft vorschlug. Die Nummer der „Nar. Nov. horv. dalm. slav.“ die seinen Aufsatz brachte, traf am 29. April in Prag ein, am 30. erschien eine böhmische Übersetzung in den „Národní Nowiny“ (č. 22), deren Spitze dahin auslief: „Die Deutschen beschicken für sich ein Parlament, warum sollen die vereinzeltten Slavenstämme nicht ein gleiches thun?“ Noch am selben Tage fand in der Wohnung des Secretärs beim böhmischen Museum und Redacteurs der Museum-Zeitschrift Erasmus Wocel (II 1340 Krakauer Gasse) eine Zusammentretung von zwanzig Personen, darunter mehrere Polen, statt, von welcher ein Ausschuß gewählt wurde um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen: Obmann Graf Joseph Mathias Thun, Stellvertreter Johann Ritter v. Neuberger, Geschäftsführer Karl Wladislaw Zap. Der Ausschuß trat in der ersten Zeit in der Bürger-Messource, später in der Wohnung Neuberger's (II Herrengasse 891) zusammen und es wohnten den Berathungen zeitweise auch andere Mafstenci bei, die sich für das Unternehmen begeistert hatten. Kukuljević

hatte eine Versammlung von Vertretern aller Slavenstämme geplant, also auch der Russen, der Bosnier und Montenegriner, der Bulgaren; allein im Prager Comité brach sich die besonnene und maßvolle Ansicht Šafarik's Bahn, die Einladung auf Vertreter der österreichischen Slavenstämme zu beschränken. Nur das konnte er ungeachtet seiner entschiedenen Abmahnung nicht hindern, daß außer-österreichische Slaven, die sich zum Congresse einfanden, „als Gäste“ willkommen sein sollten. Šafarik jah darin einen verhängnisvollen Zusatz¹⁾.

* * *

Denn mit den schönen Tagen des März war es ja längst vorbei. Nicht wie damals konnte man sagen daß unter den Mächten die den öffentlichen Markt beherrschten die Freude den Scepter führe. Die Freude war jetzt durch Leidenschaften aller Art, hier im Gleichgewicht gehalten, da völlig verdrängt. Jenes war beispielsweise bei der deutschen Frage der Fall: was dem einen Theile zur Befriedigung diente, bereitete dem andern Ärger und Neid. An die Stelle frühern Mitgenusses war gegenseitige Abkehr, Abneigung, wo nicht geradezu Haß getreten; die Vertrauensseligkeit von damals war einem weit verbreiteten Mißtrauen gewichen. Was früher nach dem Mittelpunkt strebte, wollte jetzt auseinandergehen. Richteten doch die Egerländer eine Adresse an den Kaiser — Med.-Dr. Köstler und Apotheker Adolf Tachezy sollten sie nach Wien bringen —, worin sie um Trennung von den Ständen des Königreichs Böhmen und um einen eigenen Landtag baten; sie trugen weder die deutschen noch die böhmischen Farben, sondern ihre eigene veilchenblaue²⁾. Deutsche wie Böhmen hatten dem St. Wenzels-Comité Dank gewußt, daß es für Recht und Freiheit seine Stimme erhoben und die Beschlüsse vom 11. März vor dem Allerhöchsten Throne zur Geltung gebracht hatte. Jetzt erfuhr das National-Comité vielfachen Widerspruch; man fragte auf deutscher Seite wer dem „sogenannten“ National-Ausschuße die Vollmacht für das Land gegeben?³⁾ Man lehnte sich gegen dessen Weisungen und Maß-

¹⁾ Zirciel Šafarik S. 42—44.

²⁾ E. Bl. a. B. Nr. 26 vom 30. April vgl. Meißner II 43 f.

³⁾ Glückselig Wochenblätter Nr. 8 vom 14. Mai S. 58—60: Was will der s. g. National-Ausschuß in Prag? Betrachtungen über die Nothwendigkeit des Anschlusses von Böhmen an Deutschland, besonders aus dem Standpunkte eines Industriellen. Elbogen am 4. Mai 1848. Unterzeichnet E. S.

regeln auf; man spöttelte über dessen Allesregiererei. Dabei feierten sie in Nord-Böhmen mit den angränzenden Sachsen Verbrüderungsfeste, bei denen der politische und nationale Radicalismus das große Wort führten.

Für die Landeshauptstadt waren, um das charakteristische Wort eines Zeitgenossen zu gebrauchen, die Tage geist- und sinnlosen Hin- starrens der Massen des Volkes auf den Straßen gekommen. Arbeits- scheu durch Zerstreung der Sinne, vielfach arbeitslos weil keine Bestellung in den Werkstuben stattfand, schob sich der Haufe von Gesellen, Lehrlingen, Tagelöhnern, erwerblosen Menschen und Dirnen von der einen zur andern Ecke, versuchte die Buchstabirkunst an den Maueranschlägen oder ließ sie sich von den Kundigen vorlesen, oder bildete das Publicum eines in den Tag hineinschreienden aufwiegelnden Redners. Ähnliche Symptome zeigten sich bei der gebildeteren Classe die gleich dem Proletariate unruhig umherschweifte; denn im Meisterzimmer, im Comptoir, im Bureau und in der Familie ließ sie der Affect und die Hast der sich überstürzenden Ereignisse nicht zur Arbeit und Ruhe kommen¹⁾. Das Prager Leben bot noch immer das belebte Bild der früheren Jubeltage, doch unter dieser bunten Oberfläche steckten Wirrnis und Unfrieden, Zügellosigkeit und Leidenschaften aller Art, die dem nationalen Antagonismus, oder dem Widerwillen gegen die Juden, oder dem Meide der Armen gegen die Reichen, der Geringeren gegen die Vornehmen entsprangen. In der Nacht vom 29. zum 30. wurden dem Obersthoflehenrichter Grafen Leopold Thun und dem G.M. Fürsten Karl Schwarzenberg die Fenster eingeschlagen, ohne daß der eine oder andere durch sein Auftreten in der Öffentlichkeit irgend einen Anlaß zu einer solchen Vöberei gegeben hätte²⁾.

Auf dem Lande sah es nicht besser aus, alle Bande der Ordnung waren zerrissen, Bauern und Häusler kündigten den obrigkeitlichen Beamten den Gehorsam auf, verweigerten die Robot, plünderten die obrigkeitlichen Wälder um die Wette, jagten auf Hasen und Hühner, schoßen mitunter auf Waldhüter und Forstleute. Auf der Herrschaft Welhartitz im Klattauer Kreise gefiel es den biederen Landleuten, ihrem Gutsherrn

¹⁾ Hansgirk 14 f.

²⁾ Nach einer Mittheilung „Bohemia“ Nr. 70 vom 2. Mai wäre es ein arbeitsloser Sattlergeselle Johann Bruner gewesen, der aus bloßem Muthwillen die That verübt hätte.

Baron Sturmfe der von Oppenweiler allerhand Schabernack zu spielen, Bäume zu brechen, Lauben zu zerstören, Sitzbänke aus dem obrigkeitlichen Garten als gute Beute für ihre Feuerung zu erklären und ohne viel Umstände wegzutragen¹⁾. Von Ausgelassenheiten und Eingriffen solcher Art kam es bald zu ernsteren Vorfällen, wie in dem Städtchen Eule, wo ein entlassener Sträfling eine Rotte sammelte, mit dieser in das Rathhaus drang, Bürgermeister und Magistrat daraus vertrieb, sich und seine Schaar an deren Stelle setzte und sich von der Bürgerschaft den Unterthänigkeitseid leisten ließ²⁾.

In vielen Ortschaften ahmte man das Beispiel der Hauptstadt nach, bildete selbst in Dörfern, wenn irgend ein energischer Mann den Anstoß gab, Nationalgarde, was nach einer Richtung nicht ungünstig wirkte, indem es einige Ruhe und Sinn für Ordnung und Geseßlichkeit in die Bevölkerung brachte. Ihre Equipirung, wo diese improvisirte Volkswehr überhaupt eine solche hatte, war in kleineren Orten selbstverständlich eine sehr einfache, etwa Bauernmittel aus Sackleinwand nach gleichem Schnitt; am Sonntag nachmittags rief sie die Trommel, die sie vordem unter der Woche an die Ausfahrt zur Robot gemahnt hatte, jetzt zur Waffenübung auf den Ortsplatz oder auf das freie Feld³⁾. Andererseits ließen diese Bestrebungen, die in letzter Linie auf eine allgemeine Bewaffnung hinausliefen, doch allerhand Bedenken aufkommen. So vernahm man aus Münchengrätz, daß der dortige Lotto-Collectant, angeblich im Namen Emanuel Arnold's damit umgehe eine Art Sicherheitsauschuß ins Leben zu rufen und 600 Gewehre zusammenzubringen. Auch sonst wurde von Prag aus aufreizend auf das Landvolk eingewirkt. In der „Slawia“, die in so vertrauenserverweckender Weise begonnen hatte⁴⁾, gewannen mehr und mehr die exaltirten Elemente die Oberhand, während sich die ernsteren zurückzogen, oder wie Joseph Fircék offen ihren Austritt erklärten. Jetzt wurden Ausflüge in die Umgegend unternommen, das Landvolk zusammengetrommelt und vom jungen Frič, von

¹⁾ Prawda a. a. D. 825. f.

²⁾ Grenzboten II 181; wenn auch offenbar übertrieben, bezeichnet der Aufsatz doch den Geist der Zeit und wessen man das aufgeregte Volk fähig hielt.

³⁾ In manchen, selbst kleineren Orten z. B. in Wtelno bei Melnik hatten sie Fahnen und selbst Musikbänden. Siehe auch Prawda a. a. D. über die Nationalgarde im Markte Welhartitz.

⁴⁾ S. Jahrgang 1894 S. 118.

Wotka, vom Serben Panić u. a. Anreden gehalten, die gewiß nicht geeignet waren die Gemüther der Leute zu beruhigen oder in sanfte Bahnen zu lenken¹⁾. Solchen Erscheinungen gegenüber war es nicht zu wundern, wenn sich ernstere Männer über die Wirkungen der Märzsonne schon größtentheils ernüchtert, ja bekümmert zeigten, dafern sie nicht geradezu Lobpreiser der verschwundenen Zeit wurden und in den Stoßseufzer ausbrachen: „Gott schenke uns bald Ruhe und Frieden — oder den Wetternich!“

Wie es selbst auf den Besitzungen eines so einsichtsvollen und wohlwollenden Gutscherrn wie des Grafen Franz Thun Vater ausjah, ersehen wir aus einem Peruzer Amtsberichte aus dieser Zeit:

Eine Gewaltthätigkeit ist zwar bisher nicht vorgefallen und vorderhand auch nicht zu befürchten, da das Amt mit der Geistlichkeit alles anbietet die Ruhe, Ordnung und die Achtung für das Gesetz zu erhalten; allein man erkennt bereits an der arroganten Sprache Einzelner, daß die Freiheitsideen beginnen Wurzel zu schlagen. Unter den Proletariern, welche stets hinreichend beschäftigt werden, soll nach umlaufenden Gerüchten eine sich offen noch nicht aussprechende feindselige Stimmung vorherrschen, veranlaßt durch mehrere von dem Eisenbahnbau rückgekehrte mit communisistischen Freiheitsideen angesteckte hiesige Arbeiter, und sie sollen nichts geringeres im Sinne führen, als einen zu erhoffenden Aufruhr, den sogenannten Herrenkrieg (panská wojna) abzuwarten, der vom Mittelgebirge signalisirt werden soll, um sich den anrückenden Feinden der Ordnung anzuschließen und Acte des Vandalismus an allen Grundbesitzern, an Beamten, Geistlichen zc. zu üben und den Raub unter sich zu vertheilen.

Aus Tetschen schrieb Wirthschaftsrath Anton Komers:

Eine schwache Regierung ist das größte Unglück für ein Land. So seufzen jetzt schon tausende, während die immer kräftiger und lecker werdenden Massen allem Gesetze und Rechte hohnsprechen und jubeln. Die Auffagung oder directe Verweigerung der Robot ist nach und nach beinahe auf allen Dominien an der Tagesordnung. Flugblätter wie jene von Zehrawy erbittern die Menge gegen alle Beamten, und verbreiten unter den nicht denkenden Pflichtigen Mißtrauen, Stüßigkeit. Hier und in Peruz war bisher ein vortrefflicher Geist vorwaltend; Einwirkungen, Drohungen von außen wirken aber auch schon auf Einzelne. Die um Peruz liegenden Dominien roboten alle nicht, und als Plonitzer und Branaer Beamte beim Rakonitzer Kreisamte um Hilfe angesucht haben sollen, soll ihnen der Kreishauptmann Fortwängler geantwortet haben, er könne nicht helfen,

¹⁾ Über einen Frühlingsausflug auf den Rip Frič III 14 f.; Jireček's Austritt aus dem Corps ebenda S. 57, wo die Erklärung des kaum zwanzigjährigen Jireček ebenso merkwürdig ist als die naive Bewunderung des ebenso jungen Frič darüber, wie man überhaupt conservativ sein könne.

sandte nicht einmal einen Commissär hinaus, während es doch klar ist, daß dies der erste widerrechtliche Angriff gegen Eigenthum Recht und Gesetz ist und andere nothwendig zur Folge haben muß.

Nicht besser stand es bei den Gerichtsbehörden. Aus Zicin vernahm man die Klage, daß Diebstähle, von denen früher selten etwas zu hören war, jetzt etwas alltägliches seien, weil die eingelieferten Taugenichtse nach kurzer Frist von den Gerichten als schuldlos oder wegen Mangels an Beweisen entlassen würden und auf diese Art als neue Geißel in die Gegend zurückkehrten. Hatte man sich dann zu wundern, wenn hier und da nordamerikanische Zustände eintraten und das Volk, das den Behörden nicht mehr traute, auf eigene Faust und in oft barbarischer Weise Gerechtigkeit übte.¹⁾

Wohl gab es in diesem turbulenten Wirrsal einzelne, wenn auch spärliche Lichtblicke. So die Bürger der Stadt Jung-Woschitz (Mladá Wožice), die, als die unterthänigen Bauern ihrer Obrigkeit, dem beliebten Grafen Karl Kuenburg die Robot verweigerten, mit ihren eigenen Gespannen auf die herrschaftlichen Gründe fuhren und sich bereit erklärten diese Arbeit bis zur Beendigung des Anbaues fortzusetzen²⁾. Von der andern Seite erklärte der reichste Großgrundbesitzer in Böhmen Fürst Johann Adolf Schwarzenberg, allen unterthänigen Inleuten auf seinen weiten Herrschaften die bisherige Robot ohne Entgelt für alle Zeiten zu erlassen, wie denn schon früher erwähnt wurde, daß mehr als eine Gutsobrigkeit der zu gewärtigenden Aufhebung der Robot in dieser oder jener Weise aus freien Stücken zuvorkam. Überhaupt war es rühmend hervorzuheben, daß ein großer Theil des landsäßigen Adels, statt vor dem drohenden Umsturz aller bestehenden Verhältnisse scheu an sich zu halten, mit aufrichtigem Eifer an der Bewegung theilnahm, das Lösungswort von Fortschritt und Umgestaltung theilte, wie ja schon im letzten ständischen Landtage viele Mitglieder ihr Misbehagen über das herrschende Regierungs-System und ihr Bestreben, durch Einführung constitutioneller Einrichtungen Abhilfe von den eingerissenen Misständen zu schaffen, zu erkennen gegeben hatten. Ging auch ein und der andere hierin zu weit, läßt sich auch nicht läugnen, daß sich

¹⁾ * * * Zicin 3. Mai, Bohemia Nr. 73 vom 7. Über einen besonders grausamen Act von Lynchjustiz an sechs des Diebstahls verdächtigen Individuen in Skut f. ebenda Extra-Nr. 1 zum 3.: „Die strafende Volksjustiz in Böhmen“.

²⁾ Bohemia Beil. zu Nr. 74 vom 9. Mai.

viele sonst besonnene Männer Illusionen hingaben, die nur zu bald von der unaufhaltamen Überstürzung Lügen gestraft werden sollten, so muß anderseits zugegeben werden, daß die Antheilnahme von Persönlichkeiten aus den höheren Gesellschaftskreisen, denen sich ruhigere Männer aus den anderen Ständen gern angeschlossen, wesentlich zu jener maßvollen Haltung beigetragen hat, die dem Prager National-Ausschuße trotz mancher übersprudelnden Elemente die er in seinem Schoße barg, im großen Ganzen nicht abgesprochen werden darf.

Freilich war der Bestand und das Gebahren dieser Körperschaft an und für sich eine Abnormität; aber die Umstände aus denen sie hervorgegangen war und unter denen sie wirkte, waren ja selbst abnorm. Thatsächlich hatten, wie wir so eben gesehen, die Organe der Regierung, sowohl die landesfürstlichen als die gutsobrigkeitlichen, vielfach ihren Muth und infolge dessen ihr altes Ansehen und Vertrauen verloren, so daß es eine Wohlthat zu nennen war, daß es für den größern Theil des Landes mindestens eine Autorität gab, die man respectirte, an die man appellirte, deren Weisungen man Gehör gab. Auch hat sich der National-Ausschuß wiederholt gegen Ausartungen und Ausschreitungen ausgesprochen, wie sich denn Nieger eines Tages, zum großen Ärger der Heißsporne, über die Unfuge der Straßen-Literatur und den Mißbrauch der Pressfreiheit in scharfen Worten ausließ.

Nieger hatte zu Vorwürfen solcher Art vollen Grund. Wenn man die Stimmen hörte die sich in auswärtigen deutschen Blättern vernehmbar machten, so herrschte in der böhmischen Landeshauptstadt ein Terrorismus sondergleichen. „Unter der Metternich'schen Verwaltung wagte man es in Prag, mindestens der auswärtigen Presse Wünsche und Klagen zu übergeben; jetzt herrscht hier ein solches Einschüchterungssystem daß nur halbverstohlene kargliche und sorgfältig abgefaßte Meinungen über die Gränze kommen“¹⁾. Nun, die Correspondenten der N. N. Ztg. waren gewiß die letzten, die zu Klagen hatten, als ob ihnen nicht die Freiheit gegönnt wäre ihrem heimischen Groll jenseits der Gränze in vollem Maße Luft zu machen; und daß in manchem dieser Artikel die Farben sehr stark aufgetragen waren, daß sie mitunter nicht bloß arge Übertreibungen, sondern geradezu Unwahrheiten enthielten, dafür waren Beispiele genug anzuführen. Wahr aber blieb es immerhin,

¹⁾ N. N. Ztg. S. 2360 Nr. 148 vom 27. vgl. ebenda S. 2118 f. Nr. 133 vom 12. ♀ Prag 6. Mai „Censur-Terrorismus der Tschechenpartei“.

daß in den radicalen Schichten Prags Gesinnungen herrschten und Äußerungen fielen, die auf den Geist der beweglichen Menge sehr bedrohlichen Einfluß übten, so daß es den besonnenen Mitgliedern des National-Ausschusses oft schwer genug wurde, ihren wohlmeinenden Rathschlägen Geltung zu verschaffen. Waren es doch keineswegs blos die unteren Schichten der Bevölkerung, die Flamender mit ihrer Judenheße, die Drucker mit ihrem Ingrim gegen die Maschinen, die zu schaffen machten; selbst in den gebildeten Kreisen traten Stimmungen zu Tage, die zu denken gaben. Den jungen Herren von der Universität zum Beispiel war manches Verdienst um die Erhaltung der äußern Ruhe nicht abzustreiten; aber dieses Verdienst wäre noch größer gewesen, wenn sie, gleich den Schülern des Pythagoras, die Reife der Jahre abgewartet hätten, ehe sie sich in Politik mischten. Statt dessen geschah es eines Tages daß sie in ihrer Aula wohl dem Bildnisse Karl IV. einen Ehrenplatz einräumten, hingegen das Ferdinand II. mit Sackleinwand verhängten.

Auch in anderer Hinsicht war das National-Comité durchaus nicht auf Rosen gebettet. So nahmen es ihm die Spracheiferer übel, daß seine Verhandlungen überwiegend in deutscher Sprache geführt wurden; der jüngere Fric behauptet sogar, „daß dort durch zwei Monate kaum ein Duzend böhmische Worte zu hören gewesen“¹⁾. In der That sprachen dazumal selbst Wlastenci böhmisch nur aus selbst-auferlegter Pflicht, deutsch aber aus Gewohnheit von der Schule und aus dem täglichen Umgange her; böhmisch zu reden war für sie Ehrensache, das böhmische war ihnen lieb und werth, aber geläufig war ihnen das deutsche. Sie hatten sich in solchem Grade in die deutsche Conversation eingelebt, daß sie, wenn eine Berathung in böhmischer Sprache begonnen hatte, aber dann von deutscher Seite aufgegriffen wurde, unwillkürlich an diese anknüpften und die Verhandlung in deutscher Sprache fortführten.

2.

Antritt des neuen Landeshefs.

Solcher Art waren die Zustände, als Graf Leo Thun berufen ward die landesfürstliche Leitung im Königreiche Böhmen zu übernehmen. Alle die sein Wesen kannten hatten schon auf das erste Gerücht

¹⁾ Paměti III 64.

von seiner Ernennung sich den schönsten Hoffnungen hingegeben „Ach, welch ein Glück für Böhmen, wenn es sich bestätigte!“ schrieb die ehemalige Erzieherin im Thun'schen Hause ¹⁾ an Gräfin Tuzá, „und wenn es ein falscher Lärm wäre, so ist schon die allgemeine Freude, ich kann sagen der Jubel unter allen Ständen ein wahrer Triumph für ihn und die Familie. Alles verlangt nach Ihrem Bruder, Deutsche, Tschechen; mich sogar fragen die Leute auf der Gasse, ob ich nicht weiß wann er kommt“.

Er selbst, der ersehnte Tröster und Retter, sah nicht so rosig. Graf Thun gab sich über die Schwierigkeiten seiner Lage keiner Täuschung hin, er betrachtete die Übernahme seines Amtes als ein Opfer das er seiner Pflicht brachte. Nur das Gefühl es seinem Monarchen und dem Vaterlande schuldig zu sein, vermochte ihn zu bewegen dem Rufe auf einen Posten zu folgen, nach dem wahrlich in dieser Zeit arger Verwirrung niemand, dem der Eid eines Staatsbeamten heilig war, küstern sein konnte ²⁾. Noch aus Galizien hatte er der Gräfin in einem Tone geschrieben, der erkennen ließ das er den ihm verliehenen Posten nur als eine Phase der Revolution ansah: „Es scheint mir undenkbar das alle, die jetzt urplötzlich in die Höhe gehoben werden, mehr als ephemere Erscheinungen sein sollten“ ³⁾. Und ein andermal schrieb er: er betrachte sich „nur als einen Eckstein oder Hemmschuh gegen die Revolution“.

Graf Thun hatte während seines kurzen Aufenthaltes in der Reichshauptstadt den Stand der Dinge hinreichend kennen gelernt, um die Hoffnung aufgeben zu müssen das er einen ausgiebigen Rückhalt an einem Ministerium finden werde, das in Wien selbst genug zu thun hatte und, von allen Seiten bestürmt, mehr und mehr in ein Gedränge gerieth, in welchem den Staatslenkern kaum etwas anderes übrig blieb als nachzugeben und geschehen zu lassen, was zu verhindern es ihnen an Macht, und wohl auch an Muth gebrach. Im Lande selbst hatte das National-Comité alles Ansehen und alle Gewalt an sich gezogen; unter seines Vorgängers schwachem Regiment hatte es der Landesbehörde alle Initiative in der Gesetzgebung und selbst in der Verwaltung

¹⁾ Fräulein Pfyffer v. Heudegg, seither an Dr. Hügelmann in Prag verheiratet.

²⁾ Thun Nachtrag zu dem offenen Schreiben an Herrn Johann Slavík ꝛc. (Prag Credner und Kleinbus 1849) S. 11.

³⁾ Tarnopol am Montage in der Charwoche s. D. Zb. 1893 S. 143.

aus den Händen gewunden; im besten Falle mußte sich Thun eine Mitregiererei gefallen lassen, die für einen thatkräftigen Landeschef nur Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten bot.

Am 29. April traf Thun aus Wien in Königgrätz ein; das Personal des Kreisamtes — so mancher darunter vor wenig Jahren sein Mitbeamter, sein damaliger Vorgesetzter jetzt sein Untergebener! — stellte sich ihm vor, zwei Compagnien Nationalgarde, die eben vom exerciren heimkehrten, marschirten vor ihm auf, der Commandant begrüßte ihn und er mußte darauf antworten ohne sich vorbereitet zu haben, „und so ging es“, wie er launig seiner Frau schrieb, „ganz spottschlecht, wenn's nur in Prag besser ginge!“ Der rechte Grund seines Aufenthaltes in Königgrätz war, weil er dem Freiherrn von Mecséry den Antrag machen wollte die Stelle eines Vice-Präsidenten des Guberniums zu übernehmen, worauf dieser bereitwillig einging, und so folgte mit überraschender Schnelligkeit schon am zweiten Tage darauf die kaiserliche Ernennung¹⁾. Gewiß hatte Thun mit seinem künftigen Stellvertreter eingehende Zwiegespräche über den Ernst der Lage, die seine uranfänglichen Zweifel und Bedenken nur bestärken konnten; man habe, meinte er, im ersten Freiheitstaumel Institutionen wie den National-Ausschuß und die Swornost geschaffen, die politische Misgeburten seien²⁾. „Je mehr man eindringt in das Detail der vorliegenden Fragen“, klagte er abends in einem Schreiben an seine Gemahlin, „desto mehr scheint mir leider die Sache nicht mehr zu retten, d. h. eine ganz radicale Zusammen-
setzung der künftigen Landtage und ein leidenschaftlicher Kampf der Nationalitäten unvermeidlich, nach allem was leider schon geschehen ist.“ Dann am 30. vier Uhr nachmittag aus Prag:

Eben bin ich angekommen, der Himmel feiert meine Ankunft mit einem Gewitter und einigen mordhaften Donnereschlägen (wie Du sie so gern hast); ich will hoffen daß er damit erklären will, er werde jeden niederdonnern der sich nicht benimmt wie ich wünsche. Gleich auf dem Bahnhofe übernahm ich aus des Kammerdieners Händen Deinen lieben Brief und labte mich an der Fahrt durch die Stadt an seinem Inhalte, so wahr und so treffend — letzteres nämlich hinsichtlich dessen was Du sagst über die Bedingung eines festen Standpunktes. Ja wohl hast Du recht. Ich hasse ja mit Dir die Gesinnung die meint daß, was wahrhaft religiös ist, nicht auch zugleich die höchste Weisheit sein müsse. Ob nun

¹⁾ Wr. Ztg. Nr. 124 vom 4. „Amtlicher Theil“; die A. S. Entschließung datirte vom 1. Mai.

²⁾ Thun Nachtrag S. 11 f.

aber darum, weil ich Gott sei Dank jedem ins Angesicht sehen kann, ich auch schon der rechte Mann für diese Aufgabe bin, wie Du als gar parteiischer Richter annimmst, und ferner ob es in Gottes Rathschlüssen liege daß jetzt bei uns geholfen werde, oder nicht vielleicht vielmehr, daß an uns die Pügnastigkeit und Unausführbarkeit des modernen Staatsrechtes sich in trauriger Art zum Heil der Welt erweise — das ist allerdings die Frage. Nun wie Gott will — ich werde thun was ich kann und treffe. Einstweilen freue ich mich doch wieder der alten Manern des alten Prag, denen man noch nicht viel von dem Umschwung der Dinge ansieht! . . .

* * *

„Graf Leo Thun ist gestern eingetroffen“, so schrieb man in Prag am 1. Mai: „Gleich der erste Tag nach seiner Ankunft zeigt ihm, ein wie schweres Amt seiner harre. Wir erwarten von ihm daß er energisch in unsere zwiespältigen und eurentesüchtigen Zustände eingreifen wird. Nur ein energischer Mann kann jetzt noch etwas wirken.“ In der That kam der neue Landeschef mitten in eine Zeit heftigster Aufregung hinein, die eine Katastrophe in nicht sehr ferne Aussicht stellte. Am ersten des s. g. Wonnemonats ging es in Prag gegen die Juden ärger los als je früher; die gegen sie erbitterte Meute begnügte sich, wo sie eines Hebräers ansichtig wurde, nicht mehr mit Schimpf und Hohn und dem beliebten Hutantreiben — „nalejte mu!“ — Es galt einem förmlichen Angriff auf den jüdischen Tandelmarkt bei St. Galli, ja auf die Judenstadt selbst, in die vom Altstädter Ring aus eingedrungen wurde, um dort prügeln, plündernd und zerstörend zu haufen. Oberst Haase bot die Nationalgarde auf, auch starke Abtheilungen Militairs rückten aus. Die Nationalgarde schritt gleich den Studenten kräftig ein, wogegen viele Swornoster sich sehr zweideutig benahmen; wenn Hauptmann Heinrich F ü g n e r von der 16. Neustädter Compagnie einen der ausgelassensten Kerle mitten aus dem Haufen herausgeholt und beim Kragen gepackt hatte um ihn arretiren zu lassen, waren oft genug Swornoster zur Stelle die ihn unter dem Gejohle der Menge wieder laufen ließen. Die Menge griff zu Steinen, es mußte von der blanken Waffe Gebrauch gemacht werden, es gab Verwundungen auf beiden Seiten.

„Ein trauriger 1. Mai!“ ruft ein Zeitgenosse klagend aus: „Wohl lacht auf Fluren und in Gärten das herrlichste Grün, wohl bricht die Sonne zeitweilig warm und belebend aus den Wolken — aber in den Straßen der Stadt ist es trübe und unheimlich und die Herzen fühlen

sich bang zusammengepresst. Die Straßen der Altstadt und der Judenstadt strotzen von Bajonetten und Säbeln des Militairs und der Nationalgarde, welche mit Noth eine gigantische Juden-Emeute niederhalten, gegen die wir kein anderes Mittel mehr sehen als baldigste Publicirung des Standrechts. Und wenn das Standrecht die Judenhege niederhält, wird es vermögen einem andern hässlichen blutigen Kampfe einen Damm entgegenzusetzen, vor dem uns — so weit ist es mit uns gekommen! — fast nur ein Wunder retten kann?“ Der Kampf zwischen Böhmen und Deutschen war gemeint, „und wenn der ausbräche, dann hätten wir einen neuen Husitenkrieg zu erwarten, und der würde sich nicht auf Böhmen beschränken; denn der Westen und der Osten würde daran theilnehmen“¹⁾.

In der That erschien alsbald eine von Stadion als Obristburggrafen und von Thun als Gubernial-Präsidenten unterzeichnete Kundmachung, worin jede Zusammenrottung auf offener Straße bei Strafe der Arretirung untersagt und bei längerer Fortdauer der Unruhen mit Anwendung standgerichtlichen Verfahrens gedroht wurde. Thun hatte es unter Franz Stadion in Galizien gelernt, daß man pöbelhaftem Unfug gegenüber mit Sammethandschuhen zu keinem Ziele komme. Er verfügte sich in Person in das Altstädter Rathhaus, um in unmittelbarer Nähe der Ereignisse zu sein, die nach einigen Stunden mit der Säuberung der Judenstadt von dem eingedrungenen Gesindel endete; mehr als 30 Meuterer wurden in Arrest abgeführt, alle Eingänge zur Judenstadt von Militairposten besetzt.

Thun fand eine Stube, wo er ein Schreiben an den Grafen Eugen Czernin aufs Papier warf, um ihn und andere Herren zu bewegen, „sobald als möglich nach Böhmen zu kommen und sich zu rühren“; denn er sah wohl ein daß, wenn etwas aus dieser Wirnis der Zustände heraushelfen könne, dies nur durch das einmüthige und kräftige Zusammenwirken aller besseren Elemente zu erzielen sei. Auch an seine Schwiegermutter schrieb er einige Zeilen: „Hier sind alle Bande der Ordnung in der traurigsten Art gelöst und eine bezahlte Emeutenmacherei in vollem Gange. Morgen übernehme ich das Präsidium. Mein Trost ist ein sehr tüchtiger junger Bürgermeister, dagegen ist die Polizei-Direction in gänzlicher Auflösung, das Gubernium, wie es scheint,

¹⁾ C. Bl. a. B. Nr. 27 vom 2. Mai.

wenig brauchbar.“ Er erwähnt seinen mit Stadion gemeinschaftlich erlassenen Maneranschlag wegen des Standrechts und bemerkt bitter: „Erfreulicher Anfang!“¹⁾

Nachmittags verabschiedete sich Graf Rudolf Stadion vom National-Comité. Rieger erstattete Bericht über die Verhandlung mit den Frankfurter Abgeordneten, wobei er der ehrenhaften und maßvollen Haltung derselben, namentlich des würdigen Wächter rühmend gedachte, ohne das anmaßende Auftreten Schilling's zu erwähnen, und sprach sich darauf in ernstester Weise über die Gewaltscenen am Abend darauf im Convict-Saale aus; auf seinen Antrag wurde durch allgemeinen Zuruf beschloßen: daß das National-Comité die stattgefundenen Ausschreitungen höchlich bedaure und misbillige.

Noch eine wichtige Kundgebung fand an dem Tage vor Thun's Antritt seiner selbständigen Amtirung statt: es war ein Aufruf an alle Slaven der österreichischen Monarchie — „Slované Bratři!“ — sich am 31. Mai „in der altberühmten Slavenstadt zu versammeln, um gemeinschaftlich alles in Berathung zu nehmen was das Beste unserer Nation erfordert, und was wir in diesen wichtigen Zeiten zu thun haben“. Der Aufsatz aus der Feder Štúr's in böhmischer, polnischer, illirischer, lausitz-serbischer und deutscher Sprache verbreitet, war unterzeichnet von den Grafen J. M. Thun, Albert Deym, Vincenz Waldstein-Wartemberg, von Palacký und Šafařík, von Dr. Anton Jaroslav Beck, Ritter von Neuberg, Baron Villani, Rieger zc., von dem Slovenen Dr. Fr. Miklošič, von den Süd-Slaven Michael Panić und Presbyter Maksim Papić, von den Galizianern Karl Malisz, „Mitglied der polnischen Deputation“, Fürst Georg Lubomirski, Witalis Grzybowski, Jan Dobrzański, „Bevollmächtigter der Rada Narodowa in Lemberg“ u. a. Einige böhmische Cavaliere erklärten nachträglich ihren Beitritt, wie Friedrich Graf Numeriskirch, Hans Kolowrat, Baron Robert Hildprandt. Sie waren mitunterzeichnet unter der einige Tage später erfolgten Erklärung über die Bedeutung und die Ziele des Slaven-Congresses, wobei vorzüglich drei Punkte betont wurden: erstens unverbrüchliche Treue dem Hause Habsburg-Lothringen; zweitens keinerlei Unterdrückung

¹⁾ Vgl. D. Jb. 1883 S. 218—220. Die Kundmachung Stadion-Thun's bei Schopf II Nr. CXXII S. 126 f. Einzelne Bilder aus der Judenschlacht s. Reißner II 47 f. und Friš III 49—52.

oder Benachtheiligung der nicht-slavischen Nationalitäten; drittens entschiedener Wille der österreichischen Slaven das, was sie als ihr gutes Recht erkennen, „in vollem Umfange in Anspruch zu nehmen und gegen jeden Angriff, er komme woher er wolle, zu schützen“¹⁾.

* * *

Trotz der beklagenswerthen Austritte vom Tage vorher — „Judenblut, Christenblut ist geflossen!“ — schien der 2. Mai eine Erneuerung desselben bringen zu wollen. Am frühen Morgen begann der Pöbel auf dem jüdischen Tandelmarkt die hölzernen Buden und Schilder zu zerstören und in kleine Stücke zerhackt als Feuerungsmittel nach Hause zu tragen, bis Nationalgarde-Patrouillen dem Unfug ein Ende machten. Nachmittags erfolgten Angriffe auf Bäckerläden, Flugblätter hetzten das Volk auf; solche, die zur Besonnenheit, zu Ruhe und Ordnung mahnten, waren, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, „rari nantes in gurgite vasto“. Und als ob es an all diesen Wirrnissen und Unordnungen nicht genug wäre, drohten die seit dem Jahre 1844²⁾ gefürchteten Staturdrucker mit neuem Widerstand: durch die Bruska zog ein Trupp von mehreren hundert Männern in geschlossenen Reihen in das Wenzelsbad um dort eine Versammlung zu halten. Strobach mit dem Bierverleger und Hausbesitzer Adalbert Wischin fand sich auf diese Nachricht dort ein, verhielt den Druckern für morgen eine Einberufung ihrer Fabriksherren, der einige Vertrauensmänner aus ihrer Mitte beigezogen werden sollten, und bewog sie zu ruhigem Auseinandergehen.

Da in solcher Weise die Drohung vom gestrigen Tage nicht gewirkt zu haben schien, so bat der Bürgermeister selbst um Publicirung des Standrechts. Graf Thun, der an diesem Tage die alleinige Führung der Gubernial-Geschäfte übernahm, mochte nicht gleich zum äußersten schreiten, er gab das Gesuch Strobach's dem Gubernium zur Erwägung, inwieweit diesem Antrage Folge zu geben wäre. Abends erschien eine Kundmachung der Stadthauptmannschaft mit der erneuten Mahnung zu ruhigem Verhalten; dabei wurden alle Hausherren angewiesen, falls in der Nacht die Straßenlaternen eingeworfen würden, die Fenster des ersten Stockwerkes zu beleuchten — „also eine Illu-

¹⁾ Schöpf II Nr. CXX, CXXI S. 124—126; N. N. z. 28 vom 5. Mai.

²⁾ Dst. Jb. 1892. S. 130.

mination zu Ehren der Tumultuanten“, jagten Spötter. Die Nacht verlief indessen ruhig, dank dem wackern Zusammenwirken von Nationalgarde und Militair, von welch' letzterem sowohl Infanterie- als Cavalerie-Patrouillen die Stadt durchstreiften; und besonderes Lob wurde der Studentenschaft zutheil, die eifrigst jeder drohenden Störung der öffentlichen Ruhe Einhalt that. So endete der erste Tag von Thun's Übernahme der Geschäfte!

Am Morgen des 3. Mai beorderte Thun die Polizei-Ober-Commissäre Thum und Gröger mit den Polizei-Commissären Gerstenkorn, David und Mladet auf das Rathhaus, wo sie den Dispositionen des Bürgermeisters unbedingt Folge zu leisten hätten; Zusammenrottungen waren auf keinen Fall zu dulden; wo die Leute den Mahnungen des Polizei-Commissärs, welchem eine Abtheilung bewaffneter Macht beizugeben war, nicht Folge leisteten oder gar Drohungen ausstießen und sich mit Gewalt widersetzen wollten, war der ganze Haufen zu umzingeln und insgesammt in Arrest abzuführen¹⁾.

Die vom Bürgermeister zugesagte Versammlung der Prager Rattum-Fabricanten — es waren ihrer fünf: Epstein, Gebrüder Porges von Porthheim, Dormitzer, Kubesch, Příbram — fand thatsächlich am 3. im Wenzelsbade statt; die Forderung der Drucker, die noch immer auf der Abschaffung aller Maschinen bestanden, konnte selbstverständlich nicht erfüllt werden; dagegen verpflichteten sich die Fabrikherren 40 arbeitlose Drucker in Dienst und Arbeit zu nehmen — in dieser Zeit allgemeiner Geschäftsstockung immerhin ein Opfer! Auch die Stadtgemeinde säumte nicht, durch Planirungs-Arbeiten und Anlegung einer Straße am Belvedere arbeitslosen Leuten Tageslohn zu verschaffen.

Zu ernsteren Auftritten kam es an diesem Tage nicht; nur daß sich das Treiben einiger Ankömmlinge, namentlich aus Galizien, bemerkbar zu machen anfing²⁾. Ein Vorfall eigenthümlicher Art ließ auf ihr vorderhand noch vorsichtiges und mehr verdecktes Treiben schließen. Der Lemberger Polizei-Director Sacher-Masch hatte seinen

¹⁾ Präf.-Archiv der böhm. Statthalterei, Präsidial-Erinnerung zum 2. Mai, ganz von Thun's eigener Hand; Dienstscheiben an den Bürgermeister vom 3. Mai, Handschrift des Präsidial-Concipisten Philipp Weber.

²⁾ Schöpf II. S. 42 zum 3. Mai: „Es befinden sich in unseren Mauern Deputirte der Polen an den böhmischen National-Ausschuß.“

Posten verlassen müssen und seinen Aufenthalt in Prag genommen. Als bald lief es durch gewisse Kreise: er habe zu dem Unglücke Wiszniowski's¹⁾ mitgewirkt! Was wußte man in Prag von Wiszniowski? Was hatte man mit ihm zu thun?! Gleichwohl war der Ankömmling von dem Augenblicke ein Verbehmter; als er die Bürger=Ressource besuchte, erhielt er einen Wink sie zu meiden, und einige Nationalgarden erschienen in seiner Wohnung mit dem Bedeuten daß er binnen drei Tagen Prag zu verlassen habe. Er erklärte, man könne ihm nicht wehren mit seiner Familie in Prag zu weilen; doch wolle er versprechen sich in der Beseda nicht mehr zu zeigen, womit sich jene zufrieden stellen mußten²⁾.

Am Nachmittage des 4. erschien Graf Thun zum erstenmal im National-Ausschuße, wo er gemäß der von seinem Vorgänger eingeführten Übung den Vorsitz führte. Seine Erscheinung, sein Auftreten war vom ersten Augenblicke ein anderes als das Rudolf Stadion's. Nicht mehr bedurfte es eines Dolmetschen und Einbläfers, Thun war der böhmischen Sprache und Schrift hinreichend mächtig und überhaupt Mannes genug, um sich nach keiner fremden Stütze umzusehen. Er brachte das wohlwollendste Verständnis für das Land und die beiden Volksstämme mit sich, deren gouvernementale Leitung jetzt in seine Hände gelegt war; aber er besaß dabei die Einsicht und die Willenskraft, sich jedem Übergriffe, jeder gesetzwidrigen Ausschreitung, jeder verjuchten Schmälerung der rechtmäßigen Gewalten mit seiner vollen Persönlichkeit entgegenzustellen. Er hatte dies, so schwer es ihm unmittelbar bei Antritt seines Postens wurde, durch die Androhung ernster Maßregeln gezeigt, falls dem Gebote gesetzmäßiger Ordnung nicht gefolgt würde; er war aber weit entfernt, solche Maßregeln zu wünschen und zu bevorzugen. Jede der beiden politischen und nationalen Parteien durfte auf sein bereitwilliges Entgegenkommen, so weit ihm dies die Lage der Dinge, sein Beruf und seine Pflicht gestatteten, rechnen; aber keine konnte hoffen, ihn zu ihrem blinden Werkzeug zu machen. Auffallend war nur, daß er bei diesem seinen ersten Erscheinen die Versammlung auch nicht mit einer Sylbe begrüßte, nicht ein Wort des Willkommens für sie hatte³⁾.

¹⁾ Dst. Zb. 1893, S. 58, 60, 106.

²⁾ A. A. Ztg. S. 2103 Nr. 132 vom 11. Mai vgl. mit Frič III. 57 f.

³⁾ E. Bl. a. B. Nr. 46 vom 25. Mai.

Es wurde ihm dies von mancher Seite übel vermerkt; aber ließ sich dies beredte Schweigen nicht als sein nicht wohl beifälliges Urtheil über die eigenthümliche Einrichtung die er vorfand auslegen?!

Die Sitzung am 4. Mai beschäftigten die Wahlen zum deutschen Parlament, welche in vielen deutsch-böhmischen Bezirken bereits in vollem Gange waren, in Saaz wo Dr. Emil Rößler, in Leitmeritz wo Moriz Hartmann, in Komotau wo Dr. Franz Makowiczka gewählt wurden; in Pisek und Klattau, wo das böhmische Element überwog, wurde gezögert. In Reichenberg war ein eigenes Wahl-Comité thätig, obwohl der Hauptmann des Bunzlauer Kreises Baron Christian Roth die Ausschreibung der Wahlen noch nicht kundgemacht hatte, worüber sich die Deutsch-Böhmen ernstlich beschwerten. Von den deutschen Mitgliedern, die im National-Comité saßen, erklärten Hartmann und Meißner jetzt ihren Austritt; Ujfo Horn that es mit den Worten: „Der Himmel über uns verdüstert sich, die lichten Sterne der Freiheit erbleichen; dafür geht ein drohender Komet auf, der auf Zwietracht und Unglück deutet“.

Die Deputation des National-Ausschusses in Angelegenheit der deutschen Parlamentswahlen war bereits aus Wien zurück; Graf Wurmbrand erstattete in ihrem Namen Bericht über den Erfolg ihrer Mission, der von der Versammlung mit Beifall aufgenommen wurde. Nach einer längern Verhandlung einigte man sich in dem Beschlusse: von der Regierung die bestimmte und offene Erklärung zu erbitten das sie gewillt sei die Integrität und staatliche Selbständigkeit der österreichischen Monarchie mit allen Kräften zu wahren und keine solche Verbindung mit Deutschland zuzulassen, wodurch die volle Souverainetät des Kaiserstaates im mindesten geschmälert würde¹⁾ — ein Beschluß welchem der kaiserliche Landeschef nur aus voller Überzeugung zustimmen konnte.

3.

Wachsender Unfrieden und Zwiespalt.

Graf Rudolf Stadion hatte seit den tumultuarischen Auftritten der letzten Märztag die Anordnung getroffen, daß im Gubernial-

¹⁾ Const. Bl. a. B. Nr. 30 vom 5. Mai. Das Journal hat einen Bericht über den weitem Verlauf der Sitzung versprochen, aber, offenbar durch die Fülle des täglich neu zufließenden Materials daran gehindert, leider nicht gebracht. Doch s. NN. Nr. 27 f. vom 6. u. 7. Mai.

Gebäude eine ständige Wache von Nationalgarde und Studenten für die Sicherheit sorgte; sie wurden auf Staatskosten verköstigt, was im Hingang der Wochen ein ganz hübsches Sümichen ausmachte¹⁾. Thun schaffte am ersten Tage seiner Amtirung diese Wache ab, nicht bloß um der Kosten willen, sondern auch weil er sie nicht nothwendig fand.

Am Abend des 4. Mai konnte Graf Thun zu seiner innigen Freude seine aus Wien eintreffende Gemahlin am Bahnhofe begrüßen. Die Gräfin hatte Wien und Prag kaum ein halbes Jahr früher verlassen, wo noch alles in Alltagsruhe seinen gewohnten Gang ging; jetzt meinte sie sich in ein „Narrenhaus“ veretzt: „Fenster und Häuser bespitzt mit Fahnen und Fähnleins, mit Gewinden aus farbigen Stoffen, ein großer Theil der Männerwelt schillerte in ähnlichem Schmucke, stolzirte mit federnbesetzten Hüten, in verschnürten Röcken, zur mühelosen Bethätigung zweifelhafter Gesinnung“. Thun führte seine Gemahlin in die großen und schönen, obwohl etwas dunklen und düsteren Räume seines neuen Heims ein und hatte nun wieder, wie vor Monaten in Lemberg, seine eigene Häuslichkeit, von welcher er freilich für diesmal nicht viel genießen sollte.

Mit der Gräfin Leo Thun und mit dem Eisenbahnzuge, der sie gebracht hatte, trafen Wiener Briefe und mündliche Nachrichten von den garstigen Auftritten am Abend des 3. Mai ein, welche den Grafen

¹⁾ Stadion ließ die Kosten „vorschußweise aus dem für nicht-pauschalirte Kanzlei-Erfordernisse bestimmten Verlage“ bestreiten; sie beliefen sich für die Zeit vom 1. April bis zum 2. Mai nach der vom Gubernial-Archivar darüber gelegten Rechnung auf 629 fl. 26 kr. Conv.-M.; nach den Juni-Tagen schritt Thun um definitive Verausgabung dieser Verpflegskosten „als die Sicherheit des Guberniums betreffend“ aus dem Cameralfonde ein (Concept vom 6. Juli Prager Präf. Registratur). — Nebenbei, es ist wohl anzunehmen daß sich die Wachmannschaft im Gubernial-Gebäude anständiger benommen hat als die im Palais Carlos Auersperg, das der Fürst als N. G.-Major der Kleinside gleichfalls bewachen ließ. Se. Excellenz Baron Philipp Weber - Ebenhof, damals Gubernial-Beamter im Gubernium und einfach Philipp Weber, theilt mir hierüber nachfolgendes mit: „Das Auersperg'sche Bataillon, bei welchem ich diente, machte allnächtlich Patrouillen, 20 und mehr Mann stark, und niemals sahen wir einen einzigen Ruhestörer“. Wohl aber gab es deren im Palais selbst. Da nämlich die hier zahlreich unterbrachten Nationalgardien die Nacht hindurch fleißig mit Bier versorgt wurden, „so kam es vor daß Gardisten in Folge des Übermaßes an Biergenuß die nächtliche Ruhe störten; als wir einmal einen betrunkenen Fleischhauer nach Hause tragen mußten, trat ich aus der Nationalgarde aus. Nur mit Mühe erwirkte Baron M e c s e r y bei dem Nationalgarde-Commando die Befreiung der Präsidial-Beamten vom Gardedienste“.

Sicquelmont zum Rücktritt von seinem Posten vermocht hatten; Gräfin Thun hatte den Lärm bis in die friedliche Wallnerstraße, wo sie bei ihrer Mutter wohnte, gehört. Am 5. war ganz Prag von der neuen Botschaft voll. Nun hatten wohl Wien und Prag im Punkte von Krawallen, Katzenmusiken, Sturm-Petitionen und wie die Dingerchen alle hießen, einander gewiß nichts vorzuwerfen. Kein Mensch in Prag konnte sagen, welchen Ausgang die Vorgänge am 31. März im Gubernial-Gebäude würden genommen haben, wenn Graf Rudolf Stadion zu etwas anderem sich entschlossen hätte als zur Nachgiebigkeit. Wenn die Angriffe gegen die Juden nicht schlimmere Folgen hatten, so war dies unlängbares Verdienst der bewaffneten Bürger und Studenten, die mit Gefährdung ihres eigenen Leibes und Lebens die Bewohner des Ghetto geschützt hatten. Allein wie das biblische Gleichnis von dem Splitter und dem Balken zu allen Zeiten seine Wahrheit erprobt hat, so geberdeten sich jetzt die Prager sichtlich empört über das was in Wien vorgefallen war, fragten entrüstet ob man es sich von der Wiener Meute bieten lassen dürfe daß sie Minister absetze und einsetze, und warfen den Zweifel auf, ob es in der Reichshauptstadt überhaupt noch eine Regierung gebe der man sich fügen solle?!

Gleichwohl kam in der Sitzung des National-Ausschusses vom 6. Mai nicht diese Angelegenheit zur Sprache. Es galt einem nochmaligen Versuche in der Gestalt eines — von Palacký abgefaßten — Manifestes oder einer offenen Erklärung an die Mährer und Schlesier, um sie für den staatsrechtlichen Anschluß an Böhmen zu gewinnen: Seine k. k. Majestät habe in der Erledigung der zweiten Prager Petition die Frage von der Einigung der böhmischen Kronländer nicht entscheiden wollen, sondern sie von einer weitern Verständigung der Parteien abhängig gemacht; die ruhige Erwägung der damit beiderseits verknüpften Vortheile würde dann gewiß den Ausschlag geben: „Wir wünschen daß das frei gewordene Volk von Mähren eben frei von allen fremden Einflüssen an diese Erwägung gehe, daß es von außen unberührt einen selbständigen Entschluß fasse. Unsere Verbindung könnte für uns nicht erfreulich, für beide Theile nicht heilsam sein, wenn sie nicht durch Liebe und Vertrauen geschlossen und getragen würde“¹⁾.

¹⁾ Const. Bl. a. B. Nr. 33 vom 9. Mai. — Schöpf III. Nr. CXXXXI S. 58—61; Černý Boj za právo S. 184—188.

In derselben Sitzung warf Riedl die Frage auf, ob nicht alle in den Sectionen verhandelten Gegenstände ohne Unterschied vor den Präsidenten gebracht werden sollten. Als sich hiegegen die Ansicht geltend machte, es möge dies nur bei den wichtigeren der Fall sein, und dann die Frage auftauchte, wer hierüber zu entscheiden habe, erklärte Thun, er überlasse es mit Beruhigung den Sectionen selbst, ob sie eine Angelegenheit für wichtiger oder für minder wichtig halten. Er kam in solcher Weise der autonomen Thätigkeit des National-Ausschusses mit Vertrauen entgegen, erwartete aber dafür von jener Seite der Regierung gegenüber das gleiche. Als im Schoße des National-Ausschusses über die Nachrichten aus Münchengrätz¹⁾ verhandelt und die Schritte berathen wurden, die zu ergreifen wären um ähnlichen Ausschreitungen vorzubeugen oder entgegenzutreten, nahm der Landeschef dies als seine eigene Sache in Anspruch, und erließ in Folge dessen eine Kundmachung, die in wohlmeinendem und zugleich ernstem Tone vor Verheßern und herumreisenden Agitatoren warnte und die Bevölkerung mahnte mit Vertrauen dem Zustandekommen der Verfassung entgegenzusehen, da in den dazu berufenen Vertretungskörpern „Deputirte der Unterthanen ebenso ihre Stimme haben werden wie jene der Obrigkeiten“; bis dahin blieben die alten Gesetze und Verhältnisse in Kraft, müsse den k. k. Kreisämtern, den Magistraten in den Städten, den obrigkeitlichen Ämtern auf dem Lande Achtung und Gehorsam erwiesen, müßten die Robot und andere unterthänige Leistungen so lang geleistet werden bis über deren Ablösung im gesetzlichen Wege entschieden sein werde; denn „es muß Ordnung sein und es muß den Gesetzen und der Regierung Gehorsam geleistet werden, wie es Gottes Wille ist, damit nicht über das ganze Land und über Euch Alle Elend und Jammer hereinbreche“²⁾.

In den letzten Tagen hatte ein ärgerlicher Zwischenfall in der Stadt viel böses Blut gemacht. Für die Nacht vom 4. zum 5. Mai war von der Polizei eine Abtheilung Nationalgarde und Studenten zu einer nächtlichen Haussuchung erbeten worden, wobei es, wie gesagt wurde, auf einige gefährliche Aufwiegler und „Fabricanten von Morgensternen“ abgesehen war. Statt dessen waren nur Vagabunden und

¹⁾ S. oben S. 148.

²⁾ Const. Bl. a. B. Nr. 35 vom 11. Mai; die Kundmachung datirte vom 8.

liederliche Dirnen aufgegriffen worden, und nun war Feuer im Dach, besonders bei den Juristen die am andern Tage, empört daß man sie zu einem so unsaubern Häfcherdienste verwendet habe, in der Aula ihre rothen Klappen vom Haupte rissen und dafür Cylinder, ordinaire Mützen, aber auch Kopfbedeckungen von recht auffallender Abenteuerlichkeit aufsetzten. Auch die Erklärung die sie am 5. veröffentlichten hielt sich nicht in den Gränzen gewöhnlicher Ausdrucksweise: „Die löbliche oder vielmehr hier sehr unblöbliche Polizei=Behörde Prags hat die Studenten hinterlistigerweise verwendet“ 1c. Da auch die Nationalgarde an dem Vorfalle theilhaftig war, so gerieth die halbe Stadt darüber in Aufregung, bis von behördlicher Seite Aufklärungen gegeben wurden. Am 7. wurde die Studentenschaft in die Aula berufen; es verlautete der Gubernial=Präsident werde in Person erscheinen, und die Juristen brachten, in der Erwartung eines guten Ausgangs, ihre rothen Klappen in der Tasche mit sich. Thun kam wohl nicht, aber ein Erlaß von ihm wurde verlesen, worin der Sachverhalt dahin aufgeklärt wurde daß dem Vorfalle ein unliebsames Mißverständnis zugrunde liege. Als sich hierauf der Tribun Professor Wessely aussprach, daß ihm die gelieferte Aufklärung genüge und er wolle, zum Beweis dafür, der erste sein das Abzeichen der Prager Juristen wieder aufs Haupt zu setzen, da waren wie auf einen Zauberschlag alle Köpfe mit rothen Klappen bedeckt, die emporgeworfenen alten Filzhüte verfinsterten für einen Augenblick die Luft, einige flogen durch die Fenster auf den Platz hinaus, und die Ruhe war wieder hergestellt¹⁾.

Die Wiener Ereignisse vom Abend des 3. kamen im National=Comité erst am 8. zur Sprache. Graf Wurmbrand beantragte, den Hof und die Regierung einzuladen, „wenn ihnen die zunehmende Pöbelherrschaft in Wien keine freie Thätigkeit gestatte“; nach Prag zu übersiedeln und „Se. Majestät auf geeignetem Wege von den herzerhebenden Gefinnungen seiner getreuen Böhmen in Kenntniß zu setzen“. Der Antrag wurde von der Versammlung mit endlosen Slawa= und Jubel=Rufen begrüßt. Mehrere Minuten ertönte die Klingel des Präsidenten, ehe sich der immer von neuem erbraufende Beifallsturm allmählig legte. Nachdem

¹⁾ Schopf III. S. 10; Rechtfertigung des Polizei=Commissairs Karl Weinmann vom 6. Nr. CXXXXII S. 61 f. und nachträgliche Erklärung der Stadthauptmannschaft vom 8. Nr. CXXXXVII S. 65. Das Schreiben Thun's an Wessely und Wessely's Mittheilung darüber an die juristische Cohorte N. N. 8. 33 vom 13. S. 13.

Vorrosch, Ruppert, Rieger, Trojan zumeist im Sinne Wurmbrand's gesprochen hatten, ergriff Thun das Wort, um der Versammlung nahe zu legen daß man denn doch nicht ohne weiteres annehmen könne, als ob ein Ausbruch des Volkswillens in Wien Minister absetze und einsetze; daß der National-Ausschuß zuvor verlässliche Aufklärung über den Hergang der Dinge sich verschaffen müsse und höchstens die Besorgnis aussprechen könne daß, falls sich die Sache wirklich so verhalten habe wie sie geschildert worden, die Regierung nicht als frei angesehen werden könne, so daß sich in solchem Falle die Böhmen bewogen fänden den Hof um Übersiedlung nach Prag zu bitten. Zuletzt wurde auf Antrag Vorrosch' und nicht ohne Zustimmung des Grafen Wurmbrand selbst beschloßen, den Vorschlag ohne Abstimmung fallen zu lassen und zu anderen Verhandlungsgegenständen überzugehen.

Es war dies zunächst ein combinirter Antrag Brauner's, auf die baldige Einberufung des Landtages Bedacht zu nehmen, für diesen Zweck ein Wahlgesetz zu entwerfen und bis dahin schleunigst einige vorbereitende Maßregeln zu treffen: über die Verwaltung des Gemeindevermögens, über den nöthigen Schutz gegen Wild- und Waldfrevel, über die Einführung der zweiten Landessprache in Schule und Amt u. a. Thun entgegnete: Zur Abhilfe der vorgebrachten Beschwerden bedürfe es keiner besondern Verwendung des National-Ausschusses; das verlangte lasse sich auf dem Boden der geltenden Gesetze und Einrichtungen durchführen; er als Landeschef nehme es auf sich das erforderliche zu veranlassen. Sowohl der Antragsteller als Rieger und Trojan dankten für diese Erklärung; es liege, meinten sie, durchaus nicht in der Absicht des National-Comité in den Wirkungskreis der Regierung einzugreifen oder denselben zu beschränken; es komme demselben nur darauf an, der Regierung mit seinem Rathe, mit seinen Vorschlägen und Anträgen zu Hilfe zu kommen. Hiemit war die Angelegenheit zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt.

* * *

Am 7. Mai verließ Ludevit Štúr die Stadt, in welcher er während seines Aufenthaltes mehr als gewöhnlich gefeiert worden war. Die Slowanská Lipa, deren Gründung er angeregt hatte, hielt schon fleißig Sitzungen, arbeitete an ihren Statuten und wählte ihre Ausschuß- und Ersatzmänner. Ihr Vereinslocale war am Bethlehemsplatz N. C. 248 im ersten Stock.

Am andern Tage reiste Palacký nach Wien ab, wohin er berufen worden war, um, wie verlautete, in dem in der Bildung begriffenen Ministerium das Portefeuille für den öffentlichen Unterricht zu übernehmen.

Auch Graf Rudolf Stadion rüstete zur Abreise, und mit ihm fand das Obristburggrafenamt, das so viele Jahrhunderte hindurch bestanden hatte, aber in die neuen Verhältnisse nicht zu passen schien, seinen Abschluß; denn Graf Thun war für seine Person nicht landtäfflicher Grundbesitzer und konnte darum nicht zum Obristburggrafen, sondern nur zum politischen Landeschef ernannt werden. Am 9. abends brachten die Městanská Beseda und die Svornost dem scheidenden Stadion ein von den Ehrenten Jelen's ausgeführtes Ständchen; Stadion dankte aus dem Fenster, mahnte zur Eintracht, und als er mit dem Rufe schloß „Sláva králi! Sláva vlasti české!“ da tönte es aus hunderten von Kehlen zurück: „Sláva králi! Sláva Stadionowi!“ Am 10. reiste er ab und entging dadurch dem Schicksale, zum letztmaligen Zeuge von Auftritten zu sein, die an seine schlimmsten Tage erinnerten.

Aus der Buchdruckerei Wetterle unter Leitung des Factors Franz Groll war ein ungemein aufreizendes Pamphlet ausgegangen: „An mein Böhmen (Bemerkungen über das j. g. constitutionelle Grundgesetz)“, 1 Blatt Folio¹⁾, unterzeichnet Stephan Donowský, ein Name der sonst im Laufe der Bewegung nirgends vorkommt. Den Inhalt bildeten, in einer höchst ungebildeten Sprache, Jeremiaden über die allseitige Unterdrückung denen Land und Volk ausgesetzt seien, und eine Aufforderung an das „waffentragende Böhmen“ seine Zeit nicht zu versäumen. Der Factor Groll wurde nachts in seiner Wohnung aufgehoben und gerichtlich eingezogen. Da las man am Mittwoch 10. Mai morgens an den Straßenecken eine „dringende Aufforderung — Důležitost Wyzwání“ (ohne Unterschrift und ohne Druckort) an die Nationalgarde, sich um 10 Uhr vormittags auf dem altstädter Ring einzufinden. Obrist Haase beeilte sich den Aufruf für eine Täuschung des Publicums zu erklären, und das Ausrücken der Nationalgarde unterblieb. Dagegen umlagerten vielköpfige Massen das Criminalgericht auf dem Viehmarkt und in den einmündenden Straßen, andere und zwar meist den besseren Ständen angehörige Leute sammelten sich

¹⁾ Ich besitze ein deutsches Exemplar in meiner Sammlung; ein böhmischer Text ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

auf dem Großen Ring vor dem Rathhause. Redner reizten das Volk die Freilassung Groll's zu begehren, während Personen ruhigerer Stimmung auf den Stufen des Rathhauses erschienen und die Gemüther zu beruhigen suchten. Der Bürgermeister Strobach zeigte sich, mahnte zur Ordnung und Gesehlichkeit; er wurde verhöhnt, ausgepiffen, und zog sich verlegt zurück. Inzwischen wurden vom Collegium der Stadtverordneten Jur. Dr. Roškošny, Fašter und der Braumeister Wanka abgesandt, um vom k. k. Appellationsgericht die unverweilte Freilassung Groll's zu erwirken und wußten den Präsidenten Grafen Mittrowský einzuschüchtern, indem sie die Lage, falls ihrem Begehren nicht entsprochen würde, in den brennendsten Farben schilderten: Sturm auf das Rathhaus, auf das Criminal, auf das Appellationsgericht, es werde Blut fließen; der rohe Fašter schrie: die ganze Garnison würde nicht ausreichen das Volk, dem sich die Nationalgarde anschließen wolle, zu bezwingen. Mittrowský ließ einen Senat zusammenrufen, von welchem beschloßen wurde den Verhafteten auf freien Fuß zu setzen. Die Abgeordneten eilten in die Altstadt zurück, durch ganz Prag flog der Erfolg ihrer Sendung wie ein Lauffeuer; Groll wurde aus seinem Gefängnisse geholt, umarmt und geküßt, in einen offenen Fiacre gesetzt, die Pferde wurden ausgespannt und der Wagen von Menschenhänden, unter fortdauerndem Gejohle und Hutschwenken der begleitenden Menge, Tücherschwenken aus den Häusern, im Triumph durch die Straßen gezogen. Nachdem der Gefeierte, der gar nicht zu wissen schien wie er zu der Ehre kam¹⁾, in Sicherheit gebracht war, hieß es „In den Annahof!“ Dort befand sich das Etablissement Haase, dessen Chef eine Katzenmusik zugebracht war, die mit Einwerfen der Fenster ihren Anfang nehmen sollte; eine Abtheilung Bürger = Grenadiere, die in der Nähe im Marsch begriffen war, eilte herbei und vertrieb die Meute, wobei ein Hörer der Technik verwundet wurde. Erst gegen 3 Uhr nachmittags war die Ruhe hergestellt.

Doch nun kamen die Nachwehen. Die Techniker verlangten Genugthuung für ihren verwundeten Kameraden. Es hieß, Haase sei in Person mit gezogenem Säbel auf das Volk eingedrungen, was dieser in der bestimmtesten Weise für unwahr erklärte. Der Stab der Nationalgarde begehrte Widerruf dessen, was die Deputirten der Stadtverordneten gegen sie ausgesagt hatten, als wolle sie sich dem revoltirenden Volke

¹⁾ Friè III 75.

anschließen. F a s t e r, R o s k o j c h n y und W a n k a erklärten, das Protocoll über die Verhandlung beim Appellations-Gerichte sei in diesem Punkte nicht richtig abgefaßt, worauf ihnen entgegengehalten wurde daß sie es eigenhändig unterschrieben hätten. Den drei Herren mochte übrigens auch darum nicht gut zu Muthe sein, weil bekannt wurde daß das strafgerichtliche Verfahren gegen Groll keineswegs eingestellt sei. Namentlich dem Landeschef war darum zu thun daß in der Sache Ernst gezeigt und für diesen Zweck der Untersuchung und dem seinerzeitigen Urtheilspruch eine gewisse Publicität gegeben werde. Obwohl nämlich, schrieb Thun an den Grafen Mittrowský und, nachdem dieser zugestimmt hatte, an den Bürgermeister, „Mündlichkeit und Öffentlichkeit des strafgerichtlichen Verfahrens vorerst nur im Grundsatz ausgesprochen seien, könne doch eine solche Veranstaltung getroffen werden daß statt der gesetzlich vorgeschriebenen Gerichts-Beisitzer eine Anzahl Personen, die das allgemeine Vertrauen genößen, der Verhandlung beigezogen würde“; allerdings müßten, worauf der Präsident des Appellations-Gerichtes ausdrücklich bestand, dieselben verpflichtet werden, vor Abschluß der Untersuchung nichts gegen außen zu veröffentlichen. Thun machte diesen Beschluß in der „Prager Zeitung“ bekannt¹⁾.

Das folgenschwerste nach dem Auftritte am 10. Mai aber war, daß sowohl der Bürgermeister als der Nationalgarde-Obrist ihre Stelle zurücklegten. S t r o b a c h hatte, gleich nach dem Auftritte vor dem Rathhause, gegen seine Umgebung seinen festen Entschluß ausgesprochen einen Posten, auf welchem er mit friedlichen Mitteln nichts erreichen könne, aufzugeben. Seine Erklärung war noch am selben Tage gedruckt als Maueranschlag zu lesen; gleichzeitig damit eine Bekanntmachung des Landeschefs, worin er den Ruhestörern die das Verbrechen der gefährlichen Drohung betreffenden Bestimmungen des Strafgesetzes warnend vor Augen hielt²⁾. Sowohl in Strobach als in Haase

¹⁾ Die Angelegenheit zog sich übrigens, durch die sich drängenden Ereignisse fortwährend unterbrochen, sehr in die Länge. P f r o ß als Vorsitzender des Criminal-Gerichtes wandte sich an die Swornost, „weil ich in diesem Corps Männer zu finden glaube welche vorzüglich der böhmischen Sprache mächtig sind“, hatte aber bis zum 2. Juni noch keine Auskunft. Erst nach den Juni-Ereignissen konnte Bürgermeister W a n k a dem Landeschef 25 Bürger namhaft machen die ihre Bereitwilligkeit erklärt hätten. Bald darauf wurde Thun entfernt, und ich weiß nicht zu sagen was weiter aus der Sache geworden ist.

²⁾ S c h o p f II. Nr. CLII, CLIII S. 70 f., Nr. CLV S. 72, Nr. CLVIII S. 75.

wurde von vielen Seiten gedrungen ihre Resignation zurückzuziehen. Gegen Haase war schon einige Tage früher, wo er seine Nationalgarde, welche Spötter von da an „Judengarde“ schimpften, gegen die Judenverfolger kräftig einschreiten ließ, das Verlangen ihn des Ober-Commandos zu entsetzen ausgesprochen worden; doch Mitglieder der Bürger-Corps hatten entschiedene Verwahrung gegen diesen Ostracismus eingelegt, und so ließ sich Haase bewegen auf seinem Posten auszuharren. Strobach aber blieb bei seinem Entschlusse, obwohl Franz Thun, Franz Ellenberger d. Ä., Bokrosch, Pinkas, Trojan, Graf Morzin nacheinander ihre Überredungsgabe versuchten ihn von seinem Vorhaben abzubringen. „Die Vorgänge vom gestrigen Tage“, jagte er, „haben bewiesen, daß ich nicht mehr den persönlichen Einfluß besitze um im Wege der Güte die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, der Gebrauch gewaltjamer Maßregeln aber widerstrebt meinem Charakter; es muß ein Mann an meine Stelle treten der durch kräftige Mittel durchzusetzen vermag was sich auf friedlichem Wege nicht erreichen läßt.“ Auf vieles Bitten und Drängen fand er sich zuletzt herbei noch durch acht Tage die Geschäfte fortzuführen, bis man sich über die Wahl eines neuen Bürgermeisters geeinigt haben werde.

Die Ereignisse vom 10. spielten noch in den folgenden Tagen fort. Durch die Befreiung Groll's verlockt und gereizt versuchten Inquisiten im Criminal-Gebäude einen gewaltjamen Durchbruch, wurden aber durch kräftiges Einschreiten der Militair-Wachmannschaft zu paaren getrieben. Vielfache Stimmen wurden in der Stadt gegen die Haltung der Swornost laut, so daß der Landeschef sich veranlaßt sah zu bestimmen, daß alle bewaffneten Körperschaften als Compagnien der Bürgerwehr eingereiht werden sollen. Zugleich warnte er „eindringlichst und zum letztenmal“ die Bewohner Prags vor der Theilnahme an Zusammenrottungen, gegen welche, „sobald der Aufforderung auseinanderzugehen nicht Folge geleistet wird“, die Nationalgarde und das k. k. Militair „auf das strengste“ einschreiten werde¹⁾. Auch ein Etabsbefehl der Nationalgarde machte kund und zu wissen daß, falls friedliche Maßregeln nichts wirken, von den Waffen Gebrauch gemacht werden solle. Von der Nationalgarde, den uniformirten Bürger-Corps und der Studentenschaft erschien eine Deputation vor dem Erzherzog

¹⁾ Concept, ganz von der eigenen Hand Thun's, im Präsidial-Archiv der böhm. Statthaltereie.

Karl Ferdinand, sprachen ihre Entrüstung über die vorgefallenen Ausschreitungen aus, versicherten ihn ihres besten Einverständnisses mit dem Militair und baten, es möge ein k. k. General als Ober-Commandant der Nationalgarde bestellt werden; der Name des allgemein beliebten Fürsten Joseph Lobkowitz wurde genannt.

Überhaupt kam man mehr und mehr in eine Art Kriegsbereitschaft hinein, und zwar von der einen wie von der andern Seite. Im Schoße der „Slawia“ bildete sich eine militairische Section, deren Leitung der jüngere Fric in die Hand nahm, „ein bis zum Excesse überspannter Fanatiker“, wie ihn ein Zeitgenosse charakterisirt¹⁾. Ihm schwebten Kampfszenen vor und er schien sich beizeiten um Hilfstruppen umzusehen. Er zeigte sich ab und zu bei den Arbeitern am Belvedere und ließ sich mit ihnen in Gespräche ein um ihr Vertrauen zu gewinnen; auch mit den Druckern, die ihre Herberge in der Ballengasse hatten, stand er auf bestem Fuße. Dieser Slawia entgegen bildete sich gegen die Mitte Mai ein aus studierenden und nichtstudierenden Deutschen bestehender Verein, der seine Zusammenkünfte im Gasthof „zum grünen Kreuz“ auf dem zweiten Malteser Platz der Kleinseite abhielt und von Fric und Genossen als ein Häuflein Philister und freiwilliger Angeber (filistrů a dobrowolných udawačů) verschrieen wurde. Über alle aber wachte das Auge des Landeschefs der sich, bei diesem mit jedem Tage schärfer sich zuspizenden Zwiespalt der politischen und nationalen Parteien, für alle Fälle vorsehen zu müssen glaubte. Am 12. Mai wandte er sich an das Ministerium mit der Bitte um Ermächtigung, im Falle der von ihm, Thun, erkannten Nothwendigkeit „auch ohne Einvernehmung des Appellations-Gerichtes das Standrecht gegen alle inner den Linien Prags und auf die Umgebung von zwei Stunden wegen Verbrechen des Hochverrathes, Aufruhrs, Mordes, Raubes und

¹⁾ . . . „dabei aber ein grundehrlicher Mensch, den ich einen zweiten Karl Moor en miniature nennen möchte. Das Schicksal scheint ihn geläutert zu haben“, sagt mein Gewährsmann bei; „als er mich in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre besuchte fand ich ihn sehr ernst und dabei ziemlich gelassen und ruhig; auch hörte ich später durch Prager Bekannte über ihn nur gutes“. Es dient mir zu einiger Beruhigung, über eine Persönlichkeit, die durch ihr excentrisches und fanatisches Wesen, nicht bloß im Jahre der Wirrnis ein so trauriges Andenken hinterlassen hat, doch auch ein milderndes Urtheil aus dem Munde eines Mannes anführen zu können, dessen Urtheil ich hoch halte. — Die Aussprüche anderer Zeitgenossen lauten allerdings nicht so mild: „Fric ist leider bis an sein Lebensende trotz äußerlichen Ernstes der alte überaus eitle Phantast geblieben“.

der Brandlegung betretenen Personen zu beschließen und durch besondere Kundmachung zu eröffnen.“

* * *

Die Eindrücke, welche die Ereignisse des 10. zurückgelassen, wurden bald durch das Interesse verwischt, das sich an die Verhandlungen im National-Ausschuße knüpfte. Zunächst waren es die Wahlen für das deutsche Parlament, welche die Gemüther in um so größere Aufregung versetzten, als man erfuhr daß von Wien aus, gegen alle Vorstellungen der Prager Organe, den Kreisämtern die Ausschreibung der Wahlen befohlen worden sei. In der Sitzung vom 11. brachte Brauner diese Angelegenheit zur Sprache und Rieger verlas einen Artikel der Frankfurter D. P. Zeitung, der eine drohende Erklärung des dortigen Fünfziger-Ausschusses gegen die Weigerung der Böhmen enthielt. Als er hiebei zu den Worten Schilling's kam: man müsse den Anschluß Böhmens mit der Schneide des Schwertes erzwingen, eine Drohung die auch anderwärts von deutscher Seite zu vernehmen war¹⁾, rief Rieger, unwillig über diesen Appell an die Gewalt, in die Versammlung: „Nun denn, dann werden wir mit Dreischlegel-Argumenten antworten!“ Darüber entstand unverweilt eine ungeheurere Aufregung. Während einige dem leidenschaftlichen Ausrufe Beifall zuklatschten, erhoben andere, darunter Professor Schneider, ihre warnende Stimme gegen derlei aufreizende Reden. Mitten unter diesem Tumult erhob sich der Vorsitzende, erklärte die Sitzung für aufgehoben und verließ begleitet von einer Anzahl Mitglieder den Saal, der sich bald darauf völlig leerte.

Die Sitzung des folgenden Tages eröffnete Thun mit der Mahnung an die Versammelten, daß Auftritte wie der vom gestrigen Tage vermieden werden möchten; er setze sein volles Vertrauen in ihren Charakter als Böhmen, daß sie in Zukunft darauf bedacht sein würden in den Verhandlungen Ruhe und Anstand zu wahren. In der That kam die Frankfurter Angelegenheit im Schoße des National-Comité noch öfter zur Sprache, doch jederzeit in maßvoller Weise, da auch von der andern Seite Aufreizungen im Sinne Schilling's

¹⁾ So brachte A. A. Btg. Nr. 132 v. 11. Mai S. 2102 eine „*“ Correspondenz aus Wien vom 6. worin es hieß: Der Deutsche Bund möge ein Truppen-Contingent von 10.000 Mann nach Prag schicken, um Böhmen für Österreich und den Deutschen Bund zu erhalten.

unterblieben. Es erschienen Deputationen aus dem Lande, aus Stadt und Herrschaft Leitomischl, Stadt Žebrák, Stadt und Herrschaft Benátek u. die in ruhigem Tone entweder ihren Willen erklärten daßs und warum sie nach Frankfurt nicht wählen wollten, oder anfragten wie sie sich zu verhalten hätten, worauf ihnen der Vorsitzende im Sinne der ministeriellen Erklärungen den Bescheid gab: „die Wahl sei von Sr. Majestät gestattet, aber niemand gezwungen sie vorzunehmen; der National-Ausschuß seinerseits, könne dazu nicht rathen, da er an der Ansicht festhalte, daßs die Deutschen ihre Angelegenheiten in ihrem Parlamente berathen mögen und die Böhmen die ihrigen bei sich; er hege die sichere Erwartung daßs in nächster Zeit die von ihm wiederholt erbetene ministerielle Guttheißung der Landtags-Wahlordnung herabgelangen werde, wo er dann nicht säumen wolle den böhmischen Landtag auszuschreiben“¹⁾. In diesem Sinne gingen theils von öffentlichen Blättern theils von Einzelnen auf brieflichem Wege unausgesetzte Mahnungen in alle böhmischen Gegenden hinaus, sich der Wahlen für das deutsche Parlament zu enthalten²⁾. Eine Mahnung im gegentheiligen Sinne kam dem Landes-Ausschuße nur von einer gewichtigen Seite zu, vom Grafen Friedrich Deym, der sich in einem Schreiben aus Karlsbad entschuldigte, krankheitshalber an den Beratungen des National-Ausschusses zur Zeit nicht theilnehmen zu können, aber dabei an seiner Ansicht festhielt, daßs die Nichtbescheidung des Frankfurter Parlaments seitens der Böhmen ein politischer Fehler sei. Bald darauf verbreitete sich in Prag das Gerücht, die Gutsunterthanen des Grafen seien mit Picken und Flinten vor Deym's Schloß in Lieblitz gerückt, das sie anzuzünden gedroht hätten³⁾.

Die Sitzung vom 12. Mai war bedeutsam durch das Erscheinen Paclák's der, aus Wien zurückgekehrt und mit lebhaftem Zuruf begrüßt, über den Erfolg seiner Berufung dahin Bericht erstattete. Er habe sich nach seiner Ankunft in Wien Bedenkzeit von vierundzwanzig

¹⁾ Sitzung vom 15. Mai, N. N. č. 36 vom 17.

²⁾ Vgl. „Pozor!!“ N. N. č. 34 vom 14. Mai und Rebecký's Schreiben an Kroušlý um dieselbe Zeit (Osvěta 1883 S. 209): „Do Frankfurtu neposilejte ani muk — Nach Frankfurt wählt um keinen Preis!“ Der Pawlíček'sche Artikel schloß mit der Unterweisung: jeder, an den man mit einer solchen Zumuthung herantreten würde, solle sagen, „daßs wir mit Frankfurt durchaus nichts zu thun haben wollen — že s Frankfurtem ničehož míti nechceme“.

³⁾ A. N. Ztg. S. 2135 Nr. 134 vom 13. Mai; Grenzboten II S. 310.

Stunden ausgebeten und darauf sein Programm vorgelegt: „Freiheit als oberstes Princip, aber eine solche die eine feste Regierung begründe und beschütze; alle Reste des Feudalismus müßten fallen, alle Vorrechte der Nationalitäten schwinden; für die österreichische Gesamtverfassung gebe es in der ganzen Geschichte kein Vorbild, sie sei ein Werk sui generis, doch sei die Aufgabe nicht unlösbar“. Im obersten Rathe habe man seine Ausführungen als berechtigt anerkannt, allein gezweifelt ob sie jetzt schon durchzuführen seien; er selbst habe die Wiener Stimmung nicht als eine solche gefunden die seinen Anschauungen entgegenkomme und er habe, um dem Ministerium keine Verlegenheiten zu bereiten, die Annahme eines Portefeuilles abgelehnt. „Ich habe“, sagte er zum Schluß, „eine herzliche Bitte an alle Böhmen welche so gütig sind meinen Worten einiges Gewicht beizulegen. Der Sieg unserer Sache ist nicht zweifelhaft, wenn wir ihn nicht selbst in Frage stellen. Unser Sieg ist ein moralischer. Wenn wir ihn nicht selbst aus den Händen lassen, entgeht er uns nicht; schreiten wir zur Gewalt, dann können wir über unsere Widersacher nicht als die besseren dastehen, dann ist Gefahr da! Ich bitte alle Vaterlandsfreunde mit all' ihrer Kraft dahin zu wirken daß wir bei der ruhigen Verhandlung bleiben und uns aller gewaltsamen Mittel — außer es käme zum äußersten — enthalten. Ich meine damit nicht daß wir die Hände in den Schoß legen sollen. Si vis pacem para bellum. Doch dies kann in aller Ruhe geschehen. Wenn wir dem Terrorismus mit Terrorismus entgegen-treten, so kommen wir um unsern moralischen Sieg“! ¹⁾ Unverkennbar hat Palacký dabei den Auftritt im National-Ausschuße am Tage zuvor im Auge gehabt, und es wußte ihm dafür nicht bloß der Vorsitzende Dank, sondern auch die Versammlung, aus deren Schoße vielstimmige Hochrufe — „Sláwa našemu Palackému“! — ertöntem.

* * *

Wenn Palacký hatte merken lassen er habe den Wiener Boden für seine Person und seine Ideen nicht günstig gefunden, so entsprach dies der Thatsache. An Palacký's Name knüpfte sich nur zu frisch die Erinnerung an seinen Abjagebrief nach Frankfurt; die Abjage nach Frankfurt aber galt dem Wiener für eine Losjagung von dem bundesrechtlich

¹⁾ Const. Bl. a. B. Nr. 38 vom 14.; sein am 10. dem Ministerium überreichtes Programm (in böhmischer Übersetzung) N. N. z. 34. Bgl. Černý 201—204.

bestehenden Verbände mit Deutschland; in Prag, hieß es, habe man es auf Trennung von Deutschland und Oesterreich zugleich abgesehen.

Um sich über den Grund oder Ungrund dieses beunruhigenden Argwohnes Gewißheit zu verschaffen, wurde in Wien beschloßen eine Anzahl Vertrauensmänner nach Prag abgehen zu lassen. Es waren Med. Dr. Wenzel Köck und J. Ebler von Patruban¹⁾ als Vertreter des Wiener Magistrats und Bürgerauschusses, zwei von der Nationalgarde, drei vom kaufmännischen Verein, Dr. Eberhard Jonák und vier andere aus der Schriftstellerwelt, die mit dem Nachmittagszuge am 14. Mai in Prag ankamen und sich vorerst in die Bürger-Resourse geleiten ließen, wo sie mit Auszeichnung und Herzlichkeit empfangen wurden; vor den Gasthof in welchem sie abstiegen, wurde eine Ehrenwache postirt, in der Nationalgarde Ewornost und Studenten einander ablösten. Am Nachmittag des 15. begaben sie sich zuerst auf das Altstädter Rathhaus, in dessen alterthümlichem Saale der verstärkte Bürgerauschuß und die höheren Officiere der bewaffneten Corps, der neu ernannte Nationalgarde-Ober-Commandant Fürst Lobkowitz²⁾ an der Spitze, ihrer warteten und deutsche und böhmische Ansprachen, Handschlag und Umarmung unter stürmischen Hochs auf den Kaiser, auf die Constitution, auf eine enge Verbrüderung zwischen Prag und Wien gewechselt wurden. Auf dem Platze draußen von einer vielhundertköpfigen Menge mit lautem Jubel begrüßt, traten sie den Weg auf die Kleinseite an, und ließen sich im National-Auschuße anmelden. Der Vorsitzende jandte ihnen Wurmbrand und Mathias Thun mit Palacký zur Begrüßung entgegen um sie in die Versammlung einzuladen, von der sie mit lautem Sláwa Widni! Sláwa Cisaři! empfangen wurden. Dr. Köck besüß die Rednerbühne um für die so warme Aufnahme zu danken. Er ermahnte die Adresse, welche in der an die Prager Bürger-Versammlung gipfelte, trotz der Verschiedenheit der Interessen Oesterreich und Böhmen immer fester zu verbinden, welche die Versammlung mit freudigem

1. Allgemeinen Hofkammer, wohl ein
Tribuns der Mediciner Med. Dr. Karl

2. Schöpf IV S. 11 und Nr. CCVII

Ausschusses, der davon einfach Act nahm¹⁾. Was das Widerstreben des National-Comité gegen die Vornahme der Wahlen nach Frankfurt betraf, so war sehr wohl zu bedenken, daß dies nicht aus nationaler Antipathie, sondern aus ernstern politischen Gründen geschah, wie das wiederholt und klar ausgesprochen wurde: „Böhmen soll unter dem Kaiser von Oesterreich als seinem angestammten Könige sein und bleiben und nicht vom Main her Befehle und Weisungen annehmen“. Dieses ausschlaggebende Moment wurde von deutsch-böhmischer Seite größtentheils verkannt und in den Wind geschlagen, während doch niemand darüber im Zweifel sein konnte, daß man in Frankfurt daran ging in die staatsrechtlichen Verhältnisse der altherwürdigen Monarchie bestimmend und maßgebend einzugreifen.

Die Wahlen nach Frankfurt gingen in deutsch-böhmischen Kreisen durch diese ganze Zeit ungehindert fort. Tepliz wählte den Prager Dr. Hohlfeld und Heinrich Reutter als Ersatzmann, was jedoch in die Brüche ging, da Hohlfeld ablehnte und Reutter die Wahl in Böhmisches Leipa annahm. Desgleichen wählten Eger, Tettschen, Rumburg, letzteres den Dr. Kreuzberg aus Prag, der noch in sieben anderen Bezirken gewählt wurde, aber in keinem annahm, „weil er sich durch kein Versprechen hinsichtlich dessen was in Frankfurt vorkommen könnte binden wolle“. Die Friedländer wählten ihren Landsmann Karl Czörnig, K. K. Hofrath im General-Rechnungs-Directorium, die Hohenelber den Grafen Friedrich Deym. In Budweis und Pilsen kam keine Wahl zustande. In vielen Orten, zumal in sprachlich-gemischten Gegenden oder in solchen an der Sprachengränze, hatte die Vornahme der Wahl mit den größten Hindernissen zu kämpfen, da es die Partei des National-Ausschusses nicht fehlen ließ mit allen Mitteln dagegen zu wirken; wo deffenungeachtet Wahlen stattfanden, waren es Minoritätswahlen, oft mit

dieser Anmerkung möchte ich eine gewisse Familienähnlichkeit hervorheben, welche die eingangs bezogene Stelle der A. A. Ztg. mit einer Auslassung Moriz Hartmann's in seinen „Revolutionairen Erinnerungen“ S. 153 hat, was unverkennbar auf eine und dieselbe Quelle beider Gefühlsergüsse zurückführt. Auch Hartmann hält nämlich dem „frischen jungen Leben“, dem „Frühling in allen Gemüthern“ in Wien die „düstere brütende argwohnerfüllte Bevölkerung Böhmens“ entgegen. Nun, das war wohl begreiflich, daß sich deutsche und deutschgesinnte Männer in einer vorwiegend deutschen Stadt behaglicher fühlten als in einer vorwiegend slavischen; so rosenroth, wie es Hartmann schildert, sah es übrigens um diese Zeit in Wien schon lang nicht mehr aus.

¹⁾ Schöpf III Nr. GLI S. 69 f.

einer verschwindenden Anzahl Stimmen. So erschienen im südböhmischen Orte Kaplitz statt aus 26 nur aus 20 Unterbezirken statt 100 nur 82 Wahlmänner, von denen sich 78 von der Wahl ausschloßen, so daß der Linzer Med. Dr. Wilhelm Huber und als Ersatzmann Joseph Oswald Moser aus Kaplitz eigentlich durch vier Stimmen gewählt waren ¹⁾.

In deutsch-böhmischen Kreisen pflegte man mit einer Art Schadenfreude auf die mancherlei Austritte aus dem Prager National-Ausschuß hinzuweisen und darin eine Rechtfertigung des Misstrauens zu erblicken, das sie dem Charakter und dem Gebahren dieser Körperschaft entgegenbrachten. Sehr mit Unrecht! Wenn Hartmann, Meißner, Uffo Horn dem National-Ausschuße den Rücken gefehrt hatten, so war das ihre Sache, und wenn dabei von Unduldsamkeit die Rede sein soll, so war diese nicht auf Seiten des National-Ausschusses, sondern auf ihrer eigenen, wie dies ihre späteren Schriften mehr als zur Genüge bewiesen haben. Am 8. Mai erklärte der edle Ebert seinen Austritt, „aber aus Gründen die nichts mit den Vorwürfen zu thun haben, die man dieser Versammlung von Seite meiner deutsch-böhmischen Mitbürger häufig macht“; diese möchten vielmehr bedenken, daß es sich ihren slavischen Landsleuten um nichts anderes und mehreres handle als um „Gleichberechtigung mit den Deutschen in Böhmen“, und „haben sie damit mehr verlangt als ein heiliges altbegründetes Recht? Sind sie durch dieses Verlangen in die Rechtsphäre der Deutschen getreten? Haben sie uns etwas genommen um sich zu bereichern?“ Großes Aufsehen hat der nach dem 12. erfolgte Austritt Borrosch gemacht, weil Borrosch bisher an allen Schritten des National-Ausschusses sich hervorragend betheiligte hatte, während er jetzt den Gefränkten, den aufs tiefste Beleidigten spielte, den man, da er „als treuer Vaterlandsfreund

¹⁾ A. A. Btg. S. 2372 f. Nr. 149 vom 28. Mai, „Aus Deutsch-Böhmen 23.“: „Die Wahlen hatten mit den außerordentlichsten Schwierigkeiten, mit der Zweideutigkeit der Regierung, mit dem Terrorismus der Cechen und mit der Verrätherei im eigenen deutschen Lager zu kämpfen. Das ganze Land stand auf, sie zu desavouiren; die Pfaffen auf ihren Kanzeln und die tschischen Journalisten in ihrem Premier Prague schrien Hochverrath! Hochverrath! Ja das Messer der Fanatiker war auf die Deputirten gezückt, und ihre Namen mußten bis zu ihrer Abreise in Prag ein Geheimnis bleiben“. S. auch ebenda S. 2427 f. Beil. Nr. 152 vom 31. Mai „Bericht eines Augenzeugen aus Südböhmen über eine Deputirtenwahl zur deutschen National-Versammlung“ (auch abgedruckt in der Wr. „Constitution“ S. 753 f. Nr. 59 vom 2. Juni mit dem Datum Linz 27. Mai); Schopf V Nr. CCXXXII S. 45—48

das Schwert des Wortes im heiligen Dienste der constitutionellen Freiheit, nicht bloß unserer deutschen Mitbrüder in Böhmen, zu gebrauchen“ sich verpflichtet gefühlt, durch unparlamentarische Vergewaltung, durch Gepolter und Scharren mit den Füßen daran gehindert habe. Dieses Benehmen war gewiß nicht zu billigen; allein nicht darum war es geschehen weil man ihn als Vertheidiger der deutschen Sache nicht zu Wort kommen lassen wollte, sondern weil er ein Pedant von unausstehlicher Rechthaberei war, der in der Sitzung am 12. in einer und derselben Angelegenheit bereits sechsmal das Wort ergriffen und dadurch die Ungeduld der Versammlung aufs höchste gesteigert hatte, so daß, als er zum siebentemal sprechen wollte, der Vorsitzende dem Unwillen der Mehrheit nachgebend ohne ihn zu hören zur Abstimmung schreiten ließ. Übrigens hat Borrošich seinen Schritt nicht mit leichtem Herzen gethan und immer gewartet daß man ihn wieder einlade; seinerseits sah der National-Ausschuß ein trotz mancher minder angenehmen Eigenheiten doch so werthvolles Mitglied ungern aus seiner Mitte scheiden, glaubte sich aber „aus parlamentarischen Rücksichten“ außer Stande ihn zurückzurufen¹⁾.

Der gewiegte Ebert, der sich mit Bewußtsein und Absicht als Deutscher von Geburt und Erziehung auf den Standpunkt seiner slavischen Landsleute stellte, sagte in seiner angeführten Erklärung u. a.: „Mögen die Deutschen in Böhmen durchaus nicht von dem durch die Constitution ausgesprochenen Grundsätze der Gleichberechtigung der Nationalitäten weichen; aber vergessen müssen sie zum Theil was gewesen ist. Das böhmische Nationalelement kann nicht mehr unterdrückt sein, wie es ehemals der Fall war; es darf nicht mehr ein secundäres Leben haben, denn der Ausspruch der Gleichberechtigung ist da, und ist gerecht“. Man wäre daher, sagt er weiter, ungerecht gegen die Slaven in Böhmen, wenn man ihnen bei der Lösung staatsrechtlicher Fragen bloß slavisch-nationale, oder panslavistische, oder gar separatistische Beweggründe zumuthen wollte. „Weder der Deutsche noch der Slave in Böhmen darf herrschen wollen, darf sich besser dünken als der andere, bis er sich dereinst im geistigen Kampfe erprobt hat“.

Ebert war, wie wir vernommen haben, aus dem National-Comité aus Ursachen geschieden die mit der nationalen Frage nichts zu thun

¹⁾ C. Bl. a. B. Nr. 38 vom 14. und Nr. 45 vom 23. Mai.

hatten; er wäre folglich, wenn es jene Ursachen nicht gegeben hätte, geblieben. Letzteres geschah thatsächlich seitens jener deutsch-böhmischen Mitglieder des National-Comité — Bolzano, Schneider, Apotheker Dittrich, Gabler, Hauschild, Handelsmann Keinzelberger, Kliebert¹⁾ u. a. —, die wie Ebert dachten, ihren bis dahin zurückgesetzten slavischen Landsleuten aus voller Überzeugung gerecht werden wollten und nicht gleich den Chauvinisten unter ihren Stammesgenossen, wie diesen Palacký mit Recht vorwarf, wo sie nicht die Herren spielen könnten, über Unterdrückung schrien. Ja, wenn alle, wenn nur recht viele Deutschen so gedacht, so besonnen geurtheilt hätten, wie der geistig-vornehme Dichter der „Wlasta“, dann würden sich die Dinge in Böhmen wohl anders entwickelt haben, als es leider jetzt schon zu werden drohte²⁾.

Statt dessen hieß es ganz nach dem Goethe'schen Distichon: Dafs wir, die wir Vertreter aller deutschen Stämme uns in Frankfurt zu einem gemeinsamen Parlament einfinden, das „freilich versteht sich von selbst“; aber dafs Vertreter aller slavischen Stämme Oesterreichs in Prag das gleiche thun wollen, „welch unerlaubtes Beginnen!“ Im Fünfziger-Ausschusse fand man nicht Worte genug der Entrüstung. Glaz aus Landau wies das Manifest des Slaven-Congresses „mit Indignation“ zurück; es sei damit „der deutschen Einheit förmlich der Fehdehandschuh hingeworfen“; er wollte Truppen gegen Böhmen geschickt und zu diesem Zwecke die Bildung einer deutschen Executiv-Gewalt beschleunigt haben. Der Schulamts-Candidat Julius Ostendorf aus Soest erläuterte den Satz: „Die Slaven wollen ein slavisches Reich an die Stelle von Oesterreich setzen“, und der Wiener Publicist Adolf Wiesner verlangte die Erklärung: Deutschland werde „nie und nimmermehr zugeben dafs man einen Fußbreit Erde davon reiße“. In Böhmen selbst war die Freude, die man in deutschen Kreisen auf die erste Nachricht der Berufung Leo Thun's als ihres Landsmannes und Stammesgenossen empfunden hatte, schon seit dem Auftritte in Wien mit den Vertretern des Con-

¹⁾ Über Kliebert s. Fried III 32. — Demnach mag man beurtheilen, was an der Behauptung Hartmann's S. 137 ist, wenn er von einer „deutschen un-eindischen Minorität“ spricht: „wir hatten, Ebert mitgezählt, drei Stimmen“.

²⁾ Ebert's Aufsatz „Wohlgemeinte Worte zur Lösung der Mißverständnisse zwischen den Deutschen und Slaven in Böhmen“, Bohemia Nr. 79—82 vom 18. 19. 21. 23. Mai, ist noch heute lesenswerth und verdiente eine Wiederausgabe, deren Lösung gewiß nicht ohne heilsamen Eindruck bei solchen, die den innern Frieden ernstlich wollen, bleiben würde.

stitutionellen Vereines bedeutend abgekühlt, und sie schwand immer mehr, ja sie wandelte sich in das Gegentheil um, als man wahrnahm, daß er durchaus nicht gesonnen sei ihren einseitigen Parteistrebnißen zu dienen, daß er die Frankfurter Wahlen nicht befehlen wolle und daß er dem beabsichtigten Slaven = Congresse keine Hindernisse in den Weg legte. Weil er bei seinem tiefen Rechtsinne, bei seinem aufrichtigen Bestreben nach keiner Seite ungerecht zu sein, nicht parteiisch für die Deutschen sein wollte, hieß es bei diesen, er sei parteiisch für die Böhmen. „Die Deutschen sollen gegen Euer Excellenz sehr aufgebracht sein“, hatte ihm Komers aus Tetschen schon am 7. Mai geschrieben.

Wie die deutschen Männer dorten am Rhein, so stellten sich im Herzen des Magyarenlandes die ungarischen Minister der einberufenen Slaven = Versammlung mit entschiedener Feindseligkeit entgegen; aus sehr begreiflichen Gründen, da sie von einer solchen nur Verurtheilung und Verwerfung ihres gewaltthätigen Verfahrens gegen ihre nicht-magyarischen Landesgenossen zu gewärtigen hatten! Es sei zu befürchten schrieb der Minister = Präsident Graf Louis Batthyány an den ungarischen Minister am kaiserlichen Hofe Fürsten Paul Esterházy, daß dadurch den in einigen Gegenden des Landes sich zeigenden panslavistischen Aufreizungen nur Vorschub werde geleistet werden; es wäre deshalb dahin zu streben, daß die Slaven = Versammlung „so viel als möglich ihres panslavistischen Charakters entkleidet, nur als Provinzial = Versammlung der tschechischen Nation vor sich gehen“ möge, und wäre namentlich dahin zu arbeiten, daß die Galizianer sich nicht einstellen, was sich erzielen ließe, wenn das österreichische Ministerium ihre billigen Wünsche erfüllen würde¹⁾.

Von Seite des vorbereitenden Comité für den Slaven = Congreß wurde selbstverständlich in entgegengesetztem Sinne gewirkt und Karl Hawlicek ausgesandt um für einen zahlreichen Besuch aus Galizien zu werben; um das Erscheinen aus den südslavischen Gebieten brauchte man bei der ausgesprochenen Sympathie des Banus keine Sorge zu haben. Hawlicek fand sich um die Mitte Mai in Krakau ein, wo ihn die geschmeidigen Polen bald derart in ihre Netze zu ziehen wußten, daß er nach Prag von dem möglichen Auseinanderfallen Österreichs schrieb; wir Böhmen, meinte er, würden das nicht hindern

¹⁾ Schopf V Nr. CCXXXVI S. 57 f.

können, deshalb handle es sich Freunde zu gewinnen; vor Zellačić möge man sich in Acht nehmen, da er ein Werkzeug der Reaction zu sein scheine u. dgl. m.¹⁾.

4.

Wiener Sturm-Petition und Barricaden — Rückschlag und Gegenströmung in Prag.

Graf Leo Thun hatte sich von seinem ersten Auftreten im National-Comité das Vertrauen aller erworben, denen es ernstlich um gesetzliche Ordnung, um das Ansehen und die Kraft der rechtmäßigen Gewalten zu thun war. Er leitete die Verhandlungen mit Ruhe und Verständnis; er wußte in das Gewirre der Meinungen Klarheit, in leidenschaftliche Aufregung Besonnenheit zu bringen; er zeigte sich entgegenkommend für vorgebrachte Wünsche und Beschwerden, hielt aber strengstens darauf daß überall der gesetzliche Boden nicht verlassen und dem Kaiser gegeben werde was des Kaisers war. Er beschied mit einsichtsvollem Wohlwollen die aus allen Gegenden des Landes erscheinenden Deputationen und ließ ihnen, wenn sie sichs erbaten, seine Antwort schriftlich ertheilen, wo er gelegentlich die Beihilfe Rieger's in Anspruch nahm, der sich über ihn, in später Erinnerung an eine lang vergangene Zeit, mit diesen Worten äußert: „Thun wußte durch Charakterstärke, sittlichen Ernst, Reife des Urtheils, Gerechtigkeitsinn und Unparteilichkeit sehr bald allgemeine Achtung zu gewinnen und übte auf den Gang der Verhandlungen und auf die Beschlüsse des Ausschusses entschiedenen Einfluß. Er suchte Anlässe zu Conflicten zwischen den nationalen Parteien möglichst fern zu halten, unter sorgfältiger Wahrung der nationalen Gleichberechtigung sowie des österreichischen Staatsgedankens und gemeinsamen Interesses“²⁾.

Auf außenstehende Beobachter machte Thun's Haltung den günstigsten Eindruck. An Gräfin Tuzá schrieb deren ehemalige Erziehlerin, eine feine und kluge Frau: „Er wird gewiß durchdringen, der Libwerder Erbsensack flößt mir Vertrauen ein“. Und nun erinnert sie die Gräfin an die Geschichte aus Leo's Knabenzeit, wie er sich damals

¹⁾ Fried III 59 f.

²⁾ Schreiben an mich vom 14. März 1893 in freundlicher Beantwortung mehrerer an ihn gerichteten Anfragen.

abgemüht und nicht abgelassen, bis er den für ihn schweren Erbsenack richtig von der Erde auf die Bank gebracht hatte; „aber das Blut lief ihm von beiden Händen herunter! ¹⁾ Blut soll“, so fuhr die Schreiberin fort, „so Gott will, nicht fließen; ich will nur damit sagen, wenn man bei einem höchstens eilfjährigen Knaben solch eine Ausdauer findet, was läßt sich von dem Mann erwarten, wenn es gilt, sein geliebtes Vaterland vor Anarchie zu retten!“ Ähnlich urtheilte ein Ausländer, nachdem er einer Sitzung des National-Comité beigewohnt hatte: „Ich dachte mir dabei, das ist der Mann an dem sich gewisse Leute die Zähne ausbeißen werden“. Anders sprachen selbstverständlich die Leute der Bewegung, weil sie durch Thun's ruhige Festigkeit, die sie Schroffheit nannten, ihre Pläne gekreuzt sahen. Ein Blatt, das ihn als „Tyrannen“ hinstellen wollte, meinte zum Schluß: „Es ist zweifelhaft ob er selbst in seiner Kindheit jemals gelacht hat!“

Wie sehr verkannten ihn solche Leute! Thun war ernst und streng in seinem Amt und Geschäft, aber er war nicht schroff, außer wo es einer an ihn herantretenden ungehörigen oder gar gesetzwidrigen Zumuthung galt. Die Kraft und Entschiedenheit seines Charakters ging bei ihm Hand in Hand mit einer seltenen Geduld und rücksichtsvollen Zartheit für Andere, über deren gegentheilige Meinungen er mit zurückhaltender Nachsicht urtheilte; Personen, deren Standpunkt dem seinigen entgegengesetzt war, wußten es zu rühmen daß man mit ihm so gut und leicht sprechen könne. Und noch mehr! Der hohe Ernst seines ganzen Wesens, sein unermüdlicher Arbeitsdrang raubten ihm nicht die schöne, fast kindliche Freude an der Natur, die Empfänglichkeit für edlen Kunstgenuß, besonders Musik, die Theilnahme an Spielen und Vergnügungen der Jugend, deren Herzen er sich überall gewann.

Für derlei Erquickung und Zerstreuung gebrach es ihm allerdings in seiner jetzigen Stellung selbst an physischer Zeit: vormittags Gubernial-Sitzung, nachmittags Sitzung des National-Comité, dazwischen in aller Eile eine leibliche Stärkung; dann Einzelgeschäfte aller Art, Entgegennahme von Depeschen und Berichten, Audienzen und Empfang von Deputationen, was ihn an sein Bureau, an seinen Arbeitstisch, wie den Galeerensclaven an die Ruderbank, vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend fesselte. Als Regierungsmann und Beamter von jeher

¹⁾ Op. 36. 1891 S. 132.

gewohnt sich mit dem „quod est in actis“ nicht zu begnügen, unterließ er es nicht sich persönlich von dem zu überzeugen, was außerhalb seines geschäftsmännischen Berufes wichtigeres vorbereitet oder geplant wurde und erschien auf an ihn gerichtete Einladung, so weit es seine Zeit zuließ und seine Stellung erlaubte, selbst in kleineren Kreisen wo man die öffentliche Lage besprach und berieth. An Spaziergänge mit seiner Gemahlin, an Besuche in ihrer Gesellschaft, wie er dies in Lemberg gethan, konnte er jetzt kaum denken; höchstens daß die Gatten an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienst in der nahen Miklasikirche gemeinsam beiwohnten. Die Besuche mußte die Gräfin allein machen, wobei alte freundschaftliche Bande wieder angeknüpft wurden: mit verschiedenen Mitgliedern der Familien Thun, mit der Gräfin Christine Schönborn¹⁾, der Gräfin Therese Sternberg, Gemahlin des Grafen Zdenko auf Sternberg und Radnitz zc. Zu diesen Bekanntschaften zählten auch Graf und Gräfin Karl Wallmoden und vor allen die Fürstin Eleonore Windisch-Grätz, geborne Schwarzenberg, die Jugendfreundin der Gräfin Selina, eine edle und bedeutende Frau, welche der jungen Gräfin eine wie mütterliche Liebe und Güte bezeugte. Der Fürst selbst, Landes-Commandirender in Böhmen, war noch nicht in Prag; er hatte sich, nachdem er die Enthebung von seiner vorübergehenden Mission in Wien erbeten und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken erhalten hatte²⁾, auf seine Herrschaft Vesko (Viesko) bei Tyrnau zurückgezogen und war im Begriff seinen Prager Posten wieder anzutreten.

Gräfin Thun mußte für alles sorgen was den neuen Hausstand und gesellige Verpflichtungen betraf, sei es Diners, sei es Abendzirkel, wo die in Prag weilende Gesellschaft bei ihnen empfangen wurde. Derjelben gehörten damals der durch seinen wohlwollenden Charakter und sein heiteres Wesen beliebte Erzherzog Karl Ferdinand, der geistreiche Baron Ferdinand Langenau, k. k. Obrist-Lieutenant, ein guter Freund der Familie Clam, u. a. an. Mit ihren abwesenden Angehörigen, besonders mit ihrer in Wien zurückgebliebenen Mutter, stand Gräfin Thun in lebhaftem rieslichen Verkehr. Auch Lord Clauwilliam, ihr Onkel von mütterlicher Seite³⁾, ließ zeitweise von sich

¹⁾ D. Zb. 1892 S. 134.

²⁾ S. meine „Geschichte Oesterreichs“ zc. I. 71 f.

³⁾ D. Zb. 1891 S. 164, 1893 S. 146.

hören, da ihn ja seine Familienbeziehungen an Wien knüpften. Jetzt konnte er wenig Freude an der Vaterstadt seiner Schwester haben; über die schmachvollen Scenen im Frühjahr, namentlich die Infultirung des Grafen Ficquelmont und dessen Familie schrieb er ihr empörte Briefe; dem alten Freunde Oesterreichs war es unverständlich, daß solche Verletzungen des Hausrechtes nicht wenigstens von Einzelnen energisch zurückgewiesen wurden und daß die anständigen Leute sich so zu sagen mit Füßen treten ließen.

Große Freude bereitete es der Familie Thun als ihnen Heinrich Clam mittheilen konnte daß er demnächst aus Galizien einzutreffen gedenke. Er hatte die Absicht als Landstand im böhmischen Landtag zu erscheinen und für diesen Zweck einen sechswochentlichen Urlaub erhalten, den ihm Stadion zu verlängern versprach, wenn des jungen Grafen Verweilen in Böhmen es verlangen sollte. Wie einige Wochen früher Leo Thun, schied jetzt dessen jüngerer Schwager nicht ohne Bedauern aus Stadion's Nähe, und dies um so mehr als gerade jetzt mehrere große Organisationsarbeiten im Zug waren, „wo es“, wie Graf Heinrich seiner Mutter schrieb, „sehr interessant ist in der Nähe zuzusehen und zum Theil mitzuarbeiten“. Kurz zuvor hatte die Einberufung der Urlauber stattgefunden, wo sich geradezu rührende Züge von Anhänglichkeit und Unterthanentreue beim galizischen Landvolk beobachten ließen. So kam ein Bauer zum Kreishauptmann und sagte ihm: „Herr Starosta, wenn der Kaiser mich sehr dringend braucht so will ich gleich einrücken. Aber ich habe Weib und Kinder und habe eine Mühle gekauft und bin mit dem Handel noch nicht in Ordnung. Wenn es also nicht gar dringend ist, so erlauben Sie mir noch einmal nach Hause zu gehen; in drei Tagen werde ich wieder hier sein und gern zum Regiment einrücken“. Am 15. Mai sollten in Galizien die näheren Bestimmungen über die Aufhebung der Robot und die zu leistende Entschädigung ins Leben treten, und gleichzeitig mit der Recrutirung begonnen werden, was die Männer des Umsturzes für eine neue Aufreizung der Massen ausnützen wollten; freilich bei der unantastbaren Kaisertreue des Landvolkes ein ganz vergebliches Bemühen! „Während sie in anderen Provinzen Raufenmusiken machen“, sagte Stadion zu seinem jugendlichen Mitarbeiter, „und über diesen oder jenen Paragraph der Constitution disputiren, wollen wir das Land organisiren, damit der Reichstag hier allein fertige Arbeit finde“. Um die Austheilung

amtlicher Geschäfte und Vorkehrungen unter die Orts- Gau- und Bezirks-Gemeinden und die einzurichtenden landesfürstlichen Instanzen durchzuführen, hatte Graf Clam eine detaillirte Zusammenstellung aller nach den bisherigen Gesetzen den Kreisämtern zustehenden Amtshandlungen anzufertigen. All das mußte ebenso rasch als genau geschehen; denn leicht war der Dienst unter Franz Stadion eben nicht; aber was ließ sich dabei lernen! „Er ist wirklich großartig“, versicherte Graf Heinrich voll Bewunderung seiner Mutter. Er gedachte am 21. Mai von Lemberg abzureisen, um am 24. in Prag einzutreffen, wo er mit Schwester und Schwager wieder beisammen sein sollte, freilich unter anderen Umständen und in anderer Stimmung als damals dort.

Denn die Zeit war eine ernste, die eine unbefangene Geselligkeit nicht aufkommen ließ. Jeder Tag brachte von dieser oder jener Seite eine Aufregung unangenehmer oder selbst bedrohlicher Art, wenn nicht etwa eine Nachricht von der italienischen Armee, wie der ruhmvolle Tag von Santa Lucia, 6. Mai, gleich einem freudigen Hoffnungsstrahl das umdüsternde Gewölke durchbrach. Die schlimmste Botschaft kam diesmal wieder aus der Reichshauptstadt. Als am 15. Mai die Wiener Deputirten mit dem Prager National-Ausschuße die freundlichsten Begrüßungen austauschten und als Friedensboten für die Stimmung und Haltung der Stadt aus der sie gesandt waren ihr Wort einlegten, da hatten sie wohl keine Ahnung, daß dort an eben diesem Tage, vielleicht zur selben Stunde, das häßliche Schauspiel einer Sturm-Petition aufgeführt wurde, die den gütigsten der Monarchen in seinem eigenen Hause bedrohte und dem kraftlosen Ministerium die Rücknahme der Charte vom 25. April und die Einberufung eines einkammerigen Reichstages, der die künftige Verfassung zu bestimmen habe, abnöthigte.

Der 16. Mai, ein Dienstag, gehörte dem heiligen Johann von Nepomuk, einer der größten Feiertage im Lande Böhmen, vor allem in der Hauptstadt, wo sich Volk aus allen Gegenden des Königreiches zusammenfindet, um zum silbernen Grabmale in der Schloßkirche und zur Statue auf der steinernen Brücke zu wallfahrten, aber auch um sich überhaupt Prag wieder einmal anzusehen, um dortige Angehörige zu besuchen, viele nebenbei um diese und jene Angelegenheit zu besorgen, ein lebhaftes Gewimmel und Getümmel, das der ganzen Stadt das Aussehen eines Jahrmarktes gibt und diesmal durch die vielfachen Maskeraden der Zeit sich noch bunter gestaltete. Doch selbst an diesem

so festlichen Tage blieb die Politik nicht aus dem Spiele, in die sich unbestimmte Nachrichten aus Wien beunruhigend mischten. Am Vormittag wohnten die Wiener Gäste einer Besprechung der IX. und X. Section des National-Ausschusses bei und erschienen abends im Constitutionellen Vereine, ohne in beiden Fällen, da sie für grundsätzliche Verhandlungen kein Mandat hatten, anderes thun zu können als von den ihnen gewordenen Aufklärungen über das Verhältnis Böhmens zu Mähren, über den Slaven-Congreß, über die Wahlen nach Frankfurt u. a. Act zu nehmen¹⁾.

Indessen mehrten sich die Wahrzeichen, daß in Wien etwas beunruhigendes vorgefallen war. Nachmittags und noch mehr am Tage darauf trafen im Prager Bahnhofe Familien ein, denen die zunehmende Unsicherheit den Aufenthalt in Wien verleidet hatte; darunter die Gräfin Selina Clam mit ihren beiden jüngern Kindern Marie und Richard, zur Herzensfreude des Thun'schen Ehepaars, aber auch zu ihrer großen Bestürzung über den Anlaß der diese unvermuthete Ankunft herbeigeführt hatte.

In Prag rief die Hiobspost allgemeine Entrüstung hervor, die sich durch eine von Pillerödorff an Thun einlangende telegraphische Depesche „daß die Stadt wieder ruhig sei und die Nationalgarde Ruhe und Ordnung aufrecht erhalte“²⁾, nicht beschwichtigen ließ. Den Wiener Abgeordneten machte man kein Hehl daraus. „Der Kaiser“, sagte man ihnen, „ist in Wien nicht sicher, wenn ihm mit Bajonneten Zugeständnisse abgezwungen werden. Ist aber der Kaiser in Wien nicht sicher, so muß der König von Böhmen in Prag Sicherheit finden und die Böhmen werden sich um die geheiligte Person ihres Königs schaaren. Aber auch ein Reichstag in Wien ist eine Unmöglichkeit, weil die Ereignisse am 15. der Besorgnis Raum geben, daß man abermals mit Bajonneten entweder vom Reichstage Geseze erzwingen oder ihn mit Waffengewalt auseinander treiben könnte. Der Reichstag ist selbst im Principe schwer durchzusetzen, da das Königreich Böhmen nicht gewillt ist, sich vom

¹⁾ Besonders interessant waren die Erörterungen in den Sectionen des National-Ausschusses; es würde leider zu weit führen, wenn ich die betreffende Stelle aus dem ausführlichen Berichte der Wiener Deputation hier einschalten wollte.

²⁾ Kundmachung des Landes-Präsidiums vom 17. Schopf III Nr. CLXXX S. 101.

Erzherzogthum Oesterreich, wohl gar von der Stadt Wien ins Schlepptau nehmen oder sich von der Wiener Aula regieren zu lassen“¹⁾).

Am 17. waren die Wiener Gäste zu einem glänzenden Festmal geladen; so sehr sie sich bemühten die Besorgnisse ihrer freundlichen Gastgeber zu zerstreuen, war die Stimmung eine nichts weniger als heitere. Sie schlug vollends in das Gegentheil um, als Baron Sommaruga d. J., Sohn des Ministers, in der Uniform eines Wiener Nationalgardisten in den Saal trat und auf die Frage was er bringe mit dem Ausrufe begann: „Die Wiener Nationalgarde hat mit Ausnahme des Kärntner und des Wimmer-Viertels Hochverrath an dem Kaiser begangen!“ und in leidenschaftlicher Erregtheit seine weitere Schilderung mit den Worten schloß: „Die Monarchie hat den Todesstoß erhalten, der Kaiser ist in Wien nicht mehr sicher!“ Die Wiener Deputirten legten Verwahrung gegen solch ungemessene Vorwürfe ein; die Prager suchten eine Verständigung zwischen beiden Parteien herbeizuführen, worauf Sommaruga seine schärfsten Ausdrücke zurücknahm und seinen Ton etwas milderte; allein obwohl zum Schluß neuerliche Versicherungen von gegenseitiger Freundschaft und Achtung gewechselt wurden, blieb der erste Eindruck des aufregenden Zwischenfalles haften, sowohl in Prag als bei den Wiener Abgesandten die nun ihre Heimreise antraten.

Die Folge dieser anhaltenden Erregung war in Prag eine zweifache, und zwar zunächst eine wohlthätige. Denn die Vorstellung von den abscheulichen Vorgängen in Wien regte vielseitig den Gedanken an, ob man nicht daran gehen solle im eigenen Hause den innern Frieden herzustellen, eine Annäherung und gegenseitige Verständigung der beiden Nationalitäten herbeizuführen. Vorerst wurde eine gegenseitige Besichtigung des deutschen Constitutionellen Vereins und der böhmischen Bürger-Resource in Aussicht genommen. Dann aber kehrte sich der gemeinsame Unwille und Groll gegen Wien. Abermals wie nach dem Gewaltauftritte gegen den Grafen Ficquelmont, nur diesmal stärker

¹⁾ Es war ebenso bezeichnend als auffallend, daß auswärtige Blätter schon von diesem Tage Correspondenzen brachten wie der „Bothe f. Tirol und Vorarlberg“ Nr. 56 vom 23. S. 274: „Prag den 16. Mai. Das Prager National-Comité hat sich zur provisorischen Regierung constituirt und von den Wiener Beschlüssen unabhängig erklärt. Der Grund davon war daß man den Kaiser in Wien für unfrei und so gut als gefangen hielt.“

und anhaltender, wurde der Zweifel rege und fand in der Frage Ausdruck: wer denn im Grunde von Wien aus das Reich regiere? ob man es sich gefallen lassen könne von den Willküracten eines von ungebildeten Arbeitern unterstützten Studententhums abhängig zu sein? ob es nicht vielmehr unter solchen Umständen gerathen sei, Wien den Gehorsam aufzukündigen und in Böhmen, so lang nicht im Mittelpunkt des Reiches die gesetzliche Macht zu ihrem Rechte gelangt sein würde, für Leitung der heimischen Angelegenheiten in unmittelbarer Abhängigkeit vom Landesfürsten Vorsorge zu treffen?

Ervägungen solcher Art waren es ohne Zweifel, die den Hauptgegenstand einer Zusammenkunft bildeten, welche an einem dieser Tage in der Wohnung des Ritters von Neuberg stattfand und zu welcher auch der Landeschef gebeten war. Über den Verlauf dieser Besprechung könnten uns nur die Neuberg'schen Aufzeichnungen belehren, denen ich bis zur Stunde erfolglos nachgespürt habe; in der Öffentlichkeit hat darüber, so weit meine Kenntniss reicht, nichts verlautet. Aus Thun's eigenen Mittheilungen ist mir blos bekannt geworden — und es dürfte eben dies der Höhepunkt der bei Neuberg gepflogenen Berathung gewesen sein — daß, als *Hawlicek* unbesonnen mit der Behauptung herausfuhr: es gebe keine Regierung mehr, der Landeschef ihn mit den Worten niederschlug: „Ich bin der Träger und Vertreter der Regierung in Böhmen!“

Das Wort machte in den Kreisen der Nationalen schnell die Runde und fand dort keinen freundlichen Widerhall. Denn das war ja, wie es allerdings in einer solchen Zeit nicht anders sein konnte, das eigenthümliche von Thun's Stellung, daß er von den Heißspornen beider einander entgegengesetzten Parteien mit gleicher Erbitterung angegriffen wurde. Die exaltirten böhmischen Parteimänner, die seine Ernennung mit Jubel empfangen, weil sie gehofft hatten, ihn mehr oder minder in ihr Schlepptau nehmen zu können, gewahrten mit Verdruß daß er keineswegs der Mann darnach sei — „*Mojlili jsmo se, Wir haben uns (in ihm) getäuscht*“, schrieb *Wacelaw Hanfka*, sein ehemaliger Lehrer im Böhmischen¹⁾, unter Thun's Portrait —; während die Extremen auf deutscher Seite ihn als einen solchen hinstellten, der ganz nach den Geboten der böhmischen Partei handle. Außerhalb Prag,

¹⁾ D. 36. 1891 S. 150, 155, 175.

besonders in Wien und im deutsch-böhmischen Norden, wo man sein Wirken nicht unmittelbar vor Augen hatte, erblickte man in ihm einen Ultra-Cechen, oder man sah ihn gar im Dienste der Reaction, der Wiener Camarilla, welche gegen die deutschen freiheitlichen Strebungen aus Böhmen eine Art Vendée machen und Oesterreich in ein slavisches Kaiserthum umwandeln wolle. Daher, hieß es in solchen Kreisen, „diese Bastardwirthschaft deutschen Herkommens und slavischer Tendenzen“ in Wien, daher das fortwährende Drängen der „Cechen“ der Kaiser solle seine Residenz in Prag aufschlagen und hieher den Schwerpunkt der Regierung verlegen. Diesen unheilvollen Planen gegenüber gebe es nur ein Mittel: nicht zum Sitz des kaiserlichen Hofes, sondern zum Sitz des deutschen Parlamentes mache man Prag; mit Ausnahme einiger Ultras werde die Masse der slavischen Bevölkerung sich durch diesen großartigen Act des Vertrauens gehoben fühlen und die überwältigenden Vortheile wahrnehmen die ihr den Anschluß an Deutschland brächte¹⁾.

* * *

Am 18. Mai fand die Neuwahl des Bürgermeisters und der vierundzwanzig Stadtverordneten statt. Zum Bürgermeister wurde mit 75 von 119 Stimmen der bisherige zweite Vice-Bürgermeister und Vorstand des Prager Criminal-Gerichtes Thomas Pstroß gewählt; er nahm, mit der Motivirung daß ihm die Beliebtheit und Volksthümlichkeit seines Vorgängers mangle, die Wahl nur provisorisch an. Pstroß war in der That ein Widerspiel des gediegenen und maßvollen Strobach: er war, wie man zu sagen pflegt, mit allen Salben geschmiert und dabei eine heftige Natur, die ihm sowohl unter seinem Amtspersonale als bei dem Publicum keine Freunde verschaffen konnte. Unter den Stadtverordneten waren Borroß, Dr. Helming, des jetzigen Landeschefs Jugendfreund²⁾, der Apotheker Karl v. Kelly³⁾, der Ziegeleibesitzer Franz Ellenberger, der Braumeister Adalbert Wischin, Graf Franz Thun Sohn, die Jur. DDr. Pinkas, Johann Roskofschny und Joseph Hofmeister, Johann Slavik, Med. Dr. Karl Lumbe, Steinmez und Braumeister Joseph Ranner, Kais. Rath Vincenz Falk u. a.

¹⁾ A. A. Btg. Nr. 140 vom 19. Mai S. 2233 f. Correspondenz aus Wien vom 14.

²⁾ D. Zb. 1891 S. 140, 150—152 et passim.

³⁾ Ebenda S. 178, 194, 1892 S. 119.

Der Tag verging in den verschiedensten Anregungen und Aufregungen. Vom Gubernial-Präsidium erließ eine Kundmachung mit welcher für den böhmischen Landtag, der am 7. Juni zusammentreten sollte, die Wahlen ausgeschrieben wurden¹⁾. Dazu waren ohne Aufschub die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Man berief ein Central-Wahl-Comité, das unter Brauner's Leitung in der Bürger-Resource seinen Sitz aufschlug; es gehörten ihm an: Rieger, Trojan, Prokop Richter, Johann Wyškočil, die Jur. Doctoren Johann Liebert und Wenzel Čerwinka, Med. Dr. Joseph Podlipský, Wenzel Paul Kleinert, Johann L. Lambl, der Belletrist Johann Cajetan Týl, P. Štulc. Das Comité erließ einen Wahlausruf mit der Einladung an alle die sich um ein Mandat bewerben wollten, sich mit den erforderlichen persönlichen Angaben, worunter die ihres politischen Glaubensbekenntnisses gewünscht wurde, im Bureau einschreiben zu lassen. Ein weiterer Schritt war die Abfassung einer Wahlordnung, deren allgemeine Grundsätze zwar vom Ministerium genehmigt waren, deren nähere Ausführung aber vielseitig erwogen werden mußte. Einen Punkt der Erwägung, worüber auch vor der Öffentlichkeit zwischen Brauner, Professor Haimerl, Dr. Gabler u. a. verhandelt wurde, bildete die Frage, ob k. k. Beamten das passive Wahlrecht zugestanden werden sollte; das Wahl-Comité verneinte diese Frage, die Beamten wehrten sich dagegen und beschloßen Berufung an das Ministerium und an den Kaiser²⁾.

Mit dem Nachmittagszug kam Šafařík aus Wien zurück, nachdem er daselbst an den Arbeiten für die Neugestaltung des Studienwesens erfolgreich theilgenommen; das Anerbieten Pillersdorff's als Ministerialrath für das Unterrichtsfach einzutreten hatte er ausgeschlagen, er war zufrieden die von ihm seit Spir's Tode angestrebte Stelle als Universitäts-Bibliothekar in Prag erlangt zu haben³⁾. Minder erfreulich war es für den ruhiger denkenden Theil der Bevölkerung das derselbe Zug eine weitere Partie von Polen brachte, deren man schon mehr als genug für die Ruhe der Stadt zu haben meinte. Aus edlerem Guße als viele seiner ruhelosen Landsleute war Fürst Georg Lubomirski,

¹⁾ Š o p f IV Nr. CLXXX S. 40 f.

²⁾ Ebenda Nr. CLXXXVIII S. 48 — Nr. CCH S. 59.

³⁾ Š i r e e l Šafařík S. 42 vgl. D. Jb. 1893 S. 102 f. Die Allerh. Entschließung datirte vom 25. April.

in Prag, wie wir uns erinnern¹⁾ seit Jahren bekannt, ein Busenfreund des P. Wenzel Štulc, beide schwärmerisch angelegte, etwas überschwängliche und übersießende Naturen, Lubomirski in manchen Stücken ein Original.

Seit ein oder zwei Tagen hieß es in der Stadt: an der bayerischen und sächsischen Gränze sammelten sich Freischaaren zum Einfall in Böhmen — eines von den zahllosen Gerüchten wie sie jeden Tag, jede Stunde des Tages auftauchten; doch war es begreiflich daß gerade dieses vom Publicum nicht gleichgiltig hingegenommen wurde²⁾. Šawliček drohte in seinem Blatte: „Sie mögen nur kommen, unsere Bauern werden ihnen den Weg nach Prag verlegen! Und dann, aus Böhmen zur Walhalla ist nicht weit!“ Thun trat im National-Ausschuß beschwichtigend auf: er habe einvernehmlich mit dem N. G. Ober-Commando Erhebungen eingeleitet und alle Vorkehrungen getroffen die Freischaaren, falls sie kämen, abzuwehren. Fürst Lobkowitz wurde gleichzeitig vom Landes-Präsidenten aufgefordert, die Regelung der Prager Nationalgarde nach Bezirken vorzunehmen; Thun hatte dabei die Auflösung der bestehenden Sondercorps, in erster Linie der Swornost im Auge.

Von der allergrößten Bedeutung aber waren die aus Wien an den Landes-Präsidenten nacheinander eintreffenden Nachrichten. Vom 17. abends datirte eine telegraphische Depesche Billersdorffs an den Grafen Thun: Wien biete wieder den gewöhnlichen Anblick; die Feststellung der Verfassung sei dem ersten Reichstage vorbehalten; die Regierung beschäftige sich mit der Bildung eines neuen Ministeriums³⁾. Allein der Morgen darauf brachte den Wienern eine bittere Enttäuschung: der Hof hatte in der Nacht die Hauptstadt verlassen! An das böhmische Landes-Präsidium gelangte eine vom Minister des Innern von 1 Uhr nachmittag datirte Depesche⁴⁾ deren Inhalt sich noch denselben Abend mit Windeseile in Prag verbreitete, „und wie ein

¹⁾ S. Jb. 1892 S. 119.

²⁾ Ein Artikel Δ Prag 18. Mai N. A. B. Beil. 153 vom 1. Juni meinte, Škilling sei mit seiner Drohung zu weit gegangen und habe damit nur schlimmeres hervorgerufen: „Die den Deutschen feindselige Stimmung der Čechen hat sich dadurch zur Maferei gesteigert“. Das war doch etwas zu viel gesagt!

³⁾ Šchopf III Nr. CLXXX S. 101; IV Nr. CLXXXVI S. 39.

⁴⁾ Šchopf IV Nr. CLXXXV S. 46.

Blitzstrahl stand's im selben Moment klar vor allen Augen: jetzt müsse alles fest wie ein Mann zusammenhalten, wenn nicht die Monarchie krachend auseinander stürzen sollte. Was früher, wenn nicht feindselig aber gespannt einander gegenüber gestanden hatte, versöhnte sich und that freiwillig Schritte die nationale Frage, diese Barriere auf der Bahn unserer politischen Entwicklung, in den Hintergrund zu drängen“. Der Constitutionelle Verein setzte sich mit der Bürger-Ressource in Verkehr; das gleiche thaten der kaufmännische Verein, das adelige Casino: „Die Localitäten der Bürger-Ressource waren am Abend ein Schauplatz der rührendsten Eintracht“ ¹⁾.

Im Publicum redeten sich's viele ein, der Kaiser werde mit dem Nachtzuge in Prag eintreffen; ja es gab solche die versicherten er sei bereits auf dem Gradschin. Als am Abend die X. Compagnie der Nationalgarde von einem Übungsmarsche heimkehrte, nahm sie, von einer großen Menge Volkes begleitet, ihren Weg mit klingendem Spiele durch das Schloß und brachte im Hofe vor den Kaiserfenstern begeisterte Hoch- und Sláva-Rufe aus; doch die Fenster waren still und verschloßen. In der untern Neustadt warteten die Leute vor dem Staatsbahnhofe bis nach 11 Uhr nachts. Vom Hofe kam die Erzherzogin Hildegarde Gemahlin des Erzherzogs Albrecht, mit ihrer Hofdame Gräfin Sophie Thun; doch der erwartete Kaiser blieb aus. Gegen Mitternacht fand sich eine Anzahl Nationalgarden und Studenten im Carolinum zusammen; zwei große Pechfackeln am Hauptthor warfen ihren flackernden Schein an die düsternen Mauern hinauf und weithin in die Straßen hinein, in Eile herbeigeschaffte Kerzen Lampen Fackeln beleuchteten die Gänge und den großen Promotionsaal, von dessen Hauptstiege Decan Fischer die Versammlung leitete. Es wurde beschloßen eine Deputation, an welcher der National-Ausschuß, die Nationalgarde, das Collegium der Stadtverordneten, die Universität sich betheiligen sollten, dem Kaiser nachzusenden und ihn der Liebe Treue und Ergebenheit der Böhmen zu versichern ²⁾.

Daß der Kaiser nach Prag kommen werde, wollten sich viele Leute noch am 19. morgens nicht nehmen lassen. Zahlreiche Reise-Equipagen hoher Personen, massenhafte Gepäcksendungen, die mit dem

¹⁾ C. Bl. a. B. Nr. 43 vom 20.

²⁾ Bohemia Extra. Nr. 6 zum 20. Mai.

Morgenzug aus Wien eintrafen, schienen die Thatfache zu bestätigen. So war der Bahnhof neuerdings umlagert, andere standen vor dem Rathhause, dessen Wache heute von der Swornost bezogen war, immer die Ankunft des Hofes erwartend. Zuletzt mußte man den Glauben doch aufgeben und die Harrenden gingen enttäuscht auseinander.

Wenn nicht der Hof, so war mindestens eine Botschaft vom Hof eingetroffen. Fürst Vincenz Auersperg war mit dem gestrigen Zuge in Prag angelangt und hatte in vorgerückter Abendstunde dem Grafen Thun einen Auftrag überbracht, den die Erzherzogin Sophie durch ihre Obersthofmeisterin Gräfin Ernestine Schönborn ihm hatte zukommen lassen¹⁾. Thun setzte davon die Bevölkerung am Morgen des 19. durch öffentlichen Anschlag in Kenntnis: „Tief betrübt über die letzten Ereignisse in Wien haben Se. Majestät es am besten gefunden sich für einige Zeit von dort zu entfernen; die Wahl unter welches seiner treuen Völker sich zu begeben, habe Er. M. wehe gethan; die Rücksicht auf die der Gesundheit Er. M. heilsame Luft Tyrols habe S. M. entschieden, in Begleitung Er. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Franz Karl die Reise dahin anzutreten; Se. Majestät zähle übrigens auf seine treuen Böhmen wenn es gelten sollte den Thron, die verliehene Verfassung und die Macht der österreichischen Monarchie aufrecht zu halten. Fest überzeugt“, so schloß die Kundmachung des Landeschefs, „dass alle Böhmen ihren Stolz darin finden werden die Erwartungen Er. Majestät unter allen Umständen zu rechtfertigen, bin auch ich entschlossen, auf diese Gesinnung des böhmischen Volkes gestützt, die mir von Er. Majestät anvertraute Regierungsgewalt nur Aufrechthaltung des Thrones und der Verfassung so anzuwenden, wie immer es die außerordentlichen Umstände verlangen mögen. Davon habe ich Se. Majestät im geeigneten Wege und dem Ministerium in Wien die Anzeige erstattet“²⁾.

Außer der mündlichen Weisung, die ihm in der geschilderten Art unmittelbar vom Hofe gekommen, hatte Thun ein vom 18. zwei Uhr nachmittag datirtes Schreiben des Hofrathes Klezanský erhalten, worin ihm dieser die ungemein gedrückte Stimmung schilderte, die sich

¹⁾ Über die näheren Umstände s. meinen Artikel im Wr. Frdbbl. Nr. 355 vom 24. December 1893 „Die Flucht der kaiserlichen Familie von Wien nach Innsbruck Mai 1848“.

²⁾ Schopf IV Nr. CCIV S. 60.

der Wiener nach der Hiobspost von der Abreise des Hofes bemächtigt habe, und dann fortfuhr: „Namentlich ist man auf Böhmen gespannt. Werden die Böhmen, so fragt man, sich mit den Neuerungen vom 15. Mai zufrieden stellen? Werden sie nicht auf Einhaltung der Verfassungsurkunde beharren und sich gegen den Reichstag in erneuter Form verwahren? Werden sie nicht überhaupt gegen die terroristische Regierung eines Hauses in Wien protestiren oder werthtätig einschreiten? Eine kräftige Erklärung Böhmens würde die hiesige gutgesinnte Partei wesentlich unterstützen und ihren Muth aufrecht erhalten“.

Hat Alexanthy das aus eigenem geschrieben? Oder von wem hatte er den Wink dazu empfangen? Von Willersdorff gewiß nicht! In der Wiener Zeitung vom 19. (Nr. 139 S. 666) war eine Art Beschwichigungsk-Artikel für die Provinzen erschienen: um so niederschlagender wirkte jetzt in Wien die Kundgebung des Landeschefs aus Böhmen. Willersdorff wollte durchaus wissen von wem Thun den Auftrag dazu erhalten habe, er fragte wiederholt darnach; Thun antwortete jedesmal dafs ihm die Weisung „auf sehr verläßlichem Wege“ zugekommen sei.

* * *

Unmittelbar nach Empfang der neuesten Wiener Post berief Thun das National-Comité zu einer vormittägigen außerordentlichen Sitzung. Gleichzeitig sandte er seinen Bruder Fritz, der seinen Stockholmer Gesandtenposten mit Urlaub zeitweilig verlassen hatte und sich jetzt mit dem Gedanken trug in Tetschen als Candidat für den böhmischen Landtag aufzutreten, nach Innsbruck; er sollte dort die homagiale Ergebenheit des böhmischen Landeschefs aussprechen, und auch eine höchst erwünschte unmittelbare Verbindung mit dem Allerhöchsten Hoflager anbahnen.

Die Sitzung des National-Ausschusses eröffnete Thun mit einer kurzen Auseinandersetzung der ernstesten Lage der Dinge und leitete daraus das dringende Gebot ab, dafs alle Bewohner des Königreichs eines Sinnes zum Schutze des Thrones und des Vaterlandes zusammenstehen mögen, damit der Friede des Landes erhalten bleibe, bis der für den 7. Juni einberufene Landtag eine dauernde Ordnung geschaffen haben werde. Er als Landeschef werde bis dahin alle Mühe darauf verwenden das allgemeine Wohl zu wahren; er werde sich an keine

Befehle aus Wien halten, die mit den von Sr. Majestät ertheilten Zugeständnissen in Widerspruch ständen, und er erbitte sich dazu das Vertrauen und die Unterstützung des National-Ausschusses als des bis zur Eröffnung des Landtags alleinigen Vertreters des Volkes.

Den Eindruck, den diese schwerwiegende Erklärung auf die Versammelten machte, kann man sich vorstellen, und von nicht geringerer Bedeutung war die Angelegenheit die zunächst zur Verhandlung kam: die Vereinbarung jener Adresse, welche die große Deputation an den Kaiser überbringen sollte. Graf Wurmbbrand hatte eine solche entworfen, sie wurde von Palacký abgelehnt: „sie sei etwas kalt gehalten, auch enthalte sie eine Wendung die in Wien verlegen könnte; keine Kritik der vorgefallenen Ereignisse, sondern eine herzliche Darlegung der Gefühle des böhmischen Volkes solle ihren Inhalt bilden; man müsse sich hüten die Gemüther der Wiener zu beunruhigen, da ja viele Gutgefinnte dort seien und es bekannt sei daß Ausländer und Sendlinge der revolutionären Propaganda dort wühlten; auch möge man nicht bedauern daß der Kaiser Innsbruck statt Prag gewählt habe, weil letzteres den Feinden der Böhmen nur neue Waffen in die Hände liefern würde“. Es war ein ächt staatsmännisches Wort das Palacký gesprochen, und die Versammlung drückte ihm ihre volle Zustimmung aus. Er wurde erkoren eine Adresse in seinem Sinne zu entwerfen, und ermächtigt sich zwei Mitarbeiter an die Seite zu nehmen. Er erbat sich den Grafen S. M. Thun und Dr. Pinkas mit denen er nach beiläufig einer Stunde in den Saal zurückkehrte. Die neue Adresse¹⁾ sprach, nach den ehrerbietigsten Huldigungs- und Ergebenheits-Erklärungen, einen Wunsch und eine Bitte aus:

„Hochbeglückt wären wir, läge es im Bereiche der Möglichkeit, Böhmens ersten Landtag, mit welchem die neue Sonne der Freiheit belebend aufgeht über dem Lande, von dem Gründer dieser Freiheit persönlich eröffnet zu sehen. Verbietet uns auch die Achtung vor Euer Majestät freier Selbstbestimmung diese Bitte auszusprechen, so glauben wir doch umso zuversichtlicher hoffen zu dürfen den uns bereits zugesagten Erzherzog Statthalter nächstens in unserer Mitte zu sehen“ . . .

Es wurde beschloßen: die Adresse von allen Anwesenden unterfertigen, den Wortlaut in allen Zeitungen bekannt machen zu lassen und die mährischen Stände einzuladen von ihrer Seite einen ähnlichen Schritt

¹⁾ Š o p f IV Nr. CLXXXVI S. 46 f.

zu unternehmen. Aus der Mitte des National-Ausschusses wurden als Mitglieder der Deputation Fürst Camille Rohan, Ruppert und Klácel gewählt; an sie schloßen sich die Abgeordneten der Nationalgarde (Graf Christian Waldstein, Kaufmann Brojche, Jur. Dd. Franz Hawlíek von der Swornost, Director Ruben, im Ganzen vierzehn), fünf von der Studentenlegion (der Techniker = Tribun Professor Wiesenfeld, der Subtribun der Philosophen = Cohorte Bruna, der Juristen = Centurio Pinkas zc.), drei von der Universität (Abt Zeidler, Director Med. Dr. Riedl, Advocat Dr. Wenzel Porth), aus dem Schoße der Stadtverordneten Lohgärbermeister Franz Pstroß, Müller Slawj und ein dritter¹⁾. Nachmittag fünf Uhr fuhr die Deputation ab, es herrschte eine feierliche Stimmung und Segenswünsche begleiteten sie auf den Weg nach ihrer Bestimmung.

Diese Stimmung, seit dem gestrigen Abend angeregt, herrschte überhaupt in allen Classen der Bevölkerung vor. „Deutsche und Böhmen“, hieß es in einem „Smířeni — Versöhnung“ überschriebenen Artikel der N. N. „haben einander die Hand gereicht, daß sie fest zu einander stehen wollen zum Heile des gemeinsamen Vaterlandes. Brüder außerhalb Prag ahmet Eurer altberühmten Mutter nach“! Der Lithograph und Druckereibesitzer Karl Hennig erschien in der Bürger = Ressource und schlug ein gemeinsames Versöhnungsfest vor; eine Deputation der Beseda stattete dem kaufmännischen Vereine einen Besuch ab, wobei man den künftigen Sonntag für die Abhaltung der beabsichtigten Feier verabredete. Vom Constitutionellen Verein wurde eine offene Ansprache beschloßen, laut welcher die Deutschen in Prag unter den obwaltenden Umständen es unterlassen wollten „auf Vornahme der Wahlen für das Frankfurter Parlament zu dringen“; daß sie „durch diese Mäßigung und Selbstüberwindung sich ein Anrecht auf die Billigung aller Gutgesinnten und die Anerkennung aller Patrioten erworben zu haben“ glaubten; daß sie aber grundsätzlich keineswegs gesonnen seien ihre Ansicht „von der Nützlichkeit, ja Nothwendigkeit daß Böhmen am Frankfurter Parlamente durch zahlreiche Abgeordnete zu vertreten sei“ aufzugeben; der Constitutionelle Verein reiche deshalb, „nicht zu einer Versöhnung, denn wir kennen keine persönlichen Feinde, sondern zu einer Vereinigung seinen bisherigen Gegnern gern die Bruderhand, um

¹⁾ Škopf IV S. 9.

die gemeinschaftlichen Feinde gemeinschaftlich zu bekämpfen. In dieser Stunde der Gefahr müssen alle Böhmen, gleichviel ob deutscher ob czechischer Abkunft und Sprache, zeigen dass sie die Freiheit verbunden mit Ordnung höher achten als jede politische oder nationale Frage“¹⁾).

5.

Provisorischer Regierungsrath.

Fürst Windisch-Grätz befand sich um diese Zeit bereits in Prag und hatte die Leitung des General-Commandos für Böhmen wieder in seine Hände genommen. Er war den politischen Strebern keine willkommene Erscheinung. Volksthümlichkeit hat der Fürst nie genossen, hat auch nie darnach gestrebt. Aristokrat vom Wirbel bis zur Sohle, von soldatisch strammer Haltung, ernst und gemessen in seiner öffentlichen Erscheinung, entsprach es seiner vornehmen und zurückhaltenden Natur die weicheren Saiten seines Gemüthes seinem Familienleben und seinen Freundeskreisen vorzubehalten. Seine obwohl kurze Mission in den Wiener Märztagen hatte bei der dortigen Bevölkerung den Eindruck zurückgelassen, dass man es mit dem schroffsten Vertreter des Absolutismus, der Reaction zu thun gehabt habe, und wenn es in den Monaten darnach — jedesmal ein leeres Gerücht! — verlautete „Der Windisch-Grätz kommt“, so übte es auf die Wiener Radicalen ungefähr dieselbe Wirkung aus, wie wenn man Kinder mit dem Bauwau schreckt. Diese Stimmung hatte sich auch nach Prag fortgepflanzt, wo sein Wiedereintreffen bei den Paladinen constitutioneller Freiheit als übelste Vorbedeutung galt. An Hekern aus Wien fehlte es nicht. Am 18. Mai hörte ein Mann der Regierung im Gasthause „zum blauen Stern“, wie ein Deutscher aus dem Reich zur Tischgesellschaft diese Wort sprach: „Einen hatten wir in Wien auf dem Korn, dem eine Kugel durch den Kopf bestimmt war; allein er hat sich nie gezeigt“²⁾. Wie sich selbst ruhigere Männer namentlich der nationalen Partei seinen jetzigen Beruf vorstellten, ersehen wir aus den „Erinnerungen eines alten Wlastenec“ der, so viel ich von ihm weiß, durchaus nicht zu den Sprudelköpfen zählt und doch in Windisch-Grätz nichts als ein „blindes Werkzeug der aristokratischen und militairischen Heißsporne“, als eine „willenlose Puppe“

¹⁾ Schöpf IV Nr. 605 S. 68f.

²⁾ Mir von einem Ohrenzeugen, einer höchst ehrenhaften Persönlichkeit, „verbatim“ mitgetheilt.

der Hof=Camarilla erfah¹⁾. Es ist dieses Urtheil jener Erklärung an die Seite zu setzen, die der fanatische Fric über die Versetzung Thun's aus Galizien nach Böhmen gibt: „Thun habe sich durch seine bureaukratische Engherzigkeit bei den Polen unmöglich gemacht“²⁾, — nebenbei bemerkt, ein abermaliger Beweis für den versteckten Einfluß welchen die in Prag anwesenden Galizianer auf die Stimmung in der böhmischen Hauptstadt übten. Graf Thun wurde erst jetzt mit dem Fürsten näher bekannt und die persönlichen wie die amtlichen Beziehungen der beiden Männer gestalteten sich vom ersten Augenblicke zu dem schönsten Verhältnis gegenseitiger Anerkennung und Hochschätzung.

Kehren wir zu den Prager Vorgängen zurück, in welche Windisch=Grätz vorderhand keinen Anlaß hatte einzugreifen oder sich sonst bemerkbar zu machen, so mißtrauisch und mißgünstig er auch von den Männern der Bewegung von allem Anfang im Auge behalten wurde. Es mißfielen ihnen die unzweideutigen Beweise von Opferwilligkeit und bedingungsloser Anhänglichkeit der Truppen, von Begeisterung und Hingebung der Officiere für einen Führer, der seit Jahren ihr Vertrauen und ihre Verehrung in höchstem Maße besaß. Das Gespenst der Reaction begann vor ihnen aufzusteigen, und es würde dieses Schreckbild für sie eine noch bedrohlichere Gestalt angenommen haben, wenn sie gewußt hätten daß der Landeschef ein vom 20. Mai datirtes Schreiben Piller'sdorff's in Händen hatte, das ihn ermächtigte unter seiner alleinigen Verantwortung und nach seinem eigenen Ermessen das Standrecht zu publiciren³⁾.

Im National=Ausschuß wurde am 20. Mai beschloßen, für die Fälle wo der Landeschef verhindert sein sollte, den Vorsitz zu führen, einen Vice=Präsidenten zu wählen; die Mehrheit der Stimmen vereinigte sich auf den Grafen Albert Deym, was mit großem Beifall aufgenommen wurde⁴⁾. Der gewählte Vice=Präsident war nichts weniger als vom Schlage Thun's, und hatte wohl eben dem Umstande seiner politischen Unselbständigkeit und schwachmüthigen Nachgiebigkeit gegen das was sich als öffentliche Meinung geltend zu machen wußte, die Beliebtheit zu verdanken deren er sich bei den Drängern erfreute.

¹⁾ Malý Vzpominky 131.

²⁾ Paměti III 23, 43.

³⁾ Präf. Archiv. d. Böhm. Statthalterei.

⁴⁾ Das Ergebnis der Wahl wurde erst in der Sitzung am 23. bekannt gemacht.

Kurz zuvor war Graf Prokop Lazanský d. S. aus Wien angekommen. Er hatte bis dahin im Staatsdienst gestanden, war Hofrath bei der Allgemeinen Hofkammer, jetzt Finanz = Ministerium, und neuestens zum Statthaltereirath für Böhmen ernannt worden. Er war ein treuer Diener seines kaiserlichen Herrn, guter Österreicher und guter Böhme, und kam unter dem frischen Eindrucke der letzten empörenden Vorgänge mit dem ehrlichen Entschlusse nach Prag, das patriotische Gefühl seiner Landsleute gegen die revolutionaire Wirthschaft der Wiener zu erwecken. Er wählte, um seinem Erscheinen von vornherein sympathischen Empfang zu bereiten, ein Nationalcostüm à la Swornost und trat so, zum nicht geringen Befremden des Vorsitzenden, die pelzverbräunte Swornostmütze in der Hand, in den Saal, wo er von der Versammlung mit gewaltigem „Sláva“ empfangen wurde. Er berichtete als Augenzeuge von den Gefahren die am 15. Mai das Leben und die Sicherheit des Monarchen bedroht hätten; von dem Kleinmuth der Minister, namentlich Latour's und Doblhoff's, die in den Hof gedrungen hätten die gestellten Forderungen ohne Aufschub zu bewilligen, da die vom Volke anberaumte Frist abzulaufen drohe, ja schon abgelaufen sei; von seiner Unterredung mit dem Erzherzog Franz Karl, welchem er vorgestellt habe es bleibe dem Kaiser nichts übrig als das treulohe und undankbare Wien zu verlassen, wobei er, Lazanský, auf die Böhmen hingewiesen habe die eine solche Behandlung ihres Königs nicht dulden, sich mit einem solch ewigen Schandfleck wie dem Sturm auf die Burg nicht bes Flecken würden. Er beantrage daher eine ständige Deputation in Wien, welche die dortigen Vorgänge zu verfolgen und darüber zu berichten hätte; schon lese man in Wiener Zeitungen, wenn der Kaiser von Innsbruck aus ein neues Ministerium erkennen wolle, dürfe das Wiener Ministerium jenem unconstitutionellen nicht weichen. Der Kaiser, so schloß Lazanský seine Ansprache, möge seinen Sitz in Prag aufschlagen: „Die Böhmen die für Otakar, für Johann, für Ludwig ihr Blut auf Schlachtfeldern vergossen haben, sind dazu auch jetzt bereit und werden es nicht dulden, daß ihre Königskrone in den Staub gezogen und daß ihr König wie in Gefangenschaft gehalten werde“¹⁾.

¹⁾ Schopp IV S. 11, Const. Bl. a. B. Beil. zu Nr. 44 vom 21. Mai, und aus diesem letzteren Allg. Öst. Ztg. Nr. 143 (N. N. Nr. 53), Donau-Ztg. Nr. 53 vom 24. S. 426 und andere Wiener Blätter; s. auch N. N. ö. 42 vom 25. Da der Graf wegen dieser heftigen Auslassungen gegen Wien von den dortigen Journalen

Eine hitzige Debatte folgte auf diese Rede. Trojan meinte, eine ständige Commission in Wien, wie sie Graf Lazansky vorgeschlagen, sei nicht die richtige Auskunft, es bedürfe kräftigerer Mittel; hier in Prag müsse eine Anzahl von Männern die das öffentliche Vertrauen genießen, zugleich mit dem Landeschef über die Landesangelegenheiten berathen und, was sie für nothwendig erachten, beschließen. Graf Wilhelm Wurmbbrand sprach das Wort „provisorische Regierung“ aus: eine solche zu beschließen stehe aber nur beim Landtag. Graf Joseph Mathias Thun war nicht für diese äußerste Maßregel: man möge den Weisungen des Ministeriums, so lang dieses nicht im Zustande voller Freiheit sei, nur soweit sich fügen, als diese mit der Wohlfahrt des Landes vereinbar seien; eine derartige Maßregel reiche vorläufig aus; sollte der Kaiser, wie man vernehme, in Innsbruck ein neues Ministerium bilden, dann werde man keinen Augenblick im Zweifel sein an welches man sich zu halten habe.

Es erhob sich der Landeschef. Er war sichtlich erregt von dem was er vernommen hatte, von dem Vorschlage Trojan's, von dem Plane einer provisorischen Regierung, wenn auch, der das Wort ausgesprochen, ihre Bildung hinausgeschoben wünschte. Seine Pflicht und Aufgabe, sagte er mit nachdrücklichem Ernst, sei es die Rechte und die Würde der Regierung zu wahren; er werde auch ohne Beirath wissen welche Maßregeln er zu ergreifen habe; er werde sich durch niemand terrorisiren lassen, weder von oben noch von unten. Als über diese Äußerung ein Sturm im Saale losbrach, von den Galerien hinabgeschrien wurde „Hinaus mit ihm! Nieder mit ihm!“ und als Fried. A. leidenschaftlich dazwischen rief: „Das ist eine Misachtung, eine Herabsetzung des National = Ausschusses!“, erklärte Thun: In seinen Worten sei nichts gelegen was den National = Ausschuss beleidigen könne; er habe damit nur sagen wollen, daß er seinen Amtspflichten nachkommen werde, auch ohne von anderer Seite dazu aufgefordert zu werden ¹⁾).

nicht minder heftig angegriffen wurde, so veröffentlichte er eine ausführliche Erklärung, laut welcher er nicht die Wiener im allgemeinen, sondern nur jene die sich an der Sturm - Petition betheiliget, gemeint haben wolle und könne; Schopf IV CCVI S. 69—72, wobei jedoch das Datum „Wien 22. Mai“ nicht richtig sein kann, da die ersten Wiener Auslassungen nicht vor dem 23. und 24. erschienen.

¹⁾ Const. Bl. a. B. Weil. zu Nr. 44 vom 28. Mai vgl. mit Frič Paměti III.

Die Versammlung beruhigte sich für den Augenblick, allein was in der Sitzung verhandelt worden wirkte tief, und der Eindruck haftete.

* * *

Über die Wiener Vorgänge am 15. Mai gab es unter allen besser Denkenden in Wien und außer Wien nur eine Stimme der Verurtheilung, nicht so über ihre politischen Ergebnisse, die sogenannten Errungenschaften. In dieser Hinsicht waren die Meinungen getheilt. Als am 20. Fürst Joseph Lobkowitz, der zu jener Zeit in Familien-Angelegenheiten in Wien weilte, mit Baron Sommaruga d. Ä. zusammentraf, versicherte ihn dieser, daß das Ministerium mit Dankbarkeit die Schritte aufnehmen würde die für den Zweck kraftvollen Auftretens von böhmischer Seite gemacht werden könnten. „Ein feierlicher Protest“, schrieb der Fürst an Grafen Franz Thun, „gegen die letzten Zugeständnisse des Kaisers die ihm auf die schändlichste Weise mit den Waffen in der Hand abgezwungen worden, eine officielle auf constitutioneller Basis stehende Erklärung, einen Reichstag nicht beschicken zu wollen der unter den Bajonetten einer durch den Auswurf ausländischer Terroristen und republicanische sowie communistische Propagandisten influenzirten Jugend die ernstesten und heiligsten Interessen des Vaterlandes zu berathen berufen sei, würden dem Ministerium Anhaltspunkte geben eine eingreifende Maßregel zu beschließen und hoffentlich durchzuführen“. Schon sei, habe ihm Sommaruga mitgetheilt, vom Wiener Bürgerausschuße eine Petition um Zurücknahme jener traurigen Concessionen im Werke.

Im Gegensatz zu dieser Richtung, die selbstverständlich in Prag vielseitigen Anklang fand, gab es doch wieder eine Partei, die mit dem was der Wiener 15. Mai gebracht hatte, zufrieden war. In einer Versammlung im Carolinum wurde am 20. vormittag von der Prager Studentenschaft eine Adresse an die Wiener beschloßen, der sie zu ihrem Erfolg, dem Einkammer-System, dieser „höchsten Errungenschaft unserer politischen Institutionen“, höchlichst Glück wünschte. Derselben Ansicht war man im Wenzelsbad, wo der Prager Radicalismus sein Stelldichein zu haben pflegte und wo Emanuel Arnold und neben ihm ein jüngerer Mann der hier als homo novus zuerst die politische Bühne betrat, das große Wort führten, Karl Sladkowský, ein Schneidersohn, war 1823 in Prag geboren, wo er seine Vorbereitungs-

studien am Kleinseitner Gymnasium, seine Jura an der Karl-Ferdinands-Universität absolvirte und durch sein stützigeß und rasches Wesen mit seinen Professoren in manchen Conflict gerieth. Nebstbei beschäftigte er sich viel mit deutscher französischer englischer und italienischer Literatur, mit der böhmischen nur wenig. Wlastenec wurde er, wie es damals manchem seiner Landsleute ähnlich erging, erst in der Fremde, als er 1845 in Wien die Rigorosen machte und 1846 zu Wiener-Neustadt in die gerichtliche Praxis eintrat, beides mit ausgezeichnetem Erfolg. Immerhin aber blieb bei ihm das liberale, oder sagen wir richtiger das radicale Element gegen das nationale in erster Linie, wie er auch als Sendling der Wiener Aula nach Prag kam, wo er von da an blieb, und wohin ihn der Ruf begleitete, sich vornehmlich mit volkswirtschaftlichen und socialen Fragen zu beschäftigen. Stadkovský war zum Redner geboren, dem ein sympathisches Organ und ein lebhaftes Temperament zu Hilfe kam, Eigenschaften mit denen er hinreichend auf die Massen zu wirken verstand.

Indessen waren es nicht die Errungenschaften des 15. Mai die jetzt in erster Linie die Tagesstimmung beherrschten. Denen die höhere Dinge anstrebten kam es nur gelegen daß sie, wie es ja schon im National-Ausschuße geschehen war, über den Hergang der Dinge in Wien als über eine terrorisirende Studenten- und Arbeiterwirtschaft den Stab brechen und daraus die Nothwendigkeit ableiten konnten daß man in Böhmen seine eigenen Wege gehe. Was man vom naturalistischen Standpunkt als Nachahmungstrieb bezeichnet, was in Dingen des Geschmacks und Lebensgenußes als Mode herrscht, was der Mediciner den Einflüssen von Miasmen zuschreibt, die Ansteckung, das macht sich im vielbewegten modernen Leben auch auf dem Gebiete der Politik geltend. Graf Wurmbbrand hatte zuerst, wenn auch mit einer vorläufigen Einschränkung, das Wort „provisorische Regierung“ ausgesprochen, und dieses Wort sollte von da an von der Tagesordnung nicht mehr verschwinden. Hatten Frankreich seine große Staatsumwälzung, Schleswig-Holstein seine Befreiung vom dänischen Joche, Sicilien seine Losreißung von Neapel mit provisorischen Regierungen begonnen, warum sollte Prag, sollte das Königreich Böhmen der Wiener Aula- und Arbeiterherrschaft gegenüber nicht zu einer ähnlichen Auskunft greifen?!

Doch selbst von dieser Angelegenheit wurde das öffentliche Interesse für den Augenblick abgelenkt. Schon waren, besonders nach der Erklärung

des Prager Constitutionellen Vereins, die deutschen Wahlen in der Hauptstadt fast vergessen, als am 22. Mai um die vierte Nachmittagsstunde eine Kundmachung erschien, laut welcher am morgigen Tage zwei Abgeordnete und zwei Ersatzmänner für Frankfurt a. M. zu wählen seien; als Wahlorte waren zumeist geräumige Höfe von Klöstern, adeligen Häusern und Casernen bezeichnet; „der Bürgermeister und die Stadtverordneten“, hieß es, „sowie alle zur Leitung der Wahlen berufenen Organe werden sich jeder Einflußnahme enthalten und nur darüber wachen daß niemand zur Theilnahme gezwungen, aber auch niemand von derselben gewaltsam abgehalten werde“. Die Aufregung welche dieser Erlaß in den nationalen Kreisen hervorrief war unbeschreiblich. Die Placate wurden, kaum daß sie an den Straßenecken angeklebt waren, von Leuten aus dem Volke herabgerissen und in den Straßentaub getreten.

Zu diesem Ärgernisse gesellte sich ein anderes, ein von dem Hutmacher Johann Wölfel unterzeichnetes Flugblatt. Wölfel hatte, wie es hieß, früher einmal bei dem Prager Strafgericht einen Verdruß gehabt, während andere ihn für einen halbverrückten Menschen erklärten; in dem Flugblatte zieh er den Bürgermeister Pstroß einer verbrecherischen Handlung, wofür er Beweise habe ¹⁾. Als bald sammelten sich drohende Haufen vor dem Altstädter Rathhause, Streifwachen der Nationalgarde trieben sie auseinander. Das Flugblatt Wölfel's und die Anordnung wegen der Wahlen nach Frankfurt wirkten zusammen, um die Bevölkerung zu keiner Ruhe kommen zu lassen. Bei Einbruch der Dunkelheit wurde vor der Wohnung des Bürgermeisters eine solenne Klagenmusik ausgeführt, während Haufen slavischer Studenten, das „Šuselka nám piše“ brüllend, die Straßen durchzogen. Seinerseits sandte der Constitutionelle Verein noch um 11 Uhr nachts eine Zuschrift an Pstroß, sich beklagend daß er so spät von der Vornahme der Wahlen in Kenntnis gesetzt worden, wodurch ihm die Möglichkeit benommen sei auf dieselben einen Einfluß zu üben.

So brach der 23. Mai unter trüben Wahrzeichen an. Um unangenehme Auftritte bei mündlicher Abgabe der Stimmen für die Frank-

¹⁾ Welcher Art das von Wölfel angerufene Verbrechen gewesen, ist nie recht bekannt geworden. Einige erzählten eine unsaubere Geschichte auf die wir uns des nähern nicht einlassen wollen. Andere in der Stadt sprachen sogar von einem Morde!

furter Wahlen zu verhüten, hatte Thun die Maßregel getroffen, daß die Abstimmung schriftlich erfolge; die Stimmzettel sollten versiegelt an das Gubernium abgeliefert werden. Die Kundmachung konnte aber, da am selben Tage die Buchdruckerei-Gehilfen, welche höhern Lohn und kürzere Arbeitszeit verlangten, ihre Dienste versagten, nicht gedruckt werden und wurde daher nur wenig bekannt. Die Zugänge zu den Wahlorten waren, um keinerlei Unordnung aufkommen zu lassen, von der Nationalgarde besetzt; es erschien aber fast kein Wähler, an das Landes-Präsidium gelangten drei, sage d r e i Stimmzettel.

Für Nachmittag war eine Sitzung des National-Ausschusses angesetzt. Das Nationalgarde-Ober-Commando hatte vor der Hauptwache am Kleinfelder Ring eine Abtheilung uniformirter Bürger ausrücken lassen, „weil augenscheinliche Vorbereitungen zu einem Aufstande getroffen waren“. Die eilige Pünktlichkeit mit welcher sich die Mitglieder des National-Comité einfanden, die lebhaften Gruppen im Saale, die Kopf an Kopf gefüllten Galerien waren sprechende Zeugen der Aufregung mit welcher man dem Beginn der Sitzung entgegen sah; Esfariß und Trojan suchten durch beschwichtigende Ansprachen die Gemüther zu beruhigen. Als Thun sich aus dem Gubernial-Gebäude in das National-Comité begab, fiel ihm die außergewöhnliche Ausrückung der Nationalgarde auf; er erkundigte sich um den Grund, beorderte sie als unnöthig ab und machte dies der Versammlung, die mit gespannter Erwartung seinem Eintritt entgegen sah, sogleich bekannt. Die Ausschreibung der Wahlen zum Frankfurter Parlamente, sagte er hierauf, rühre nicht von ihm her, er habe sie von seinem Vorgänger übernommen; was er gethan habe er thun müssen, damit es nicht heiße man habe in Prag die Vorname der Wahlen gewaltjam verhindert; auch sei ihm daran gelegen gewesen daß die Bevölkerung selbst ihren Willen zu erkennen gebe ob sie dem Unternehmen geneigt sei oder nicht; das sei nun geschehen, es seien alles in allem drei Wähler erschienen — die Versammlung nahm dies mit beifälligem Lachen auf — und damit sei, so meine er, die Sache abgethan¹⁾.

Es kam nun die Ewornost-Frage an die Reihe. Seine Absicht, erklärte der Gubernial-Präsident, sei nicht gewesen die Sonder-Corps

¹⁾ A. A. Btg. Beil. Nr. 150 vom 29. Mai S. 2395; Const. Bl. a. B. Nr. 46 vom 25.

verschwinden zu machen, sondern sie nur in den allgemeinen Rahmen der Nationalgarde einzufügen; Baron Villani habe der X. Section Modalitäten vorgeschlagen, unter denen die Swornost bis zur endgiltigen Organisirung der Nationalgarde fortbestehen könne; sie solle vier Compagnien bilden, für die Kleinseite, für die Altstadt, für die obere und für die untere Neustadt, jede zu 150 Mann, eine Zahl die durch freiwilligen Beitritt nicht überschritten werden dürfe; ihre Hauptbestimmung solle der Schutz der Sammlungen des National-Museums sein und sie habe zugleich als Mustercorps für das böhmische Commando zu dienen; Fürst Lobkowitz habe diesen Vorschlägen zugestimmt und es werde jetzt darauf ankommen Se. Majestät um die Genehmigung derselben zu bitten. Nach dem Landeschef erhob sich Villani um ihm seinen und der Swornost Dank auszusprechen, und so war auch diese Angelegenheit zu allseitiger Zufriedenheit beglichen.

Das wichtigste brachte der Schluß der Sitzung, wo Thun abermals das Wort ergriff. Mit Hinweis auf die schwierige und zweifelhafte Lage in der sich angesichts der Zustände in Wien und der Entfernung des Monarchen von seiner Hauptstadt das Königreich Böhmen befinde, sehe er sich zu dem Vorschlage veranlaßt, es möchten ihm aus dem Schoße der I. Section drei Personen die das allgemeine Vertrauen genöthigen an die Seite gegeben werden, mit denen er sich über unaufschiebbare Angelegenheiten in Sachen des bevorstehenden Landtages berathen könne. Rieger billigte den Vorschlag im Principe, erweiterte ihn aber durch den Antrag: nicht aus der I. Section, sondern aus dem gesammten National-Ausschuße sollten die Vertrauensmänner genommen werden, nicht drei, sondern sechs, und nicht bloß in Landtagsfachen, sondern in allen wichtigeren das Land Böhmen betreffenden Angelegenheiten. Da sich der Vorsitzende mit diesen Abänderungen einverstanden erklärte, so nahm die Sitzung an deren Beginn sich so ernste Besorgnisse geknüpft hatten, einen durchaus friedlichen Verlauf.

Das gleiche konnte vom Tage selbst gesagt werden, wenn nicht der späte Abend einen Miston brachte: es wurde eine neue Skatzenmusik dem Bürgermeister gebracht, wobei es zu einer garstigen Balgerei zwischen einem Nationalgarden und einem störrischen Burtschen aus dem Volke kam. Einige meinten, das eigentliche Verbrechen des Bürgermeisters liege in seiner Eigenschaft als öffentlicher Beamter. Doch dies allein hätte kaum den Ausschlag gegeben, wenn nicht der Fall Groll, der

sich unter Pstroß' Amtirung als Vorstandes des Criminal-Gerichtes abgepielt hatte, den Radicalen — und diese allein hatten es ja auf ihn abgesehen — in freier Erinnerung geblieben wäre, wozu dann am 22. die Bereitwilligkeit kam mit der sich Pstroß zur Ausschreibung der Frankfurter Wahlen herbeigefunden hatte. Alles andere war bloßer Vorwand. Wenn bei seiner Wahl Unregelmäßigkeiten vorgekommen waren konnte dies, abgesehen von der Wirrnis der Zustände inmitten derer sie stattgefunden, umsoweniger ins Gewicht fallen, als er ja sein Amt ausdrücklich „provisorisch“ angetreten hatte. Gegen die Verdächtigung Wölfel's erbat sich Pstroß eine unparteiische Untersuchung, und das Stadtverordneten = Collegium stellte ihm öffentlich ein glänzendes Zeugnis aus¹⁾.

Für den Augenblick trat aber alles gegen das große Verfohnungs fest zurück, das am 25. im Baumgarten inmitten der allseits grünenden und blühenden Natur unter einem freundlich schimmernden Himmel begangen wurde. Nächst dem Restaurations = Gebäude unter schattigen Kastanien war ein Zweckessen von vielleicht 500 Gedecken arrangirt. Es gab Festreden und Toaste in deutscher und böhmischer Sprache, vom Landeschef der das Wohl des Kaisers und Königs Ferdinand ausbrachte von Trojan der sein Glas auf den Ruhm und das Gedeihen des gemeinsamen böhmischen Vaterlandes erhob: „brüderliche Liebe möge unter beiden Volksstämmen walten“, von Gubernialrath Janlo auf die Constitution, von Palacký in böhmischer Sprache auf Vergangenheit Gegenwart und Zukunft des Vaterlands. Auch Fürst Lobkowitz und noch ein kaiserlicher Officier sprachen, denen der Major der bürgerlichen Grenadiere Mathias Bernt antwortete — alles in entgegenkommender Weise, nicht ein verlegendes Wort; dazwischen Tische mit Pauken und Trompeten, Lieder und Chöre von einem zahlreichen Männerchor auf dem freien Raum vor der Gasterei ausgeführt. Auf dem Hauptplatze und weiter in den Anlagen waren drei Musikcapellen vertheilt, Zelte, lange Tische und Bänke im Freien waren in Masse aufgeschlagen, darüber wehten zahllose Fahnen. Studenten Schwornoster, Mitglieder der Concordia und Slavia mit Feldmusik defilirten in schönster Ordnung an dem „Eintrachtsmahle“ vorbei, vor freudigem Zuruf der Tischgäste begrüßt. Personen von allen Ständen

¹⁾ Schöpf IV Nr. CCXVI S. 74, Nr. CCXXVII S. 78 f.

17. März 1895.

64

Nähmaschinen und Fahrräder

schon seit und billig, empfehlen
E. Schweichert,
Rechnner und techn. Zeichner.

Mrs. Margaritha,
Kanz. Nähmaschinen
über neu 150
Maschinen
apparate

Ferren- und Knaben- Kleider-Magazin.

de Waare, gediegene Ausführung und
Wäsche. Zur Frühlings- Saison besonders
schon modernster Lieberzecher u. Anglische.

Viktor Čapok

Schneidermeister
Hauptstraße Nr. 96 a.

1289

... als der heimkehrende Freudenzug heranfam und von beiden Seiten warme Begrüßungen gewechselt wurden . . . Für das Festmal war ein sehr einfaches Menu arrangirt, das Couvert zu 3 fl., wovon zwei Drittel den armen Erzgebirglern zugut kommen sollten.

Bürger und Beamte, Nationalgarden aller Abtheilungen, Militair von allen Branchen, die verschiedenfarbigen Mützen der Studenten, die Konfederatti der Slavia, die pelzverbrämten Mützen der Schwornoster, die hellfarbigen Anzüge der Frauen und Mädchen wogten in buntem Gewühle durcheinander. Auf allen Rasenplätzen, in allen Gebüschen sitzende Gruppen, im großen Restaurationsssaale, aber auch im freien Tanz, überall Jubel, Gesang und heiteres Lachen, Rufe. Beim Einbruch der Dunkelheit setzte sich alles, rufen voran, mit Fahnen ohne Zahl, unter fortzuruft nach der Stadt in Bewegung, in langen Arm schritten uniformirte Bürger, Nationalgarden, Leute aus dem Volke einher. In der Stadt wurde man begrüßt, von der Concordia geehrt, die heute man hatte und der ein herzliches Sláva zugerufen. Man geht hinein wahrte der frohe Taumel. „Es war aus dem Volke und in das Volk, das im Ziel wurde! Wegen der mehr heraustretenden man bei oberflächlicher Betrachtung glauben, itische waren“; doch seien die politischen

*
*
ne dauernde, eine unerschütterliche sein!“
der Bevölkerung meinte man es ernst
amtliche Blätter, sowohl die deutschen
en, sogar mit Begeisterung von dem

27. mit der Chiffre „-g-“, also ohne
er Styl nicht zu verkennen ist. Vgl. Beil.
rum war der 25. Mai mit seinem Eintrachts-
freund, darum war er ein wahrer Volkstag.“
a N o s i t z sind um so bezeichnender, als zu der
apier brachte, nämlich am 26. Mai, die Dinge in
nden als am 25. Vgl. N. N. č. 44 vom 27. unter
Bohemia Nr. 84 vom 26. Hansgörg „Das Ver-
n“; in der Local-Ztg. der „Bohemia“ ein kleiner Artikel

frohen Ereignisse; in einigen Landstädten wurde das Beispiel der Hauptstadt in kleineren Maßstabe nachgeahmt. Zwar gab es vereinzelte Gifflinge die nur Hohn und Spott für das Schauspiel hatten; doch sie wagten sich mit ihren schrillen Mistönen nicht in Prag heraus, sie sandten sie über die Gränze in jene Blätter, die sich so sehr über die Hege von böhmischer Seite entrüstet zeigten, während sie selbst die von deutscher Seite in ausgiebigster Weise trieben¹⁾.

Allein in der Stadt und im Lande selbst ließen die fortdrängenden Ereignisse eine ungetrübte Freude nicht andauern, und so war und blieb das schöne Baumgartenfest eine vorübergehende Episode. Das Wenzelsbad machte wieder vielfach von sich reden; Tag für Tag wurden dort Versammlungen gehalten und Beschlüsse in extremer Richtung gefaßt. Einerseits Absetzung des Bürgermeisters Pstroß, andererseits Nationalbelohnung für Peter Fasser! Mit dem Wiener Einkammersystem erklärte man sich durchaus einverstanden; eines Tages mußte jeder Eintretende einen Aufsatz unterzeichnen, der sich für die Errungenschaften des 15. Mai erklärte. Den böhmischen Landtag hätten, hieß es, bloß frei aus dem Volke gewählte Vertreter zu bilden, also mit vollständigem Ausschluß der erbgefehenen Stände; passive Wahlfähigkeit mit dem 25. Lebens-

¹⁾ Das Fest, hieß es hämisch von dieser Seite, sei von den Böhmen nur gegeben worden „zum Ausdruck der Freude daß nicht nach Frankfurt gewählt wurde“. Ein T. T. sandte dem „Grenzboten“ II S. 359—361 einen Artikel voll Gift und Galle, und ein Correspondent der A. A. Z. Nr. 154 S. 2455 schrieb am selben Tage des Eintrachtsfestes: „Heute wird der polnischen Emigration den Deutschen zum Hohne ein Concert gegeben und in wenig Tagen wird der slavische Congress seinen Anfang nehmen der dem deutschen Element mit Unterdrückung droht“. Drei Männer, hieß es weiter, hätten das Unglück Böhmens verschuldet: Stadion, Palacký der „seinen Deutschenhaß offen eingestekt“, und Joseph Mathias Thun der von Ehrgeiz brenne eine Rolle zu spielen; er habe sich auf die böhmische Seite geschlagen weil „von den rohen Čechen mehr zu fürchten ist als von den gemüthlichen Deutschen“. Der hornirte Scribler wußte also nicht, oder über sah es boshaft, daß Mathias Thun zu einer Zeit, wo die „rohen Čechen“ noch lang nicht das Oberwasser hatten und der edle Graf sich daher gar nicht vor ihnen „zu fürchten“ hatte, sich mit patriotischer Wärme um ihre Interessen, namentlich um ihre Literatur angenommen hatte; Čk. Jb. 1892 S. 107—109, 147 f. über die Entstellungen der Prager Zustände in Wiener und auswärtigen Blättern s. „Die Berichterstatter über Böhmen“ Boh. Nr. 86 v. 30. Mai und „Prag ist ein barbarisches Nest, wer es nicht glauben will der lese nur weiter“ von Ambrós; ebenda Extrabl. Nr. 9. . . Das Eintrachtsfest wurde übrigens auch von den Fanatikern der böhmischen Partei verhöhnt; Fric in seinen Memoiren nennt es eine Komödie.

jahr. Emanuel Arnold und Sladkowsky donnerten gegen den Adel und verlangten die Entfernung des Fürsten Windisch-Grätz; mit dem Grafen Leo Thun hatte man etwas anderes vor, was aber nicht laut gesagt wurde. Die Abdankung des Bürgermeisters aber sollte „sogleich“, „noch heute“ erfolgen, und sodann ohne Aufschub eine neue Wahl stattfinden. Eine Abordnung von zwölf Mitgliedern begab sich unmittelbar aus der Versammlung zu ihm und trug ihm den Beschluß vor. Pstroß setzte ihnen auseinander, aus welchen Gründen er für den Augenblick sein Amt nicht niederlegen könne, worauf die Abgeordneten, maßvoller und höflicher als ihre Auftraggeber, erwiderten: „man werde ihn nicht zwingen, man betrachte es als eine Ehrensache für ihn“.

Am Abend des 27. hatten sich im Gasthause „zu den drei Linden“ am Graben bei zweihundert Personen, größtentheils dem Constitutionellen Verein angehörig, versammelt, um die Ereignisse des Tages zu besprechen, namentlich gegen die im Wenzelsbade gefassten Beschlüsse Stellung zu nehmen; Graf Leo Thun, ohne Zweifel auf an ihn ergangene Einladung, hatte sich gleichfalls eingefunden und eine Weile in der Mitte der Anwesenden bewegt. Er hatte sich eben entfernt oder war im Fortgehen begriffen, als unerwartete Gäste erschienen. Es waren Emanuel Arnold und der jüngere Frič welche auf die Kunde von einer Versammlung der Deutschen und von den darin zu beratenden Schritten dieselbe zu sprengen beschloßen. Mit den Worten: „Haben wir euch einmal beisammen, ihr deutschen Hunde!“ stürzten sie in den Saal, wo im ersten Augenblicke Überraschung herrschte, bis sich einzelne Männer ermannen und den Eindringlingen zur Wehr setzten; schon waren Säbel aus der Scheide, als die Ruhestörer für besser fanden sich zu entfernen. Es war dies eine seltsame Illustration zu der gegenseitigen Veröhnung die man zwei Tage früher so festlich begangen hatte, und man muß die Memoiren Frič (III. 61—64) über die Beweggründe dieses Überfalls lesen, um zu staunen was Leute dieses Schlages für Begriffe von constitutioneller Freiheit hatten: Freiheit des Meinens und Handelns, des Wortes und der That für sich ja, für die Gegenseite nein!

* * *

Der Nachmittagzug des 27. hatte neue Wiener Flüchtlinge nach Prag gebracht, aber keine Journale, keine Briefe, die in Wien hatten zurückbleiben müssen, da die ganze Stadt in ein Barricadennetz um-

gewandelt war und vielfach Postwagen für den Bau der revolutionären Bollwerke hatten herhalten müssen. Am 28. war es ebenso. Von den Wiener Ankömmlingen zogen die einen gegen die neue „Studentenherrschaft“ los, während andere die Studenten und Arbeiter als jene priesen deren Entschlossenheit die Monarchie vor einer immer näher rückenden Reaction bewahrt habe, so daß sich unter den Prager Studenten eine Partei bildete die ihren Wiener Brüdern in Masse zu Hilfe eilen wollten. Ein Kaiserliches Manifest aus Innsbruck vom 20. wurde kundgemacht; allein es trug keine Unterschrift eines Ministers; die Radicalen schrien, es sei unconstitutionell, es habe keinen Werth¹⁾. Ernstere Leute blickten mit neuer Angst in die Zukunft. „Die polnische Propaganda“, schrieb ein Correspondent nach Augsburg, „spielt auch hier ihr verzweifeltes Spiel. Der Slaven-Congreß naht, die Arbeiter sind beschäftigungslos, ihre Führer sind bestochen und bezahlt Unheil zu stiften. Die nächste Woche scheint eine verhängnisvolle für uns werden zu wollen!“²⁾ . . .

Nicht erst die nächste Woche, schon der nächste Tag drohte es zu werden! Von allen Seiten ballten sich unheilswangere Wolken zusammen. Es hieß, die Gesellen der einzelnen Handwerke hätten bei der St. Wenzelsstatue auf dem Roßmarkt — der 28. war ein Sonntag — einander zugeschworen, einer für alle, alle für einen zu stehen um höhern Lohn zu erzwingen; die Arbeiter hätten sich kleine Todtenköpfe aus Blech als Abzeichen machen lassen; für morgen seien großartige Demonstrationen gegen Windisch-Grätz und gegen Pfstroß in Vorbereitung.

Viel schwärzeres war gegen den Landeschef geplant. Dem Dr. Edmund Schöck wurde von einem der Hitzköpfe im Vertrauen mitgetheilt: wenn Thun nicht in der morgigen Sitzung des National-Ausschusses die Einsetzung einer provisorischen Regierung bewillige, werde man ihn nach altböhmischem Brauche zum Fenster hinauswerfen; seine, des Erzählers, Section — es war dies die X. für innere Angelegenheiten — habe sich in diesem Beschlusse geeinigt. Dieses letztere nun war gewiß unrichtig, da sich in jeder Section des National-Ausschusses, auch in der X., weitaus Männer befanden die, wenn sie nicht ausgesprochen

¹⁾ Δ Prag 28. Mai, N. A. Ztg. Nr. 153 vom 1. Juni S. 2437 f.

²⁾ Ebenda † Prag 28. Mai Nr. 154 vom 2. Juni 2456.

conservative Gesinnung hegten, keinesfalls für gewaltfame Maßregeln, für Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu gewinnen waren. Die X. Section zählte 51 Mitglieder, die Schebel durch die Bank kannte, und er mußte sich sagen, nur eine sehr kleine Minorität könne es sein die einen so rabiaten Beschluß gefaßt habe, und auch dies könne nicht in einer ordentlich ausgeschriebenem Sitzung der Section stattgefunden haben¹⁾. Unter diesen wenigen befanden sich allerdings wüthende Kerle; einer und der andere hatte vor, einen geschliffenen Dolch in die Sitzung mitzunehmen, sie waren entschlossen Thun nicht mit dem Leben davonkommen zu lassen. Von diesem letztern Umstande hatte zwar Schebel damals nichts erfahren²⁾, doch das wenige was ihm gesagt worden, war ihm wichtig genug um den Landeschef warnen zu lassen. Er begab sich zu seinem Chef Dr. Walter, von dem er wußte daß er aus früherer Zeit mit dem Grafen Leo Thun bekannt sei³⁾, und dieser versprach ihm die Mission zu übernehmen. Damit nicht zufrieden, suchte Schebel noch am späten Abend den Kreis-Secretär Franz Placek im Gubernial-Gebäude auf und legte es auch diesem ans Herz seinen Chef zu warnen und ihn, um größeres Unheil zu verhüten, zur Bewilligung einer provisorischen Regierung zu bestimmen.

Ob dem Grafen Thun von der einen oder andern Seite diese Mittheilung thatsächlich gemacht wurde, ist nicht zu entscheiden. Wenn es geschah, so achtete er nicht darauf, er war nicht der Mann auf derlei Verede Werth zu legen. Seine Seele war von Gottesfurcht erfüllt; darum fand Menschenfurcht keinen Platz in ihr. Für jeden der seinen Charakter auch nur oberflächlich kannte steht es fest, daß ein Zwischenfall solcher Art nicht imstande war auf seine Entschliessungen Einfluß zu üben. Im Gegentheil, gerade in Fällen, wo ihm ungerechtfertigter Widerstand in den Weg trat, bäumte sich sein sittlicher Muth, seine Entschlossenheit, sagen wir sein Troß, mit einer Schroffheit auf, die ihm sonst gewiß nicht eigen waren. Selbständige Erwägungen ernstester Art waren es die im Landeschef einen Entschluß reifen ließen, der durchaus sein eigener war und nur zufällig mit dem zusammentraf

¹⁾ Dr. Wilhelm Gabler schreibt mir: „Ich war in jeder Sitzung der X. Section, ein solcher Beschluß wurde dort nicht gefaßt“.

²⁾ Er hat erst einige Jahre später, als schon das Gras über das Achtundvierzigtum gewachsen war, von einem der Theilnehmer davon reden gehört.

³⁾ D. 36. 1891 S. 178, 194.

auf was die anderen lossteuerten. Denn hundertfältig waren in den letzten Tagen die Wahrzeichen die ihn erkennen ließen, was in den Köpfen einer Partei stecke, deren Ziele in demselben Maße an scheinbarer Berechtigung gewinnen mußten, in welchem, wie die neuesten Straßenunfälle in Wien zeigten, im Centrum der Monarchie alles in eine grundloslose Gewalt- und Willkürherrschaft auszuarten drohte. Diese mit jedem Tage in den böhmischen Kreisen stärker hervortretenden Eindrücke konnten vom Landeschef nicht übersehen werden, es mußte durch einen augenfälligen Schritt bethätigt werden, daß man in Böhmen nicht gewillt sei sich von den im Centrum des Reiches nach Laune und Wetter wechselnden Tagesgewalten regieren zu lassen. Nur durch eine Veranstaltung solcher Art ließ sich durchkreuzen, was von den heißblütigen Tagespolitikern, deren manche sich des revolutionairen Charakters des von ihnen vorgeschlagenen Auskunfts Mittels wohl gar nicht bewußt sein mochten, verlangt wurde: eine aus dem Schoße des National-Ausschusses hervorgegangene, von ihm gewählte und zusammengesetzte und darum von ihm abhängige und ihm verantwortliche oberste Landesbehörde. Dadurch daß Thun im Gegensatz zu diesem Plane ein von ihm als Landeschef geschaffenes und ihm als Beirath dienendes Organ ins Leben rief, wahrte er am sichersten die höchste Autorität des Monarchen und die untergeordnete des neuen Ministeriums das, wie vielseitig verlautete, in Innsbruck in der Bildung begriffen war. Mitwirkend für den Entschluß Thun's war ohne Zweifel ein Moment, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf, das nämlich daß man seit den häßlichen Vorgängen am 15. Mai in Wien selbst eine thatkräftige Verwahrung von Prag aus, ein entschiedenes Vorgehen Böhmens erwartete, wodurch der Regierung in der Reichshauptstadt ein kräftiger Rückhalt geschaffen würde. Waren doch dem Gubernial-Präsidenten aus bedeutungsvollen Wiener Kreisen, ja aus dem Schoße des Ministeriums selbst nicht zu missdeutende Winke in dieser Richtung gekommen.

Von solchen Erwägungen geleitet berief Thun eine Anzahl von etwa zwanzig Mitgliedern des National-Ausschusses, darunter die Grafen Wurmbbrand, Albert Rostiz und Franz Thun Sohn, Strobach, Palacký, Rieger, Šafárik, Borrošch, Klaudi, in sein Präsidial-Bureau zu einer Berathung, in welcher der erstgenannte den Antrag stellte: die bereits von Sr. Majestät bewilligte

königliche Statthaltereı für Böhmen provisorisch ins Leben zu rufen und den Erzherzog Karl Ferdinand als das einzige in Prag anwesende Mitglied des Kaiserhauses um den Vorsitz anzugehen, wodurch jeder Verdächtigung eines illoyalen Übergriffes oder gar von Separationsgelüsten vorweg die Spitze abgebrochen würde. Graf Franz Thun und Dr. Klaudi waren fast die einzigen, welche Einwendungen gegen diesen Vorschlag erhoben; der letztere mit der Motivirung, daß er nicht zugeben könne daß das Wiener Ministerium in seiner Wirksamkeit gelähmt sei. Beschluß wurde keiner gefaßt; auch lag dies gewiß nicht in der Absicht des Landeschefs, der blos Stimmen hören wollte¹⁾. Jedenfalls stand es für ihn fest, daß die überwiegende Mehrzahl der Berathenden seine Überzeugung von der Unausweichlichkeit einer außerordentlichen Maßregel für Böhmen theilte, und er hielt sich verpflichtet, bevor er in der Angelegenheit weiter schritt, sich des Einverständnisses mit dem Herrn Erzherzog zu versichern.

Am 28. Mai traten auf Einladung des Gubernial-Präsidenten der Landes-Commandirende, die Präsidenten des Appellations-Gerichtes und des Landrechtes und der Gubernial-Vice-Präsident zu einer Berathung zusammen, in welcher Thun die Verhältnisse schilderte, die es unausweichlich erscheinen ließen für Böhmen zeitweilig außerordentliche Maßregeln zu treffen. „Was sich in Wien am 15. Mai und seither begeben, liefere den Beweis daß das interimistische Ministerium nicht jene Selbständigkeit besitze ohne die es der ihm von Sr. Majestät übertragenen Aufgabe zu genügen nicht vermöge; auch könne es niemand entgehen daß die besonderen Interessen Böhmens und die Ausführung der von Sr. Majestät dem Königreiche gemachten Zusagen nicht länger von den Dispositionen einer solchen Regierung abhängig bleiben dürfen; wenn dieser Umstand die Nothwendigkeit nahelege unabhängig von der gegenwärtigen Wiener Centralleitung zu handeln, so trügen anderseits die Zeitverhältnisse einen so ernsten und außergewöhnlichen Charakter, daß jeder Tag Ereignisse herbeiführen könne die es unerläßlich machen Maßregeln zu ergreifen welche die regel-

¹⁾ Näheres über diesen wichtigen Vorgang ist vor der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden; die Thatsache läßt sich nur im allgemeinen aus dem journalistischen Zweikampf zwischen Wurmbrand und Klaudi in der Bohemia Nr. 111 f. vom 8. und 9. Juli 1848 constatiren.

mäßige Wirksamkeit der bestehenden Behörden weit überschreiten; er habe darum nach reiflicher Überlegung beschloßen sich einen verantwortlichen Regierungsrath beizugesellen, in diesen Männer allgemeinen Vertrauens, die durch ihren persönlichen Einfluß bei den in Böhmen einander gegenüberstehenden Parteien den zu unternehmenden Schritten Eingang und Unterstützung zu verschaffen im Stande wären, zu berufen und mit ihnen in Fällen zu Rathe zu gehen, deren Behandlung den Wirkungskreis der Landesbehörden überschreite und in denen er ohne einen solchen Beirath nach seinem alleinigen Ermessen und unter seiner alleinigen Verantwortung entscheiden müßte“. Zu Ergreifung außerordentlicher Maßregeln, setzte Thun des weitern auseinander, würden, so stehe zu besorgen, am ehesten die Geldverhältnisse zwingen. „Der Mangel an klingender Münze wie an anderen Zahlungsmitteln für kleine Beträge erzeugt bereits in der Stadt und auf dem Lande die peinlichsten Verlegenheiten; in wenig Tagen wird die Berwechslungs-Cassa ganz erschöpft sein und auch an der erforderlichen Dotation überhaupt fehlt es schon so sehr, daß die Anforderungen des k. k. Kriegszahlamtes für den Monat Juni keine Bedeckung mehr haben.“ Thun beschloß sich in dieser Angelegenheit vorerst mit dem Finanz-Ministerium ins Einvernehmen zu setzen.

Wir sind über den Gang der Berathung nicht näher unterrichtet wir kennen nur das Ergebnis derselben, das in zwei Beschlüsse zusammengefaßt wurde: *Erstens*, der Gubernial-Präsident habe sich in der von ihm beantragten Weise einen „provisorischen verantwortlichen Regierungsrath“ beizugesellen, und *Zweitens* von diesem Schritte unverweilt Anzeige an Se. Majestät mit der Bitte zu erstatten, die getroffene Maßregel zu genehmigen „und zugleich anzuordnen daß die in dem A. G. Cabinets-Schreiben vom 8. April l. J. zugesicherten verantwortlichen Centralstellen für Böhmen durch Constituirung eines Statthaltereirathes ohne Verzug ins Leben gerufen werden“. Das über diese Verhandlung aufgenommene Protocoll trug die Unterschriften des Grafen Leo Thun und des Fürsten Windisch-Grätz, des Grafen Mittrowský und des Freiherrn Hennet¹⁾.

* * *

¹⁾ Die Motivirung des Thun'schen Entschlusses ist theils dem ausführlichen Vortrage entnommen, den er unmittelbar darnach an Se. Majestät erstattete (Čorný Boj za právo 264—266, leider nicht im deutschen Urtext), theils dem nicht minder

Der 29. Mai brach für die Bevölkerung Prag's in düsterer Stimmung an. Es war ein Montag, also für die zahlreichen ohnehin vielfach beschäftigungslosen Arbeiter ein „blauer“; was am Tage zuvor von ihnen gerüchtweise verlautet hatte, schien das ärgste befürchten zu lassen. Die Nationalgarde war in beständiger Erwartung durch Alarm auf ihre Sammelplätze gerufen zu werden; Dr. A. W. Ambros, selbst Nationalgardist, bezeugt „daß ihn jedes vorbeipolternde leere Faß ans Fenster trieb und daß er den ganzen Tag sehr scharf nach Tumulten ausjah“¹⁾. Zahlreiche Gruppen, elegante, halb-elegante und Leute im Arbeiterkittel bunt durcheinander, standen auf dem Sammelplatze aller Unruhen, vor dem Altstädter Rathhause, in eifrigem, doch meist friedlichen und ruhigen Gespräche.

Am Nachmittag war Versammlung unter freiem Himmel im Wenzelsbade. Ein Biquet Husaren hielt vor dem Eingange Wacht; in der Menge selbst wollte man jüngere Officiere in bürgerlicher Kleidung bemerken. Der General vom Tage kam mit seinem Adjutanten angeritten und warf einen Blick in den Garten. „Es sind ja lauter ordentliche Leute!“ sagte er und wandte sein Pferd²⁾. Auch ging es bei den Verhandlungen äußerlich ganz anständig her. S l a d k o w s k ý hielt eine Rede über die Wahlordnung, sprach von einem „begehrenden“ Princip, der Masse der Bevölkerung, und einem „aufklärenden“, der Intelligenz, was zwar von vielen nicht verstanden, aber bei der Beliebtheit des Redners und seinem schwunghaften Vortrage von allen beklatscht wurde³⁾. Darnach kam die Abdankung des Bürgermeisters

ausführlichen Rechtfertigungsschreiben vom 1. Juni B. 4788 an Pillersdorff (Prager Präf. A.). Was das über die Berathung am 28. abgefaßte Protocoll betrifft, so konnte ich leider nicht das, wohl nicht mehr vorhandene, Original dieses Schriftstückes, das übrigens ziemlich kurz gefaßt war, einsehen. Als Protocollführer fungirte der Gubernial-Präsident Philipp Weber (seither Baron Weber-Ebenhof Excellenz), von dessen Hand auch die dem Präsidentsial-Archiv der böhmischen Statthalterei einverleibte Abschrift ist. Der Name M e c s e r y's erscheint nicht unter den Unterschriften, wahrscheinlich weil er nur als Beirath seines Chefs beigezogen war. Ob der Vorstand der Cameral-Gefällen-Verwaltung Hofrath May der Versammlung persönlich beigewohnt hat oder vom Gubernial-Präsidenten auf anderem Wege von den gefaßten Beschlüssen in Kenntniß gesetzt wurde, läßt sich nicht mehr entscheiden.

¹⁾ Bohemia Nr. 86 v. 30. Mai „Localzeitung“.

²⁾ Kopp Ereignisse der Pfingstwoche (Prag 1848 Kretschmar) S. 19.

³⁾ Schopf IV S. 26 f.

zur Sprache, die zum Verdrusse seiner Widerjacher noch immer nicht erfolgt war; es wurde eine Deputation an den National-Ausschuß beschlossen, dem sie die große Petition mit (angeblich) 1500 Unterschriften überbringen sollte.

Das National-Comité war inzwischen zur gewohnten Stunde zusammengetreten, als die Botschaft aus dem Wenzelsbade angemeldet wurde. Graf *Thun* erklärte, daß Bürgermeister *Pstrosch* die Versammlung vom 27., in welcher die Petition abgefaßt worden, als eine gesetzliche nicht anerkenne, daß übrigens der National-Ausschuß mit dieser Sache nichts zu schaffen habe. Auf die Erwiderung der Deputation: die Aufregung in der Stadt sei sehr groß und es seien Ausbrüche der Volkswuth zu befürchten, beantragte *Brauner*, dem Bürgermeister zu rathen, er möge um des Friedens willen und als Patriot sein Amt für so lang niederlegen, als seine Angelegenheit nicht ordnungsmäßig ausgetragen sei. Zuletzt wurde beschlossen die Versammlung im Wenzelsbade zu beschicken, ihre Aufregung zu beschwichtigen, sie von allen Gewaltschritten abzuhalten und auf den morgigen Tag zu vertrösten wo die Frage untersucht und geprüft werden solle; *Brauner*, *Kieger* und *Jarosch* kehrten nach einer geraumen Weile mit beruhigenden Versicherungen in das National-Comité zurück.

Die Sitzung hatte im übrigen mehrere interessante Episoden. Donnernden Zuruf erregte eine Zuschrift des Banus *Jellacic* die *Kieger* in illyrischer böhmischer und deutscher Sprache vorlas; sie enthielt die Einladung an den National-Ausschuß, in den demnächst zu eröffnenden kroatischen Landtag zwei Vertreter ad audiendum zu entsenden und dadurch die Bande mit dem südslavischen Brudervolke um so inniger zu knüpfen. Es wurde beschlossen in herzlichem Tone mit einer ähnlichen Einladung zur Beschickung des böhmischen Landtags durch kroatische Gäste zu erwidern, und *Safarik* durch Zuruf erwählt den in diesem Sinne gehaltenen Text abzufassen. Eine weitere Mittheilung war die *Ruppert's* über den Erfolg der an das kaiserliche Hoflager abgeschickten, nunmehr von dort zurückgelangten Deputation. Die Mittheilung würde in einem ruhigem Zeitpunkte theilnahmsvolles Interesse erweckt haben; heute ging sie fast spurlos vorüber, da die Gedanken der Anwesenden mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren. Zunächst mit der Einberufung des böhmischen Landtages, dessen Zusammentritt, wie mehrseitig in früheren Sitzungen ausgeführt worden

war, für den 7. Juni darum nicht erwartet werden konnte, weil die Vornahme der Wahlen eine längere Frist zu verlangen schien als ursprünglich in Aussicht gestanden hatte.

Als Dr. Hauschild diesen Gegenstand in längerer Auseinandersetzung zu behandeln anhub, unterbrach ihn Thun und erhob sich zu einer wichtigen Mittheilung die er zu machen habe. „Nach den neuesten Wiener Vorfällen“, begann er unter athemloser Aufmerksamkeit der Versammlung, „müße er das Band zwischen den Wiener und Prager Behörden als zerrissen ansehen; es sei daher bis auf weiteres nöthig für Böhmen eine gewisse Vorsorge zu treffen; die unsichere Lage der Dinge könne manche schleunige Vorkehrungen die den Wirkungskreis der bestehenden Behörden überschreiten nothwendig machen; er habe darum mit den Vorständen der verschiedenen Verwaltungszweige beschlossen sich mit einem aus Männern des allgemeinen Vertrauens bestehenden Regierungsrathe zu umgeben die ihm, falls außerordentliche Maßregeln zu ergreifen wären, mit ihren Erfahrungen und ihrer Einsicht zur Seite stehen sollten; zu einer solchen Maßnahme sei vor allem die Gutheißung Sr. Majestät nothwendig, die mit aller Beschleunigung aus Innsbruck einzuholen wäre“. Als solche Männer allgemeinen Vertrauens bezeichnete er: Palacký, Kieger, den Grafen Albert Rostiz, Strobach, Brauner, Borrosch; zwei weitere behielt er sich vor nachträglich zu benennen; den Grafen Rostiz und Dr. Kieger betraute er mit der Sendung an das kaiserliche Hoflager.

Thun hatte gesprochen und keine Widerrede erhob sich. Er hatte die Parteiführer, von denen ein hervorragender den ehrenvollen Auftrag nach Innsbruck übernehmen sollte, für seinen Plan gewonnen. Es waren allerdings unter den Erforenen — die Ergänzung durch zwei Mitglieder die er sich vorbehalten hatte, traf den Grafen Wilhelm Wurmbrand und, um auch Handel und Industrie namentlich aus den wichtigen nordböhmischen Bezirken vertreten zu haben, den Fabricanten Herzig aus Reichenberg — nur einige in deren Einsicht und Mäßigung er sein volles Vertrauen setzen konnte; es befanden sich ausgesprochene politische Gegenfüßler wie Kieger und Borrosch darunter; allein er durfte sich zutrauen daß es seiner überragenden Stellung und seinem Einflusse gelingen werde in jedem einzelnen Falle über persönliche Schwierigkeiten die Oberhand zu gewinnen. Die Männer der übereilten Beschlässe

waren entwaffnet; inmitten der allgemeinen Billigung von Thun's Vorschlägen war nicht daran zu denken ihm das Schicksal von weiland Slavata und Martinič zu bereiten; ihre Dolche blieben in der Scheide. Aber sie ließen sich nicht nehmen, gleichsam zu ihrer Selbstrechtfertigung warum sie im entscheidenden Augenblicke nicht gehandelt, von einer „provisorischen Regierung“ zu sprechen, und dieses Losungswort ist dann rasch, den Einen zu selbstgefälliger Befriedigung, den Feinden Böhmens zu willkommener Verdächtigung, nach allen Richtungen der Windrose ins Land und über die Gränzen des Landes hinausgegangen. Thun selbst hat diesen Ausdruck, der ihm einen revolutionairen Beigeschmack hatte, nie gebraucht, und jeder Überlegende mußte zugeben, daß der provisorische Regierungsrath den er in Augen hatte wesentlich etwas anderes war als eine provisorische Regierung im Style z. B. der Pariser in den Februar- und Märztagen.

In einem vom 30. Mai datirten Circular-Schreiben machte Thun seinen Schritt allgemein bekannt:

Die neuesten Wiener Ereignisse haben es der Landesregierung ganz unmöglich gemacht, sich durch das interimistische Ministerium in jener verfassungsmäßigen Verbindung mit Sr. Majestät dem Kaiser und Könige zu erhalten, welche den festen Verband des Königreichs Böhmen mit der Gesamt-Monarchie, die dauernde Wahrung der constitutionellen Freiheit und die Erfüllung der den Böhmen von Sr. Majestät Allergnädigst ertheilten Gewährungen sichern soll.

Bei diesen Umständen haben die Chefs der böhmischen Landesbehörden nach gemeinschaftlicher Berathung die Bildung eines provisorischen Regierungsrathes aus Männern des öffentlichen Vertrauens für nothwendig erkannt.

Die Bestimmung dieses provisorischen Regierungsrathes wird es vorderhand nur sein, unter dem Voritze des Gubernial-Präsidenten über jene den Wirkungskreis der Landesstellen überschreitenden inneren Landesangelegenheiten zu entscheiden, welche durch die außerordentlichen Verhältnisse unaufschieblich werden dürften.

Es folgten die Namen der vom Gubernial-Präsidenten berufenen Persönlichkeiten mit dem Beifügen daß zwei derselben unmittelbar an das Allerhöchste Hoflager mit der Bitte um Genehmigung der getroffenen Verfügung abgejendet worden¹⁾.

¹⁾ S c h o p f IV Nr. CCXXXVII S. 87.

Sobald die Kunde von der Einsetzung eines provisorischen Regierungsrathes oder, wie man sich nun einmal gefiel es zu heißen, einer provisorischen Regierung für Böhmen nach Wien gelangt war, erfolgte vom Ministerium eine geharnischte Erklärung, welche diesen Act für ungiltig erklärte; mindestens dürfe der Regierungsrath nicht ins Leben treten, bevor die Genehmigung Sr. Majestät erfolgt wäre; Graf Thun und alle Mitglieder dieser ungesetzlichen Vorkehrung hätten sich durch ihren Schritt für alle Folgen und Schäden die daraus entstehen könnten verantwortlich gemacht. An Thun insbesondere erging die Aufforderung, falls er sich durch jenen Beschluß gebunden erachten sollte, das Präsidium der Landesstelle niederzulegen und die Leitung der Geschäfte an den Gubernial-Vice-Präsidenten Baron Mecséry abzugeben. Gleichzeitig machte Pillersdorff dieses Vorkommnis allen anderen Landeschefs mit dem Beisatze bekannt, „sich jeder ungesetzlichen Constatuirung zu enthalten und unter schwerer Verantwortung jeden Schritt zu vermeiden, der in diesem wichtigen Momente die Einheit der Regierung schwächen und sie in jener Kraftentwicklung hindern könnte, welche die Ehre, das Wohl und der Bestand der Monarchie mehr als je in der größten Ausdehnung unerläßlich erfordert“.

Seinerseits gab der provisorische Regierungsrath — unterzeichnet Borro sch, Brauner, Palacký, Wurmb rand; die anderen „abwesend“ — im Geiste der Ansprache des Gubernial-Präsidenten Aufklärung über seine Stellung, um die „mannigfachen Mißdeutungen“ zu zerstreuen, zu denen ihr Unterfangen von verschiedenen Seiten Anlaß gegeben habe, da dessen Ziel kein anderes sei als, bei dem Zustande der Unfreiheit in welchem sich das Wiener Ministerium den Straßendemonstrationen gegenüber befinde, „in treuester autonomischer Durchführung der constitutionellen Freiheit den einzig möglichen Weg zu allseitiger Verständigung auf dem künftigen Reichstage anzubahnen“. Als in diesen Tagen ein Schreiben Herzig's aus Reichenberg eintraf, worin er aus persönlichen Gründen und weil er „einen solchen Schritt ohne Anordnung des vom Kaiser bestellten Ministeriums als illegal ansehen müsse“, seinen Eintritt in den provisorischen Regierungsrath ablehnte, entgegnete ihm Borro sch in entschiedenem Tone, daß er Herrn Herzig „an Vaterlandsliebe in österreichisch = eidgenössischem Sinne“ nicht nachzustehen glaube.

Thun selbst aber erklärte am 4. Juni dem Minister des Innern gegenüber, daß er die ihm zugemuthete Verantwortung „mit ruhigem Bewußtsein“ trage, „nachdem diese außerordentliche Maßregel, ehe sie die Genehmigung Sr. Majestät im verfassungsmäßigen Wege erhält, nur erst dann in Wirksamkeit treten würde, wenn die Folgen der verfassungswidrigen Vorgänge in Wien es durchaus unmöglich machen sollten, daß die Landesregierung, deren Leitung mir anvertraut ist, sich nur in der streng gesetzlichen Bahn bewege“¹⁾.

Anhang.

Die Geschichte von dem geplanten Fenstersturz aus der Feder des Dr. Schebek, den ich persönlich nicht die Ehre habe zu kennen und mit dem ich aus einem zufälligen Anlasse 1886/7 nur einen brieflichen Verkehr angeknüpft hatte, war mir so durchaus neu und überraschend, daß man es begreiflich finden wird, wenn ich mich gedrungen fühlte mir darüber von anderer Seite Rathes zu erholen.

Einer meiner hochverehrten Freunde, der Schebek seit langen Jahren kennt, gab mir die Versicherung, der Mann sei keiner Unwahrheit fähig.

Dr. Hermenegild Ritter Zireček von Samokov, welchem ich den Aufsatz zu lesen gab, schrieb mir böhmisch: „Die Erinnerungen Schebek's machen mir den Eindruck der Wahrhaftigkeit und stehen, so viel ich weiß, mit den damaligen Erfahrungen nicht im Widerspruch“. Er selbst, fügte Ritter v. Zireček bei, habe an den damaligen Ereignissen wenig theilgenommen, da er zu jener Zeit meist an den Redactionstisch der N. N. gefesselt gewesen. Zuletzt schrieb er aber deutsch: „Ich erinnere mich ganz dunkel daß von einem Fenstersturze, vielleicht nur frivol, gesprochen wurde“.

Von größtem Gewichte aber war mir die Äußerung des Grafen Thun selbst, der mir folgendes schrieb:

Ich glaube nicht, daß von unten her die Einsetzung einer „provisorischen Regierung“ von mir begehrt worden wäre.

In einer Versammlung bei H. v. Neuberg zu der ich geladen wurde, und der ich bewohnte um zu erfahren was da vorgehe (den Tag derselben kann ich nicht angeben, jedenfalls vor dem 14. Mai), erklärte Hawlicek, es gebe keine Regierung mehr. Ich schlug ihn mit der Erklärung nieder: ich sei der Repräsentant und Träger der Regierung in Böhmen.

Zwischen dem 17. und 19. Mai erklärte ich im Einvernehmen mit Erzherzog Karl Ferdinand, dem Landesgerichts-Präsidenten

¹⁾ Schopf V Nr. CCXXXIX f. S. 64—66, COLVI S. 72 f. G. Bl. a. B. Nr. 57 vom 6., Beil. Nr. 59 vom 8. Juni; böhmisch N. N. č. 53 vom 7. Juni, Černý S. 280 f.

und dem Chef der Finanz-Verwaltung unter Bezeichnung der Personen einen Regierungsrath, wenn er vom Kaiser gebilligt werde, um mich von der Wiener-Studenten-Regierung frei zu machen, und schickte Albert Mostiz und Kieger nach Innsbruck, dadurch war auch der Nationalrath factisch sistirt.

Gleichzeitig schrieb ich Wahlen für den Landtag aus, und die Entsendung von Wahl-Commissären zersprengte eben den Nationalrath.

Der Kaiser genehmigte bekanntlich die Einberufung des Landtages (der durch den Aufstand im Juni vereitelt wurde); aber nicht „den provisorischen Regierungsrath“, für welchen auch durch das neue Ministerium kein Anlaß mehr war.

Ich kann mich nicht erinnern, und glaube nicht, daß Dr. Walt her mir das Project des „Fenstersturzes“ mittheilte. Ich habe dabon meines Erinnerns bis jetzt nichts gewußt.

Aber eines Tages sah ich, als ich in den Nationalrath ging, an der Hauptwache eine Bürgergarde ausgerückt. Ich schickte sie als unnützig weg, und erklärte dies in der Versammlung. Möglich daß in Folge dessen die Radicalen es nicht wagten aufzutreten.

An welchem Tage es war weiß ich nicht; es muß aber noch vor dem 16. Mai gewesen sein.

Am 18. oder wohl 19. Mai kehrte Windischgrätz nach Prag zurück. Am 20. nachmittags fuhr ich zu ihm und hatte mit ihm eine lange Unterredung.

Am 21. war ich zu ihm zu Tische geladen. Ich kam verspätet, weil ich nochmals in einer Versammlung bei Neuberg war.

18. Mai 1887.

Leo Thun m. p.

Graf Leo Thun hat obiges nach nahezu vierzig Jahren ohne schriftliche Behelfe aus dem Gedächtnisse flüchtig zu Papier gebracht und es ist darum begreiflich wenn er sich in den Tagesangaben nicht ganz sicher fühlte, „Nationalrath“ statt National-Ausschuß oder National-Comité schrieb, die Theilnehmer an der Verhandlung vom 28. Mai nur lüdenhaft nannte, u. dgl. In einer Nachschrift zu seiner Erklärung schrieb mir Graf Thun über Schebel's Darstellung: „Was von den unterirdischen Bewegungen erzählt wird, hat mich interessirt und ist mir neu, hat aber meine Action nicht bewirkt“.

Noch habe ich zu erwähnen, daß Dr. Schebel, als ich mich an ihn brieflich mit der Anfrage wandte, ob sein Tischnachbar von der Sophien-Insel, der ihm ein so auffallendes Bekenntnis gemacht (s. oben S. 213 Anm. 2) als glaubwürdiger Zeuge gelten könne, mir am 20. Mai 1887 die Erklärung abgab er könne den Mann, da dieser noch am Leben sei, nicht nennen, über die Frage der Glaubwürdigkeit desselben aber folgendes beifügte:

„Zur Bestätigung vermag ich nur psychologische Gründe anzuführen. So sehr ich den ehrenhaften Charakter des genannten Herrn schätzte, so habe ich doch an seiner Anlage, unter Umständen zum Fanatiker zu werden, keinen Augenblick gezweifelt. Dagegen war mein

Principal“ — Dr. Walther — „ein nüchternen überlegender Mann, der sich durch nichts in Wallung bringen ließ. Gleichwohl erschien ihm meine Darlegung triftig genug, um den bewussten Gang zu machen“.

Der zweite an den sich Scheibel in seiner großen Besorgnis wandte war Franz Pláček, den er in seinem Manuscript als „Präsidental-Secretär“ bezeichnet. Präsidental-Secretär Thun's war aber nicht Pláček, sondern Felix Reiser, Pláček war auch sonst nicht im Präsidental-Dienst. Auf diesen Umstand aufmerksam gemacht, schreibt mir Dr. Scheibel: „Dass ich ihn irrthümlich als Präsidental-Secretär bezeichnete, leuchtet mir jetzt selbst ein, da ich mir meines Erinnerns nicht erst durch Kanzleien und ein zahlreiches Bureau-personale den Weg zu ihm zu bahnen hatte, sondern ihn ganz allein in einem abseits gelegenen Zimmer fand. Jedenfalls stand er in Verwendung beim Grafen Thun und zwar augenscheinlich in einer ganz besonders vertraulichen Stellung, so dass er sowohl mir als andern als des Grafen rechte Hand erschien. Ein Irrthum in der Person hingegen ist unmöglich“ zc. Pláček war Kreis-Secretär in Chrudim und muß also vom Landeschef für einen besondern Zweck, etwa für das complicirte Wahlgeschäft, zeitweilig in das Gubernium einberufen worden sein.





Gedichte.

Von Alma Friedland.

Frühlingsruf.

Verflicke Dich so fest Du kannst,
Sobald der Lenz erwacht,
Es bringt von seinem Jubelruf
Ein Ton in Deine Nacht.

Und langsam löst das Dunkel sich
Von deiner Seele ab,
Verklärt und sieghaft steigt auch sie,
Wie Christus, aus dem Grab.

Sie schwingt sich auf zum gold'nen Licht,
Es weichen Weh und Schmerz;
Es macht ja stets des Frühlings Lust
Gesund das kranke Herz.

Frühlingszauber.

Warm und freundlich scheint die Sonne,
Grüne Knospen schwellen am Baum,
Froh erwachen alle Blumen
Aus dem langen Wintertraum.

Und ein frisches Frühlingslüftchen
Nieder von den Bergen zieht,
Schüchtern wagt, in leisen Tönen,
Vögelein sein erstes Lied.

Auch im Herzen regt sich's wieder,
 Wenn die Welt vom Schlaf erwacht,
 Und es ringet Lieb auf Lieb sich
 Freudig los aus dunkler Nacht.

Was das Herz oft schwer bedrückte,
 Was die Seele still gequält,
 Flattert nun in kleinen Liedern
 Wieder in die weite Welt.

Wenn die Schwalben wiederkehren.

Wenn die Schwalben wiederkehren
 Und die blauen Beilchen blüh'n,
 Frühlingslüfte scherzend kosen
 Um der Zweige liches Grün,
 Singt's und klingt's auch in der Seele
 Und das Lied drängt sich heraus,
 Zieht auf leichten Windesflügeln
 Fort und fort, von Haus zu Haus.

Zieht durch alle Menschenherzen,
 Scheuchet fort des Kummers Nacht,
 Ruft: „D freuet Euch des Lebens,
 Seht, der Frühling ist erwacht!“
 Leise pocht des Lenzes Bote
 An das Herz — Du ruffst: „Herein!“
 Sieh', da flutet durch die Seele
 Gold'ner Frühlingssonnenschein!

Auf, mein Herz!

Auf, mein Herz! Zu neuem Leben
 Dich die Oterglode ruft,
 Sollst Dich neugestärkt erheben
 Aus des Irrthums dunkler Gruft.
 Auch für Dich, für Deine Sünden
 Starb der Herr auf Golgatha —
 Und auch Du wirst Gnade finden,
 Dir auch ist der Heiland nah!

Sollst nicht zweifelnd bang verzagen,
 Wenn das ew'ge Licht erwacht,
 Mit der Sonne muß es tagen
 Und es flieht die bange Nacht.

Waldes = Wirkung.

Wenn von aller Welt verlassen,
 Sorge Dir das Herz bedrückt,
 Wenn kein Freund mit stummem Fühlen
 Mitleidsvoll die Hand Dir drückt,
 Flieh' dann in des Waldes Gründe,
 Öffne dort Dein jagend Herz;
 Dem geheimnisvollen Zauber
 Weicht der tiefste Seelenschmerz.

Wenn Dich bange Zweifel quälen,
 Lausche, was der Wald erzählt —
 Und Dein Geist wird sich erhellen,
 Groß und weit wird Dir die Welt!
 Von der Eiche kannst Du lernen
 Fest und stark im Sturme steh'n,
 Und der Tanne schlanker Wipfel
 Zeiget Dir den Pfad zu geh'n.

Und die bunten Blumen lehren
 Dich, beglücken Aug' und Sinn.
 Von des Waldes muntern Sängern
 Lernst Du froh durch's Leben zieh'n.
 Darum, wenn Dich Sorgen quälen,
 Eile nach dem grünen Wald —
 Und in freier Luft genesen
 Werden Leib und Seele bald!

Du bist nicht einsam und allein.

Du bist nicht einsam und allein,
 So lang' auf dieser Welt
 Noch eine Seele fest und treu
 Zu Dir in Liebe hält.

Du bist nicht einsam und allein,
 So lang in Deiner Brust
 Ein Funke noch für's Schöne glüht
 In Glück und Jugendlust ;
 So lange noch Dein Herz erbebt,
 Sobald der Lenz erwacht,
 So lang' an Deinem Himmel flammt
 Ein Stern in dunkler Nacht.
 Und wenn Du alles auch verlierst,
 Der Tod Dein Liebstes raubt,
 Du bist nicht einsam und allein,
 So lang' Dein Herz noch glaubt.

Gottes Nähe.

Betrachte ich zur Lenzeszeit
 Die herrliche Natur ;
 Wohin ich blicke, weit und breit
 Seh' ich des Geistes Spur ;
 Des Geistes, der die Gottheit ist,
 Die liebend uns erhält,
 Die ihren Segen niedergießt
 Rings auf die weite Welt.

Ich sehe ihn im bunten Kranz,
 Der auf den Wiesen blüht ;
 Ich schau' ihn in der Sterne Glanz,
 Der Nachts am Himmel glüht ;
 Ich spür' ihn in des Lüftchens Hauch,
 Das meine Stirn umkost —
 Und seine Nähe fühl' ich auch,
 Wenn wild der Sturmwind tost.

Ich ahne ihn, wenn Glück und Lust
 Erheben mir das Herz —
 Und auch, wenn durch die tiefste Brust
 Oft Sorge zieh'n und Schmerz.
 Ich sehe ihn im Strahl des Licht's,
 Der durch den Nebel dringt ;
 Ich schaue auf — und fürchte nichts,
 Was auch das Schicksal bringt!

Alle Menschen sollst Du lieben!

„Alle Menschen sollst Du lieben!“
Spricht zu uns des Heiland's Mund;
„Nicht mit Worten nur, mit Thaten,
Und aus tiefstem Herzensgrund!“

Alle sind ja uns're Brüder,
Hoch und niedrig, arm und reich,
Vor dem Vater in der Höhe
Sind ja alle Menschen gleich.

Mit den Guten, Edlen wandle
Durch das Leben Hand in Hand,
Doch auch um die Bösen schlinge,
Still der Nächstenliebe Band!

Die da schlimme Wege wandeln,
Führe durch Dein mahnend Wort
Aus des Irrthums Nacht zum Lichte,
Von des Lasters Abgrund fort!

Durch die Liebe nur gedeihet,
Was der Geist ersinnt und schafft,
Unser Leben wird zum Segen
Durch der Liebe heil'ge Kraft.

Liebe ist's, was Jesus lehrte;
Sie gab er, als erste Pflicht —
Und wo ihre Hand nur waltet,
Wird die Finsternis zum Licht.

Herbsttag.

Dichter Nebel hüllt die Berge,
Wenn der junge Tag erwacht
Und es weicht dem Strahl der Sonne
Langsam nur die trübe Nacht.
Aber wenn die Nebel weichen,
Strahlt die Welt in Licht und Glanz,
Von den Bergen leuchtet nieder
Buntgefärbter Wälder Kranz.

Du bist nicht einsam und allein,
 So lang in Deiner Brust
 Ein Funke noch für's Schöne glüht
 In Glück und Jugendlust ;

So lange noch Dein Herz erbebt,
 Sobald der Lenz erwacht,
 So lang' an Deinem Himmel flammt
 Ein Stern in dunkler Nacht.

Und wenn Du alles auch verlierst,
 Der Tod Dein Liebstes raubt,
 Du bist nicht einsam und allein,
 So lang' Dein Herz noch glaubt.

Gottes Nähe.

Betrachte ich zur Lenzeszeit
 Die herrliche Natur ;
 Wohin ich blicke, weit und breit
 Seh' ich des Geistes Spur ;
 Des Geistes, der die Gottheit ist,
 Die liebend uns erhält,
 Die ihren Segen niedergießt
 Rings auf die weite Welt.

Ich sehe ihn im bunten Kranz,
 Der auf den Wiesen blüht ;
 Ich schau' ihn in der Sterne Glanz,
 Der Nachts am Himmel glüht ;
 Ich spür' ihn in des Lüftchens Hauch,
 Das meine Stirn umkost —
 Und seine Nähe fühl' ich auch,
 Wenn wild der Sturmwind tost.

Ich ahne ihn, wenn Glück und Lust
 Erheben mir das Herz —
 Und auch, wenn durch die tiefste Brust
 Oft Sorge zieh'n und Schmerz.
 Ich sehe ihn im Strahl des Licht's,
 Der durch den Nebel bringt ;
 Ich schaue auf — und fürchte nichts,
 Was auch das Schicksal bringt!

Alle Menschen sollst Du lieben!

„Alle Menschen sollst Du lieben!“
 Spricht zu uns des Heiland's Mund;
 „Nicht mit Worten nur, mit Thaten,
 Und aus tiefstem Herzensgrund!“

Alle sind ja uns're Brüder,
 Hoch und niedrig, arm und reich,
 Vor dem Vater in der Höhe
 Sind ja alle Menschen gleich.

Mit den Guten, Edlen wandle
 Durch das Leben Hand in Hand,
 Doch auch um die Bösen schlinge,
 Still der Nächstenliebe Band!

Die da schlimme Wege wandeln,
 Führe durch Dein mahnend Wort
 Aus des Irrthums Nacht zum Lichte,
 Von des Lasters Abgrund fort!

Durch die Liebe nur gedeihet,
 Was der Geist ersinnt und schafft,
 Unser Leben wird zum Segen
 Durch der Liebe heil'ge Kraft.

Liebe ist's, was Jesus lehrte;
 Sie gab er, als erste Pflicht —
 Und wo ihre Hand nur waltet,
 Wird die Finsternis zum Licht.

Herbsttag.

Dichter Nebel hüllt die Berge,
 Wenn der junge Tag erwacht
 Und es weicht dem Strahl der Sonne
 Langsam nur die trübe Nacht.
 Aber wenn die Nebel weichen,
 Estrahlt die Welt in Licht und Glanz,
 Von den Bergen leuchtet nieder
 Buntgefärbter Wälder Kranz.

Blüth'n auch in bescheid'ner Weise
 Nur die Blümlein mehr im Thal,
 Schimmern doch in hellen Farben
 Sie im Herbstesonnenstrahl.
 Sommerfäden, silberglänzend,
 Überall in Wald und Flur —
 O wie schön ist selbst im Herbst
 Noch die sterbende Natur!

Gleicht sie doch der echten Liebe,
 Die nicht mit dem Lenz entflieht,
 Die, gleich gold'nen Fäden schimmernd
 Durch den Herbst des Lebens zieht;
 Die die Nebel uns verschuechet
 Und die Welt im Glanz noch zeigt,
 Wenn auch längst schon unser Leben
 Langsam sich zu Grabe neigt.

Ein Jahr.

Ein Jahr! — Welch eine kurze Spanne Zeit —
 Und doch wie viel birgt sie an Lust und Leid!
 Wie mancher Mund, der heut' noch froh Dich grüßt,
 Im Lauf des Jahres sich auf ewig schließt.

Wie manches Herz, das liebend Du nennst Dein,
 Wird Dir nach Jahresfrist entrispen sein!
 Die Zukunft selbst, so freundlich, hell und lieb
 Am ersten Tag, wird Dir bald grau und trüb —

Und ehe Du es noch so recht bedacht,
 Umhüllt Dich schon die schaurig dunkle Nacht;
 Kein Sternenlicht erhellet deinen Pfad,
 Wenn sich des Jahres letzte Stunde naht.

Doch zage nicht! — Was Dir auch Gott gesandt,
 Dein Schicksal liegt in seiner Vaterhand;
 Wie er's auch lenkt, es muß zum besten sein;
 Durch Kampf und Weh geht man zum Frieden ein!

Ein Stern.

Umwölkt ist der Himmel,
 Verödet die Flur,
 Es ziehet ein Frösteln
 Rings durch die Natur.
 Der Lenz war so herrlich,
 Der Sommer so schön —
 Und doch mußten beide
 So schnell, ach, vergeh'n!

Die Blümlein, die lieblich
 Im Frühling geblüht,
 Die Rosen, die feurig
 Im Sommer geglüht,
 Verwelkt sind sie alle,
 Entblättert — dahin —
 Und schwer ist das Herz mir
 Und traurig mein Sinn.

Doch strahlt durch die Wolken
 Ein funkelnder Stern,
 Mich freuet sein Schimmer,
 Obgleich er mir fern.
 Mich tröstet sein Leuchten
 In schweigender Nacht,
 Es sagt mir sein Funkeln,
 Daß Gott für mich wacht.

Mag's schauern und frösteln
 Rings in der Natur,
 Mag's stürmen und toben
 Durch Wald und durch Flur,
 Nicht will ich verzagen,
 So lange mir lacht
 Sein freundlicher Schimmer
 Durch Nebel und Nacht!

Der erste Frost.

Der erste Reif liegt über Wald und Haide,
 Es naht die lange kalte Winternacht;
 Vorüber sind des Lenzes Glück und Freude,
 Vorbei des Sommers volle Blütenpracht.

Der erste Frost senkt auf die Flur sich nieder,
 Das erste Weh durchzuckt das Menschenherz;
 Doch kommt der Schnee und wärmt die Erde wieder,
 Das Alter naht — und milder wird der Schmerz.

Menschenloos.

Es kommen die Jahre, die Stunden entflieh'n,
 Man weiß nicht von wannen, man weiß nicht wohin.

Der Mensch ist im Leben ein Pilger ja nur,
 Verläßt er die Erde, verweht seine Spur.

Von all' seinen Gütern bleibt nichts ihm zurück;
 Sein Leid nimmt ein Ende, es endet sein Glück.

Im ewigen Wechsel entfliehet die Zeit,
 Es wechselt das Leben tagtäglich sein Kleid.

Was heut' uns beglückt ist morgen nur Staub,
 Es fallen die Blüten dem Herbststurm zum Raub.

Was heute noch freudig das Herz uns erhebt,
 Nach wenigen Tagen für immer entschwebt.

Doch wie sich auch ändert der Mensch und die Zeit,
 Im Kommen und Gehen die Welt sich erneut!

Und wenn auch des Einzelnen Spuren verweh'n,
 Wenn auch unf're Werke nicht dauernd besteh'n,

Sproßt nur aus den Trümmern ein Körnlein der Saat,
 Folgt bleibender Segen der menschlichen That!

Drum, — wem auch vom Himmel verliehen die Kraft,
 Daß Gutes und Schönes er wirkt und schafft,

Deß' Leben, es wird nicht im Sande verweh'n;
 Kennt ihn auch kein Denkmal, — die That wird besteh'n!

Weisung.

Wandle stets auf g'raden Wegen,
 Thue recht und bau' auf Gott!
 Nimmer wird er Dein vergessen,
 In des Lebens Kampf und Noth!

Und wenn je in deinem Leben
 Du ein Unrecht hast gethan,
 Such' es wieder gut zu machen
 Hier auf Deiner Erdenbahn!

Nicht zur Rechten noch zur Linken
 Sollst Du schau'n, — nach oben nur,
 Wo die ew'gen Sterne weisen
 Dir der Gottheit heil'ge Spur!

Schaue auf zum blauen Himmel,
 Wo dich grüßt das gold'ne Licht,
 Das, ein Abglanz seines Schöpfers,
 Aus dem Morgennebel bricht.

Und so wie es ihn zertheilend
 Alles siegreich überstrahlt,
 Soll des Daseins Leuchte bleiben
 Dir der Wahrheit Allgewalt.

Soll Dir zeigen jene Liebe,
 Die die Welt zum Eden schafft,
 Wenn der Mensch nur nach ihr strebet
 Mit der Seele ganzer Kraft.

Wenn er nicht mit müß'gen Händen
 Nur des Daseins Qual beklagt,
 Sondern nach Vollendung strebet,
 Hoffnungsfreudig, unverzagt.

Post Dich auch in dunklen Nächten
 Manch' ein Irrlicht von dem Pfad,
 Trau' auf Gott, er wird Dich schirmen,
 Wenn Gefahr und Abgrund naht.

Bete, schaffe, ringe, strebe,
 Halte an dem Glauben fest,
 Daß ein Vater liebend waltet,
 Der die Seinen nie verläßt!

Weihnachtsglück.

Lichter flammen, Gaben schimmern
 Von dem grünen Tannenbaum,
 Und durch alt' und junge Herzen
 Zieht der heil'ge Weihnachtstraum.
 Tausend Sachen für die Kleinen
 Liegen allerorts bereit,
 Freude herrscht in jedem Hause
 Um die heil'ge Weihnachtszeit.

Liebe steigt vom Himmel nieder,
 Tritt hinein in jedes Haus,
 Wehrt dem Kummer und der Sorge,
 Löschet Haß und Zwietracht aus.
 Breitet milde ihre Schwingen
 Über jedes kranke Herz,
 Hebt empor zu neuem Lichte
 Es aus Elend, Noth und Schmerz.

Und wo aus dem trauten Kreise
 Ein geliebtes Wesen fehlt,
 Baut die Liebe eine Brücke
 Hin in jene and're Welt —
 Und auf gold'nen Fäden schwebet
 Der verklärte Geist zurück,
 Theilet freudig mit den Seinen
 Weihnachtsfrieden, Weihnachtsglück!





Unter den Fahnen der großen Kaiserin.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Krieg.

Von J. v. P - Weber.

Vorwort.

Die folgende Erzählung ist keine Dichtung, sondern die in spannende Form gebrachte Schilderung der Erlebnisse eines jungen Adelligen, der aus Österreichisch-Schlesien stammend zu Beginn des siebenjährigen Krieges, als die große Kaiserin Maria Theresia und Österreich in großer Bedrängnis waren, sich unter ihre Fahnen stellte und die siegreichen Schlachten bei Kolin und Hochkirch mitmachte. Er erfuhr während seines Waffendienstes allerlei aufregende Abenteuer, bei denen er ebenso wie im Feldlager dem Wahlspruch seines Hauses: „Alles für das Vaterland — patrias totus et ubique“ — stets treu blieb.

Und darum soll er auch dem österreichischen Volke, welchem diese Erzählung gewidmet ist, ein Vorbild sein, denn es gibt für dasselbe nach dem religiösen Glauben keine schönere Tugend, als die Vaterlandsliebe!

Erstes Capitel.

Die Jagd auf den Depeschendieb.

Bomben und Granaten! Wer mag draußen sein? Gewiß kein ehrlicher Mensch, denn in dem Hundewetter bleibt jedes Christenkind zu Haus!"

So rief an einem Märztag des Jahres 1756 der Thorwart im Schloß Wartburg, das am Fuße des Reichensteiner Gebirges in Schlesien lag, als wiederholt an die Pforte gepocht wurde.

Der alte Mann, ein ehemaliger kaiserlicher Soldat, hatte recht, denn es war ein böses Wetter draußen.

Seit einer Woche herrschte wieder der Winter.

Wenn auch der Schnee, der in schweren Flocken vom nebelgrauen Himmel rieselte, keine feste Decke mehr bildete, sondern bald zerfloß, so entstanden doch zahllose Wasserrinnen und Hügel aus Eisstücken, welche die Wege ungangbar machten und dazu wehte ein kalter Wind, der ab und zu in einen Orkan ausartete.

Die Schläge an das Schloßthor dröhnten immer lauter und hörten erst auf, als der Alte, in einen Schafpelz gehüllt, eine Seitenpforte öffnete.

Beim Dämmerlicht des sinkenden Tages und durch die Schneeschleier sah er fünf Reiter, von denen zwei Wildschuren und kleine goldbordirte Federhüte trugen; er erkannte aus dieser Tracht sofort, daß es vornehme Herren waren.

Nachdem er die Frage, ob Graf Josias Wartburg zu Hause sei, bejaht, lenkten die Beiden, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, ihre Pferde durch den hochgewölbten Thorbogen in den Hof, der längs den Ringmauern hinzog. Während sie, von den drei andern Reitern gefolgt, sich der Schloßmauer näherten, brummte der alte Thorwart vor sich hin:

„Müssen seine Herren sein . . . reiten Vollblutpferde . . . das sah ich auf den ersten Blick . . . Was führt sie in der Jahreszeit hierher?“

Die Fremden erregten auch an der Kampe, wo eine doppelte Steintreppe zum Vorbau des Schlosses führte, die Verwunderung des Haushofmeisters und der Diener, die, durch das Klappern der Kofshufe aus ihren warmen Stuben gelockt, die Stufen hinabeilten, um ihnen beim Absteigen behilflich zu sein.

Das Auftreten der beiden ersten lößte ihnen aber so viel Scheu ein, daß keiner eine Frage wagte, sondern sie unter tiefen Bücklingen in die Halle führten; das war ein zwei Stockwerke hoher auf Säulen ruhender Bau, dessen Wände mittelalterliche Rüstungen, Waffen, Jagdgeräthe und Geweihe

schmückten. Eine riesige Ampel, hinter deren blasrothen Gläsern ein Licht brannte, erhellte den prächtigen Raum, in dem bereits Dunkelheit herrschte.

Während die beiden Fremden sich an dem mit lodernden Holzschaltern gefüllten offenen Kamin wärmten und das Erscheinen des Schloßherrn erwarteten, wurden ihre Begleiter sammt den Pferden von den Lakaien in die Ställe, die in einem Seitenflügel des Schloßes lagen, geführt.

Nach einer Viertelstunde öffnete sich eine Thür in der Halle und Graf Wartburg trat in Begleitung seines Sohnes, eines zwanzigjährigen Jünglings, ein.

Der ältere Gast stellte sich als Graf Czernin und seinen Begleiter als Herrn von Schaffgotsch vor und überreichte einen Brief, den der Schloßherr, nachdem er sich die Erlaubnis dazu erbeten, öffnete und las.

Der Inhalt desselben bewirkte, daß er sie noch einmal und viel höflicher begrüßte und bat, seinem Sohn, der sie in die Gastzimmer führen werde, zu folgen.

„Das sind gar vornehme Herren“, sagte der Haushofmeister zu den Dienern. „Sonst überläßt es unser Herr immer mir, die Gäste in ihr Logis zu führen. Sie bewohnen die Kaiserzimmer. Was soll das bedeuten?“

Nachdem die Fremden ihre Reisefleider abgelegt hatten, erschien der Schloßherr und blieb bei ihnen, bis die Glocke zum Abendbrot rief.

Beim Essen wurde wenig gesprochen; trotz der harmlosen Reden, die sich um Wetter, Jagd und Landwirtschaft drehten, merkten sowohl die Gräfin als ihr Sohn, daß die Gäste Überbringer wichtiger Nachrichten seien.

Es lag in ihrem ganzen Auftreten etwas geheimnisvolles, und je mehr der Schloßherr, mit dem sie öfter versteckte Blicke wechselten, seine Unruhe zu verbergen suchte, desto stärker wurde in seinen Angehörigen der Verdacht, daß ihn seit der Ankunft der Gäste Sorgen und schwere Gedanken bedrückten.

Nachdem die Tafel aufgehoben worden und die Gräfin mit ihrem Gesellschaftsfraulein sich zurückgezogen hatte, sagte er zu seinem Sohn:

„Josias, ich brauche deinen Beistand in einer wichtigen Angelegenheit. Komm in mein Zimmer!“

Er führte die beiden Fremden in den Thurm, wo seine Zimmer lagen, und Josias folgte ihnen.

Nachdem sie sich rings um das helllobernde Kaminfeuer gesetzt hatten, sagte der Schloßherr:

„Willst du mich morgen früh nach Glatz begleiten?“

„Nach Glatz!“ rief Josias erschreckt und sprang auf. „Sobald Sie, Herr Vater, den Fuß auf preussischen Boden setzen, sind Sie verloren!“ Er fuhr dann zu den Fremden, welche seine heftigen Worte sichtlich verstimmt, gewendet fort:

„Mein Herr Vater steht auf der Liste derjenigen schlesischen Adelligen, die König Friedrich als Hochverräther erklärt hat.“

„Wodurch fiel der Herr Graf in die Ungnade des Königs?“ fragte Graf Czernin.

„Das kann Ihnen niemand besser erklären als ich“, erwiderte Graf Wartburg, dessen bisher verdüsterte Miene sich plötzlich aufhellte. „Durch ein einziges Wort! Als nach dem Breslauer Frieden der König Schlesien zum erstenmal als Landesherr besuchte, wurden überall, an den öffentlichen Gebäuden in den Städten und Dörfern, sowie auf den Gränzpfehlern der Landstraßen Inschriften mit dem Wahlspruch der Hohenzollern: „Jedem das Seine — suum cuique“ angebracht. Nur in der Festung Glatz lautete eine solche Inschrift: „Geraubt — rapuit“.“

„Die Spitzbuben, die uns diesen Streich angethan haben, lasse ich nach Spandau bringen,“ schrie der König wüthend, „und lebenslänglich in Ketten legen.“ „Der Verfasser dieser Inschrift bin ich gewesen!“ schloß Wartburg.

„Herr Vater, Sie dürfen um keinen Preis nach Glatz reisen!“ wiederholte Josias. „Ich beschwöre Sie“ . . .

„Spare Wort und Bitten,“ unterbrach ihn dieser. „Die Pflicht ruft! Für sie werde ich Freiheit und Leben einsetzen!“

Josias war in Verzweiflung und hat endlich den Grafen Czernin, dem Vater sein Vorhaben, das der ganzen Familie Unheil bringen werde, abzurathen.

„Es ist der Befehl unserer allergnädigsten Kaiserin, daß Ihr Herr Vater uns nach Preußen begleitet,“ erwiderte dieser höflich kalt.

Josias wagte, obwohl tiefbestürzt, jetzt nicht mehr zu widersprechen.

„Die kaiserlichen Kammerherren verfolgen die Spur eines Schurken, der wichtige Briefe gestohlen hat,“ sagte der Schloßherr, den der stumme Schmerz seines Sohnes rührte. „Reite mit mir, denn ich brauche deine Hilfe!“

„Mit Freuden folge ich Ihnen, Herr Vater!“ rief Josias, seine Hand küßend, und gelobte sich im stillen, ihn wie seinen Augapfel zu hüten.

„Sorge dafür, daß keiner im Schlosse, auch deine Mutter nicht, etwas von unserm Ritt nach Preußen erfährt. . . Das muß Geheimnis bleiben! Man soll glauben, daß wir unsere Gäste nur bis zur Gränze begleiten,“ fuhr der Schloßherr fort. „Nimm Pistolen und Degen mit, denn wir betreten — Feindesland!“

Josias verabschiedete sich, um alle Anordnungen zur Reise zu treffen, und verbrachte die Nacht schlaflos, indem er theils seine Waffen in Stand setzte und theils sich Sorgen wegen des Vaters machte. Beim Morgengrauen standen ein paar tüchtige Pferde gefattelt im Hof, die der Schloßherr und

sein Sohn bestiegen, während die beiden Gäste sich auf ihre mitgebrachten Thiere setzten. Von den Dienern durfte nur der Reitknecht Tobias den Ritt mitmachen.

Das Schneewehen und der Sturm hatten zwar bei Tagesanbruch aufgehört, trotzdem litten alle viel durch die eisige Kälte, die ihre Glieder erstarren und das Sigen im Sattel schwer machte; dazu waren die Wege, welche über das Reichensteiner Gebirg nach Glas führten, steil und so glatt, daß die Pferde nur unsicher trabten.

Der Ritt ging über windumtoste Höhen, an tiefen Abgründen vorbei und endigte erst am sinkenden Abend, wo die erste jenseits des Gebirges liegende Ortschaft erreicht wurde.

Der Schloßherr rieth seinen Begleitern, sich hier, wo sie zum erstenmal preußischen Boden betraten, zu trennen.

„Mein Diener Tobias, der als Glazer Kind die Gegend genau kennt, wird sie in kürzester Richtung dorthin führen, während ich und Josias die Festung auf Umwegen erreichen wollen.“

Da dieser Vorschlag die Zustimmung der kaiserlichen Kammerherren fand, so nahmen sie vor dem Dorf Abschied und schlugen die Straße nach Glas ein, während Graf Wartburg sein Pferd zum Pfarrhaus, das auf einem Hügel lag, lenkte.

P. Ambrosius, der ein geheimer Anhänger der kaiserlich gesinnten Schlesier war, nahm sie gastlich auf und gab ihnen manchen guten Rath für die bevorstehende Reise.

„Herr Graf“, sagte er, während sie beim Abendbrot saßen, „Sie sind in unserer Grafschaft eine sehr bekannte Persönlichkeit. Ihre Anwesenheit wird darum den Gränzwächtern nicht verborgen bleiben. Ich zittere für ihre Freiheit und bitte Sie, sich zu verkleiden. Dann fehlt die Hauptsache — der Paß .. Zum Glück besitze ich noch den meines verstorbenen Bruders, der stets in Begleitung seines Sohnes reiste ... Lassen Sie mich für alles sorgen!“

Als die beiden Grafen sich am folgenden Morgen zur Weiterreise rüsteten, zogen sie die Kleider an, welche der Pfarrer aus der Garderobe seines Bruders hervorgesucht hatte; statt der kostbaren Wildschuren, goldgestickten Röcke und Westen trugen sie jetzt Überzieher aus dunklem groben Tuch, runde Ferrücken, bis an die Knie reichende Stiefel und an Stelle der dreifüßigen kleinen Hüte Filzmützen. In dieser Tracht glichen sie ein paar Männern aus dem Bürgerstande.

Die Pässe, welche ihnen der geistliche Herr beim Abschied zustedte, lauteten auf den Gutspächter Joseph Schwarz und dessen Sohn Karl, die aus der Stadt Schweidnitz stammten.

In dem Augenblick, wo sie bereits im Sattel sitzend ihrem Gastfreund zum letztenmal die Hand drückten, sagte dieser so leise, daß nur sie es hören konnten: „Es lebe unsere Kaiserin Maria Theresia!“

Verkleidung und Pässe übten, wie der Pfarrer vorausgesagt hatte, ihre gute Wirkung, denn beide Grafen gelangten trotz der Gränzwächter und Landjäger unentdeckt in die Festung, wo sie im Wirthshaus zum „Schwarzen Bär“ abstiegen.

An einem Fenster des Oberstocks erblickten sie, vom Pferde steigend, den Grafen Czernin und dessen Begleiter, die sie in ihrer Verkleidung nicht erkannten; gaben sich aber nicht eher zu erkennen, als bis sie ihnen hinter verschlossenen Thüren und unbelauscht gegenüber standen.

„Ihr Diener Tobias ist ein vortrefflicher Führer!“ rief Czernin, nachdem er sie begrüßt hatte. „Er wird uns gewiß auch auf die Spur der Staatsverräther bringen“ . .

„Sind Sie sicher, Herr Graf, daß der Gesuchte nach Glas kommen wird?“ fragte der Schloßherr.

„Ich habe die Überzeugung, ihm nirgends anderswo zu begegnen,“ erwiderte Czernin, und fügte hinzu: „Haben Sie, Herr Graf, Ihren Sohn in unser Geheimnis eingeweiht?“

„Das ist noch nicht geschehen; denn ich weiß selbst nicht mehr, als daß der Geheimsecretär des österreichischen Gesandten in Berlin im Sold des Preußen-Königs steht und als Dieb entlarvt werden soll. . . Mir genügt der Befehl unserer allergnädigsten Kaiserin, um mich ganz zu ihrer Verfügung zu stellen.“

„Hier offenbart sich wieder die große Menschenkenntnis unserer erhabenen Fürstin!“ rief Graf Czernin aus. „Als ich mich in Wien bei Ihrer Majestät verabschiedete, sprach sie mit Wärme: Er kann dem Grafen Wartburg, zu dem ich Ihn sende, vollkommen vertrauen, denn keiner in meinen Staaten ist mir treuer ergeben, als dieser schlesische Edelmann! . . Ihr Herr Sohn hat darum auch ein Recht zu erfahren, was uns zur Reise nach Preußen zwang.“

„Die Hoffnung unserer Kaiserin, daß König Friedrich sich mit dem Besitze Schlesiens zufrieden geben werde, ist leider eine Täuschung gewesen. Er will Sachsen erobern und rüstet seit elf Jahren zum Krieg. So geheim auch alle Vorbereitungen dazu in Berlin betrieben wurden, erfuhr sie doch unser Staatskanzler Graf Kaunitz, und beredete die Kaiserin, rechtzeitig Bündnisse zu schließen. Die Zarin Elisabeth von Rußland und König August III. von Polen, der zugleich Kurfürst von Sachsen ist, haben sich bereits mit uns vereinigt, während Graf Starhemberg in Paris unterhandelt.“

„Diesem Fürstenbund würde Preußen nicht widerstehen können. Es handelt sich vor allem darum, die Verhandlungen geheim zu halten. Da meldete Graf Pueblo, der österreichische Gesandte in Berlin, daß König Friedrich im Besitze wichtiger Briefe sei, die zwischen Dresden und Wien gewechselt wurden. Der Verräther war der österreichische Geheimschreiber Leopold Weingarten, der im Auftrage des Grafen Pueblo oft zwischen Berlin und Wien hin- und herreiste.

„Zu Anfang dieses Jahres hielt er sich mehrere Wochen lang in Wien auf und wurde vom Staatskanzler, der keinen Verdacht gegen ihn hegte, in alle Verhandlungen zwischen Wien, St. Petersburg, Dresden und Paris eingeweiht. Als er nach Berlin zurückkehren sollte, übergab ihm Graf Kaunitz den Entwurf eines Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich. Herr Weingarten war kaum abgereist, so erfuhr der Staatskanzler eine Äußerung des Königs Friedrich, in der er offen Weingarten als denjenigen bezeichnet, der ihm die gestohlenen Briefe auslieferte.

„Zum Glück machte der Verräther einen Umweg und begab sich zuerst in die Grafschaft Glatz, wo er eine Frau von Treskow in ihrem Schlosse besuchte; es liegt ganz in der Nähe der Stadt Glatz. Herr von Schaffgotsch und ich erhielten den Befehl, Weingarten, der in wenigen Tagen hierher kommen wird, die Depesche abzujaßen. Das muß so überraschend geschehen, daß er uns ahnungslos in die Falle geht und keine Zeit findet, das Schriftstück zu verbergen.

„Wenn uns der Fang mislingt, so ist Oesterreich in Gefahr! König Friedrich würde, sobald er den Inhalt der Depeschen erfahren, alles in Bewegung setzen, das Bündnis mit Frankreich zu hintertreiben.“

„Ihre Ansicht, daß Weingarten mit einem wichtigen Schriftstück in der Tasche in Schlessien umherreise, statt es sofort nach Berlin zu bringen, theile ich nicht,“ sagte Graf Wartburg. „Nach meiner Überzeugung ist er heute nicht mehr im Besitze desselben.“

„Sollte er es bereits dem König ausgeliefert haben?“ rief der kaiserliche Kammerherr erschrocken.

„Nein, das ist nicht meine Meinung. . . Er übergab es gewiß der Frau von Treskow“ . . .

„Ich stimme Ihnen, Herr Graf, vollständig bei,“ unterbrach ihn Herr von Schaffgotsch. „Diese Frau verkehrt in Berlin beim Oberhofmeister Graf Gotter, wo auch der König täglich erscheint. Weingarten, der sich beobachtet weiß, konnte nur mit Hilfe, der er außerhalb begegnete, das Schurkenstück verüben!“

„Dann wäre es wohl das klügste, daß wir uns um ihn gar nicht kümmern, sondern Frau von Treskow einen Besuch machen!“ rief Graf Czernin.

„Dieser Vorschlag hat meinen Beifall,“ erwiderte der Schloßherr. „Mein Diener Thomas soll sofort auf's Gut der Dame, das nur zwei Stunden von Glas entfernt liegt, reiten und auskundschaften, ob sie noch dort ist.“

Alle stimmten diesem Vorschlag zu. Kurze Zeit darauf sprengte Tobias auf der Straße, die westwärts nach Keinerz führte, während sein Herr und Josias sich in ihre Stuben zurückzogen und jeden Verkehr mit den beiden Kammerherren mieden, ja ihnen an der Wirthstafel wie Fremde gegenüber saßen.

Tobias kam erst am sinkenden Abend zurück und meldete, Frau von Treskow sei noch im Schlosse und werde erst in drei Tagen in Begleitung ihres Gastes, des Herrn von Weingarten, nach Berlin reisen.

Graf Wartburg wartete bis es Nacht geworden und alle Bewohner des Wirthshauses ihre Stuben aufgesucht hatten und begab sich dann erst mit Josias in die Zimmer der Kammerherren, was mit solcher Heimlichkeit geschah, daß kein Unberufener im Hause diese Zusammenkunft bemerkte. Nach langem Berathen wurde beschloffen Frau von Treskow und deren Gast nicht in ihrem Schlosse, sondern während der Reise zu überfallen und zur Herausgabe der Depesche zu zwingen. Graf Wartburg wollte nicht allein die Führung, sondern auch alle Anordnungen, durch die, wie er glaubte, das Unternehmen gelingen mußte, übernehmen; und die beiden Kammerherren willigten gern in seine Vorschläge ein, indem sie ihm außerdem noch ihre drei Diener, welche verlässliche Männer waren, zur Verfügung stellten.

Erst um die Mitternachtsstunde trennten sie sich und verkehrten die folgenden Tage nicht mehr mit einander, so daß keiner im Wirthshaus ahnte, daß zwischen den vornehmen Gästen, die in den besten Zimmern des Gasthofes wohnten, und den beiden Pächtern, deren Stuben in einem Hintergebäude lagen, eine Verbindung bestehe. Ab und zu nur erschien der Diener Tobias bei den letzteren und betrug sich, sobald er beobachtet wurde, seinem Herrn gegenüber als wäre er seines gleichen.

So vergingen zwei Tage, welche die vier Edelleute in fieberhafter Aufregung verbrachten, und am dritten Tage trachte Tobias wieder in das Schloß der Frau von Treskow, um sich ihr, so schwur er, wie ein Schatten auf die Fersen zu heften.

Er blieb bis zum Abend aus und brachte kurz bevor die Festungsthore geschlossen wurden, die Nachricht, daß in dem Augenblick, wo er das Schloß verließ, Frau von Treskow mit Herrn von Weingarten den Reisewagen bestiegen habe. Sobald die beiden Kammerherren dies erfahren, setzten sie sich zu Pferd und schlugen die Straße ein, die über das Eulengebirge nach Schweidnitz führte.

Eine Stunde später verließen auch die Pächter Schwarz das Wirthshaus zum „Schwarzen Bär“ und die Stadt Glas, um auf Umwegen Neurode zu erreichen, wo sie mit ihren Gefährten zusammentreffen wollten.

Die Bergstraße, auf welcher sowohl die Kutsche der Frau von Treskow als auch in einiger Entfernung diesem folgend die Kammerherren reisten, zog zwischen Tannenwäldern und Felschluchten hin; da sie wegen der steilen Höhen, über die sie führte, viele Krümmungen machte, so fiel es dem Diener Tobias, der voran ritt, leicht, ohne gesehen zu werden hinter dem Reisewagen zu bleiben und ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

So gelangten alle, die Jäger und ihr Wild, in die Ortschaft Neurode, wo Frau von Treskow übernachten wollte.

Während sie in dem besten Wirthshause einkehrte, stiegen die Kammerherren in einem demselben gegenüberliegenden Gasthof ab und erwarteten hier den Grafen Wartburg und dessen Begleiter.

Da trat ein Ereignis ein, das sie zum raschen Handeln zwang.

Das Erscheinen von zwei vornehmen Herren, die mit mehreren Dienern reisten und wie ihre Pässe sagten aus Oesterreich kamen, gab Anlaß zu allerlei Gerede unter dem Volk.

Der Name Oesterreicher hatte damals noch einen guten Klang in Schlesien, denn mit Ausnahme einiger Adelsfamilien und Bürger, die theils durch preussisches Geld bestochen und theils aus Glücksjägeri dem neuen Landesherren zujubelten, war der größte Theil der Bevölkerung noch kaiserlich gesinnt.

Eine Stunde nach der Ankunft der Herren erschien darum nicht allein der Bürgermeister, sondern auch der Major der in Neurode liegenden Truppen und stellten an sie allerlei Fragen, über das Woher und Wohin ihrer Reise.

Graf Wartburg dagegen und sein Sohn, die bald nachher eintrafen, blieben unbelästigt, und der erstere rieth bei der nächsten heimlichen Zusammenkunft ihnen dringend sobald als möglich abzureisen.

„Mein Diener Tobias, der sich im Wirthshaus, wo Frau von Treskow abstieg, umhertreibt, erzählt mir, daß sie von drei bewaffneten Lakaien begleitet wird. Diese,“ schloß er, „sind uns im Wege und müssen beseitigt werden. . . Dafür wird Tobias sorgen.“

„Reiten Sie heute noch mit Ihren Dienern fort. Lassen Sie einen nach dem andern auf der Straße zurück, damit jeder auf seinem Posten die Reisekutsche erwarte und sobald sie dort eintrifft, Ihnen nachreite. Am Fuß der „Hohen Eule“ ist unser Stelldichein! Dort wollen wir über Weingarten herfallen!“

Die Kammerherren hatten nicht Zeit den Vorschlag zu überlegen, denn Tritte aufmarschirender Soldaten und Waffenklirren, die von der Straße her tönten, bewogen sie, durchs Fenster zu schauen.

In diesem Augenblick stürzte der Wirth ins Zimmer und meldete, der Major der Garnison lasse das Haus besetzen, da er die Reisenden aus Oesterreich für Espione halte.

Sie sollten aber weder für Freiheit noch Leben besorgt sein; denn er der heimlich gut kaiserlich gefinnt sei, werde ihnen bei der Flucht helfen.

Graf Ezerin und Herr von Schaffgotsch machten sich sofort reisefertig und folgten ihm, der sie durch eine Reihe von Zimmern ins Hintergebäude und von da, auf einer versteckten Treppe, in den Stall führte, wo sie die Pferde sattelten und bestiegen; so gelangten sie auf Umwegen zum Stadthor, dessen Wache, da sie nichts von der Besetzung des Wirthshauses wußte, sie nicht aufhielt. Ihre Diener waren auf geradem Weg aus der Stadt geritten und erwarteten sie auf der Landstraße.

Diese schlängelte sich bald bergauf bald bergab, durch Thäler und über Höhen und verengte sich am Fuß der „Hohen Eule“ zu einem nur eine Wagenspur breiten Paß; am Eingange desselben lag hinter mehreren Felsblöcken eine kleine Wiese. In diese lenkten die beiden Kammerherren nach einem mehrstündigen scharfen Ritt ihre Pferde und erwarteten hier den Grafen Wartburg und dessen Sohn. Sie hatten einen Diener nach dem andern zurückgelassen und jedem aufgetragen, so lang in einem Versteck still zu halten, bis die Reisekutsche der Frau von Treskow sich zeige, dann sollte er mit verhängten Zügeln weiter reiten und sich mit dem nächsten Gefährten vereinigen. Dieser mußte dasselbe Manöver ausführen. So waren sie in der Lage, genau die Zeit zu erfahren, wann Frau von Treskow am Fuße der „Hohen Eule“ anlangte.

Der Diener Tobias blieb in Neurode zurück und lud die drei Lakaien der Frau von Treskow, mit denen er sich rasch befreundete, zu einer Becherei ein; dabei betranken sie sich derartig, daß sie, als ihre Herrin weiter reiste, ihr nicht folgen konnten.

Diese Stille herrschte im Engpaß, vor dem die vier Edelleute im Hinterhalte lagen und es dunkelte bereits, als das Geräusch von Pferdchufen und Rädergerassel laut wurde. Die Gestalten von drei Reitern tauchten auf der steil emporsteigenden Straße auf und in einiger Entfernung von diesen eine große Reisekutsche, der vier Pferde vorgespannt waren.

„Der Streich meines Dieners Tobias ist gelungen,“ sagte der Graf Wartburg, der kein Auge von den Ankömmlingen verwandte. „Frau von Treskow hat ihre Leibgarde verloren; desto günstiger für uns!“

In dem Augenblick, wo der Wagen die durch Felsblöcke verdeckte Wiese erreichte, brachen die Edelleute, welche von den Pferden gestiegen waren, aus dem Hinterhalt hervor, und umringten ihn, während ihre Diener sowohl den

Pferden in die Zügel fielen, als auch den Kutscher sowie den neben ihm sitzenden Lafai mit gezücktem Degen bedrohten.

Graf Czernin schrie durch das offene Wagenfenster: „Herr Weingarten, steigen Sie aus!“

Dieser, der in einem großen Fuchspelz steckte und eine Mütze aus demselben Stoff tief in Stirn und Nacken gezogen hatte, folgte stumm vor Schrecken und zitternd der Aufforderung und sträubte sich auch nicht, als die Kammerherren seine Taschen durchwühlten.

Um so lebhafter gebärdete sich seine Begleiterin, die auch in Pelze gehüllt war und beim Anblick der bewaffneten Schar einen Schrei nach dem andern ausstieß; sie schob ihren mit einem Federhut bedeckten Kopf weit aus dem Wagenschlag, ihre großen grauen Augen blitzten, und ihr stark geschminktes Gesicht war von Wuth verzerrt: „Wir reisen unter dem Schutze des Königs!“ rief sie. „Mon Dieu! warum habe ich meine bewaffneten Diener in Neurode zurückgelassen! Wir sind von Räubern überfallen worden!“

„Beruhigen sie sich, gnädige Frau,“ unterbrach sie Graf Wartburg, der die Wagenthür geöffnet hatte. „Es wird weder Ihnen, noch Ihrem Begleiter ein Leid geschehen, wenn er die Depesche des Staatskanzlers an den Grafen Pueblo ausliefert!“

Bei diesen Worten drehte sich Weingarten um, verständigte sich durch Blicke mit Frau von Treskow und erwiderte:

„Die Herren bemühen sich umsonst, indem sie meine Taschen durchsuchen. Die Papiere befinden sich in dem Schmuckkasten der gnädigen Frau.“

Er zeigte in das Innere der Kutsche, auf deren Rücksitz ein Kästchen aus rothem Leder stand.

Die Kammerherren ließen ihn sofort los und stürzten zum Wagen, und auch Graf Wartburg, an dessen Seite Josias stand, wandte seine Aufmerksamkeit dem Schmuckkasten zu, so daß Herr Weingarten unbeobachtet blieb.

Er schien das beabsichtigt zu haben, denn im Nu riß er sich den schweren Pelz vom Leib, lief auf die Wiese, wo die Pferde der Edelleute ohne Aufsicht standen und schwang sich in den Sattel des einen.

In dem Augenblick, wo er ihm die Sporen in die Weichen drückte und davon reiten wollte, schaute sich Graf Wartburg um.

Er stieß einen Schrei aus und stürzte gegen die Wiese; da knallte ein Schuß aus der Pistolet, die Weingarten aus der Seitentasche seines Capot gerissen hatte, und der Graf sank zu Boden.

Josias, der ihm gefolgt war, kniete neben dem Leblosen nieder und umfing ihn mit den Armen, während der Mörder, der das Pferd auf die Bergstraße lenkte, in der Richtung nach Neurode fortsprengte.

Frau von Treskow, die keinen Blick von ihrem Begleiter und dem ganzen blutigen Vorgang gewendet, rief, als er im Dunkel des Spätabends verschwand, höhniſch aus: „Ihr seid betrogen! Die gesuchte Depesche trägt Herr von Weingarten auf seinem Leib versteckt und wird sie dem König ausliefern!“

Die Kammerherren würdigten sie keiner Antwort. Sie gingen zur Stelle, wo Graf Wartburg mit dem Tode rang, während die Dame dem Kutscher befaß, weiter zu fahren.

Josias presste sein Taschentuch auf die Schulterwunde des Vaters, um das hervorquellende Blut zu stillen und überlegte, wie er den noch immer Bewußtlosen zum Leben bringen könne, da flog der Diener Tobias auf schweißbedecktem Kopf heran, stieg, nachdem er seinen Herrn erblickt, ab und untersuchte dessen Wunde.

„Mein guter gnädiger Herr wird wieder gesund werden . . Ich bin im letzten Feldzug Gehilfe eines Feldsichers gewesen und verstehe das heilen“, sagte er.

Mit Hilfe der Diener hob er ihn auf die Sättel zweier aneinander gebundener Pferde, so daß er quer auf ihnen lag, hüllte ihn in Decken und faßte den Zügel des einen Thieres, während Josias das andere führte.

Die Kammerherren machten sich auch beritten, um die Spur des Depeschendiebes zu verfolgen; der Diener Tobias, der die Anstalten dazu sah, rief, indem er seine abgeschossene Pistole zeigte:

„Vor einer Viertelstunde begegnete mir Herr von Weingarten, der auf einem unserer Pferde saß. Ich dachte sofort, daß er den Herren entwischt sei. Als ich ihm deshalb den Weg verlegte, zog er den Degen und durchlöchernte mir den Mantel, da ich dem auf meine Brust gerichteten Stoß geschickt auswich. Jetzt feuerte ich dem Ausreißenden nach und meine Kugel verfehlte nicht ihr Ziel, denn er fiel aus dem Sattel, während das Pferd weiter rannte. Mein Pech, daß ich wegen des Zechens mit den Lakaien der Frau von Treskow deren Abreise veräumte, ist doch ein Glück gewesen!“

Die Kammerherren verabschiedeten sich sofort von Josias und versprachen, sobald sie die Leiche des Weingarten aufgefunden und in den Besitz der Depesche gelangt seien, im Schloß vorzusprechen; denn der Unfall seines Vaters erregte, wie sie wiederholt betheuerten, ihr volles Beileid.

Während sie die Straße nach Neutrode einschlugen, wandte sich der Zug mit dem verwundeten Grafen in die entgegengesetzte Richtung, um das Reichenssteiner Gebirg zu erreichen. Das gelang aber nicht so mühelos und ohne Gefahr, wie Tobias, der die Führung übernommen hatte, glaubte. Frau von Treskow hatte, sobald sie in Schweidnitz ankam, die Gränzwächter und Besatzung durch die Schilderung ihres Abenteuers in Aufruhr gebracht,

denn die Behörden wußten, daß sie zu den Günstlingen des Königs zählte, und zitterten vor dessen Ungnade. Bald schwärmten auf Straßen und Feldwegen, die nach der österreichischen Gränze führten, Landjäger aus, die jeden Wanderer stellten und streng ins Verhör nahmen; das erfuhr auch J o s i a s, als sie in die Nähe der Ortschaft W orth a gelangten. Zu seinem Schrecken theilte ihm der Mauth-Einnehmer mit, die Soldaten sowohl wie auch die Bauern verfolgten die Spur eines Spions, der beim Überfall auf die Kutsche der Frau von T r e s t o w schwer verwundet worden sei.

Er war rathlos und wagte nicht, die Reise fortzusetzen; in seiner Bedrängnis begegnete ihm der Pfarrer des Dorfes, dem er sich entdeckte. Dieser beruhigte ihn mit der Versicherung, daß er dem Schwerkranken, den er trotz der Verkleidung sofort erkannt habe, gern beistehen wolle.

„Ihr Herr Vater ist, solange Schlessien noch kaiserlich war, wegen seiner Vaterlandsliebe und Menschenliebe beliebt gewesen. Er stand beim Clerus in Achtung. Wie glücklich bin ich, ihm dies durch die That beweisen zu können. . . Mein schlichtes Haus steht Ihnen, Herr Graf, zur Verfügung!“

So glückte es J o s i a s den Vater und sich in Sicherheit zu bringen, ehe die Gränzwächter in die Ortschaft kamen.

Der Zustand des Schloßherrn wurde, da seine Begleitung aus Furcht vor Verrath keinen Arzt zu rufen wagte und nur der Diener T o b i a s ihn pflegte, von Tag zu Tag bedenklicher, er lag oft im Fieber und siechte dahin.

Endlich, nach zwei in schweren Sorgen verbrachten Wochen meldete der Pfarrer, der die preußischen Streif-Patrouillen scharf im Auge behielt, daß sie abgezogen seien und drang auf Abreise; denn auch das Wetter hatte sich gebessert. Er bot sich an, sie bis zur Gränze zu begleiten.

Unter seiner Führung erreichten sie auch ungefährdet das Reichensteiner Gebirge und das Thal in Österreichisch-Schlessien, in welchem mit weithin sichtbaren Thürmen das Stammschloß Wartburg lag.

Zweites Capitel.

Ein Abenteuer in den Sudeten.

Tiefe Bestürzung und Trauer herrschten in Schloß Wartburg, seitdem der Herr desselben schwer verwundet heimgekehrt war.

Schon seine lange Abwesenheit hatte sowohl die Gräfin wie alle Hausgenossen mit Sorgen erfüllt. Sie erwarteten, nachdem er mit J o s i a s die Gäste aus Österreich zur Gränze begleitet hatte, daß er am nächsten Tage zurückkommen werde, und geriethen in Angst, als ein Tag nach dem andern verging und weder sie noch Nachrichten von ihnen eintrafen.

Wie schmerzlich empfing dann alles den Grafen, dessen leichenblasse Züge die Spuren großer Leiden trugen! Wie düster war ihre Stimmung beim Wiedersehen und wie erschraden sie, als Josias die Erlebnisse auf der Reise nach Preußen erzählte; die Veranlassung freilich zu derselben verschwieg er und sprach nur von einem Zusammenstoß mit Weglagerern.

Die Wunde des Schloßherrn, der wochenlang ohne ärztliche Hilfe bleiben mußte, heilte trotz der sorgsamsten Pflege nicht und brachte sein Leben in Gefahr, so daß bald jede Hoffnung auf dessen Erhaltung schwand; er siechte langsam hin und fühlte selbst das Nahen des Todes.

Während er schwer leidend die ersten Frühlingstage verbrachte und Josias fast immer an seinem Bette saß, kehrte einer der Kammerherren, Graf Czernin, wieder im Schloß ein.

„Der Zweck unsers Rittes in das Feindesland ist erfüllt und die Depesche des Staatskanzlers in unsere Hände gelangt“, jagte er, nachdem er den Kranken aufgesucht und begrüßt hatte.

„Nachdem wir am Abend des Überfalls eine Strecke weit auf der Neuroder Straße geritten waren, fanden unsere Diener, welche die Vorhut bildeten, den Verräther Weingarten sterbend in einem Graben liegend. Sie trugen ihn, der sich trotz seiner Schwäche heftig sträubte, auf die Landstraße und ich kniete neben ihm nieder. Mein Anblick versetzte ihn in Wuth, sein Gesicht wurde verzerrt, die brechenden Augen starrten mich wild an, er ballte krampfhaft die Fäuste und schlug um sich, als er meine Absicht, ihm die gestohlene Depesche zu entreißen, bemerkte.

„Ich hatte keine Zeit zu verlieren, denn aus der Ferne tönte das Trabren von Pferden, die näher, immer näher kamen; schnell öffnete ich seine Weste, betastete die Brust und fand in der innern Tasche seines Hemdes das gesuchte Schriftstück. Mein Begleiter sowie die Diener hatten unterdessen die Pferde bestiegen und auch ich schwang mich in dem Augenblick in den Sattel, wo drei Reiter auf uns losstürmten.

„Es waren die Lakaien der Frau von Treškow, die mit verhängten Zügeln ihr folgten. Während unsere Diener sich ihnen entgegen warfen und ein Scharmüzel entstand, jagten wir am Ufer der Neisse entlang um die österreichische Gränze zu erreichen. Das gelang aber schwerer als wir dachten, denn in der ganzen Gegend wimmelte es von Aufpassern und Soldaten, die, wie sie überall verbreiteten, ein paar Spione aus Oesterreich verfolgten.

„Ein Entweichen war nicht mehr möglich. Erschöpft und verzweifelt über unsere Lage kehrten wir eines Abends in einem einsam liegenden Hause ein und wurden von dem Juden, der es bewohnte, gut aufgenommen; das bewog mich, ihm eine große Geldsumme anzubieten, wenn er uns an die Gränze brächte.

„Er ging darauf ein, forderte aber, daß wir uns wenigstens eine Woche lang in seinem Hof aufhalten sollten, bis er uns Kleider und Pässe verschafft hätte. Während er sein Hausiergeschäft weiter betrieb und mehrere Tage lang in der Gegend umherzog, blieben wir, damit niemand unsere Anwesenheit erfahre, in einer Dachkammer versteckt.

„Eines Abends lehrte er mit einem großen Bündel beladen heim und holte aus demselben einen Sack Kleider hervor, wie sie die armen Juden trugen. Wir zogen sie an und folgten ihm in der nächsten Nacht ins Freie.

„Während wir, jeder einen Pack auf dem Rücken tragend, langsam auf der Landstraße wanderten, erzählte uns der brave Isaac Kohn, unsere Diener, die sich nach der Niederlage der drei Lakaien flüchteten, seien gefangen und in der Festung Olasz eingesperrt worden.

„Ein gleiches Schicksal stünde auch uns bevor! Unsere Reise als Hausierer, die bald hier und bald dort einkehrten und ihre Waaren feilboten, dauerte endlos lang, und wie jubelte ich, als uns die schwarzgelben Gränzpfähle entgegen schimmerten! Wir betraten den österreichischen Boden und in dem ersten mährischen Dorf zahlte ich dem Juden seinen wohlverdienten Lohn aus.

„Nachdem wir uns wieder standesgemäß gekleidet hatten, bestiegen wir eine Postkutsche und fuhrten nach Olmütz, wo wir uns trennen mußten, denn Herr von Schaffgotsch reiste mit der dem Schurken Weingarten abgejagten Depesche nach Wien, während ich, mein gegebenes Wort haltend, hierher zurückkehrte!“

Die Nachricht, daß der Befehl der Kaiserin Maria Theresia, den Depeschendieb abzufassen, ausgeführt sei, erfüllte den Grafen Wartburg mit großer Freude und erhellte wie ein Sonnenstrahl seine letzten Lebenstage.

Es ging sichtbar mit ihm zu Ende.

Wenige Tage nach der Abreise des Grafen Czernin ließ er während der Nacht Josias an sein Bett rufen und sagte:

„Ich sehe dem Tod als gläubiger Christ gefaßt entgegen . . . Du sollst nicht allein der Erbe aller Besitztümer, sondern auch meiner Gefinnungen ein. Ihr Kern steckt in dem Wahlspruch, den ich von Jugend auf gewählt und mein Lebenlang treu erfüllte: *Patriae totus et ubique!* Alles für's Vaterland! Unser geliebtes Österreich geht einer verhängnisvollen Zeit entgegen, denn König Friedrich von Preußen wird bald einen neuen Krieg beginnen. Den Bankapfel soll Schlessien abgeben, dessen gänzliche Eroberung für ihn eine längst beschlossene Sache ist . . . Mein einziger Trost bleibt die glorreiche Kaiserin Maria Theresia! So lange sie regiert, wird Österreich im Innern groß und nach außen hin stark sein! . . . Erfülle meinen

sehnlichsten Wunsch und trete unter ihre Fahnen ein; dort wirst du unserm Wahlspruch: Alles für das Vaterland! am besten dienen können!"

Josias, der neben dem Bette kniete, gelobte das und fügte hinzu, er wolle schon aus Neigung Soldat werden.

Ein Schein verkürter Freude flog über das Gesicht des Sterbenden und seine erblässenden Lippen flüsterten:

„Gott schütze und segne dich mein, Kind!“

Dann ging ein Zittern durch seine erkaltenden Glieder, er athmete zum letztenmal schwer auf, schloß die Augen für immer und hauchte seine Seele aus.

Josias lag aufgelöst vor Weh neben dem Todten und litt unbeschreiblich.

Es war der erste tiefe Schmerz, den er erfuhr; dann aber beherrschte er sich und wurde der Tröster und Pfleger der Gräfin, seiner Mutter, die, durch den Verlust des Gatten an Leib und Geist gebrochen, schwer erkrankte.

Endlich griff der Tod auch nach ihrem Herzen, daß es für immer stillstand, und Josias mußte binnen Monatsfrist Vater und Mutter in die Ahnengruft bestatten.

Neben der Trauer um die Eltern quälten ihn noch Sorgen und Arbeit, da er als Erbe die gräßliche Stammherrschaft zu verwalten hatte, und das nahm ihn so in Anspruch, daß er sich während des Frühlings um nichts, was außerhalb seiner Besitzungen vorging, kümmerte, ja selbst seinen Lieblingswunsch, in das österreichische Heer einzutreten, unausgeführt ließ.

Erst zwei Nachrichten, die wie Sturmvögel durch das ganze Reich flogen, rissen ihn aus seiner Vereinsamung. Die erste meldete den Abschluß eines Schutzbündnisses zwischen König Friedrich von Preußen und Georg II. von Großbritannien, während die andere die Verbindung der Kaiserin mit Frankreich berichtete.

Das letztere Bündnis war am 1. Mai, an dem Tage, wo Josias den Vater begrub, abgeschlossen worden.

Neben diesen Nachrichten gingen noch allerlei Gerüchte von einem Krieg zwischen Preußen und dem österreichischen Staate durch das Land . . .

Jetzt zögerte er nicht länger, sein Versprechen kaiserlicher Soldat zu werden zu erfüllen, und rüstete sich zur Abreise.

Sein Ziel war die Kaiserstadt Wien; dort lebten viele Freunde seines Hauses und auch die beiden Kammerherren Czernin und Schaffgotsch, von deren Gönnerschaft er vieles erwartete.

Innsgeheim aber trug er den Vorsatz: Ich werde die Kaiserin Maria Theresia selbst bitten, unter ihren Fahnen dienen zu dürfen!

Da die herrschaftlichen Güter von dem langjährigen Amtmann Hieronymus so gut wie von keinem andern verwaltet wurden, so konnte er über

die Zukunft seiner Einkünfte, die ihn zu einem der reichsten Adelligen Schlesiens machten, ganz beruhigt sein.

Er nahm nur den erprobten Diener Tobias und zwei Lakaien nebst sechs Pferden und zwei Saumthieren, die das Gepäc trugen, mit sich.

In der letzten Stunde vor der Abreise besuchte er die Ahnengruft und betete an den Särgen seiner Eltern, wo er noch einmal das Gelöbniß: „Alles für's Vaterland!“ wiederholte.

Seine Reise nach Wien ging durch Mähren. Als er die Sudeten, das Gebirge, welches zwischen diesem Lande und Schlesien hinzieht, erreichte und die tiefen Waldungen desselben mit seinem Gefolge durchritt, tauchten hier und dort verdächtige Gestalten auf. Sie trugen Soldatenröcke oder ganze Uniformen und waren alle bewaffnet.

„Das sind Marodeure, die theils der preußischen und theils der österreichischen Armee angehören“, sagte der Wirth einer einsamen Schenke, wo Graf Josias einkehrte. „Seit dem letzten schlesischen Krieg treiben sie sich im Lande umher und suchen, sobald sie verfolgt werden, in diesen Wäldern Unterschlupf. . . Eine wahre Landplage! denn sie stehlen, rauben und plündern, was ihnen unter die Finger kommt. . . Hüten Sie sich, Herr, vor diesen Wegelagerern, die schon manchem der sich widersetzte den Garaus gemacht haben!“

Der junge Graf erwiderte dem Wirth, daß er keine Furcht vor diesem Gesindel habe und sich dasselbe schon vom Leib fern halten werde.

Je weiter er in die Schluchten und von waldbedeckten Höhen eingeschlossenen Thäler der Sudeten vordrang, desto häufiger wurden die Feuerstellen der Marodeure, die sich oft ganz häuslich dort einrichteten. Das Erscheinen gutgekleideter Reisender, die schwer bepactete Saumthiere mit sich führten, erregte natürlich ihre Aufmerksamkeit, und die Verwegensten unter ihnen machten Anstalten, über sie herzufallen; deren entschlossenes Auftreten und bereit gehaltenen Waffen aber schreckten sie stets zurück.

Graf Josias, der in jeder Hand eine scharf geladene Pistolet und den Degen loden in der Scheide trug, ritt an der Spitze des Zuges und hielt sie, die wie ein Rudel hungriger Wölfe bald rückwärts und bald wieder vorn auftauchten und herumschlichen, scharf im Auge.

Diese unbequeme Reise dauerte einen Tag lang und erst am sinkenden Abend gelangte die Karawane in eine Ebene, durch welche eine Heerstraße zwischen Wiesen und Äckern hinzog.

Sie führte nach Brünn, in die Hauptstadt des mährischen Landes.

Der Diener Tobias, der knapp hinter seinem Herrn ritt und im Stillen über die Wegelagerer fluchte, rief aus: „Jetzt ist die Gefahr ausgeplündert oder erschlagen zu werden vorüber! Ein verwünschter Ritt, bei

dem einer stundenlang im Sattel sitzen und die Waffe beständig in der Faust halten mußte!“

Dieser Ausruf wurde durch ein jämmerliches Geschrei, das aus dem nahen Gehölze ertönte, unterbrochen, und gleich darauf sprengten ein paar halb soldatisch und halb bäuerlich gekleidete Reiter aus demselben, die große quer über den Rücken ihrer Pferde liegende Bündel mit sich führten.

„Berlegt den Kerls, die offenbar Diebe oder Räuber sind, den Weg und säbelt sie, wenn sie sich wehren, nieder!“ befahl der junge Graf. „Ich will unterdessen in's Wäldchen reiten. . . Tobias, begleite mich!“

Er drückte seinem Roß die Sporen in die Weichen und erreichte in einigen Minuten dasselbe, während seine Lakaien sink den Flüchtlingen nachsetzten und sie, nachdem sie dieselben eingeholt hatten, tüchtig mit ihren Klängen bearbeiteten.

Als Graf Tobias in das Dickicht eingedrungen war, bot sich ihm ein wahres Kriegsbild dar.

In der Mitte einer Lichtung lag ein umgestürzter Karren, dem drei kleine langmähniige Rosse vorgespannt waren, und vor demselben stand ein riesengroßer Mann, der von zwei Dienern unterstützt sich gegen sechs wild aussehende Marodeure vertheidigte.

Aus dem Karren, dessen Ledertuch in Stücke zerrissen war, schaute eine junge Dame heraus und ihre Miene sowohl wie Gebärden verriethen die Angst, die sie ausstand.

Vor allem erregte der Riese seine Aufmerksamkeit.

Er trug einen weitsaltigen bis an die Fersen reichenden schwarzen Sammtrock, den ein feuerrother Gürtel umschloß und den um Hals wie an den Säumen der Ärmel breite Spitzen zierten, und auf dem Kopfe ein Barett aus schwarzem Sammt.

Diese seltsame Tracht kleidete ihn phantastisch und gab ihm, der alle umherstehenden Männer überragte, das Aussehen eines orientalischen Priesters; ein schlohweißer Bart, der den untern Theil des Gesichtes bedeckte und in langen Strähnen bis unter die Brust floß, das leichenfahle Antlitz mit der Habichtsnase und die schwarzen wie glühende Kohlen funkelnden Augen verstärkten noch diesen Eindruck und gaben ihm ein Furcht und Scheu erweckendes Aussehen.

Sobald er, der wegen seiner runzeligen Haut und des Silberhaares einem Greis, durch seine lebhaften Gebärden einem kräftigen Mann glich, den Grafen erblickte, rief er:

„Kommt uns zu Hilfe, Herr, wir sind von Räubern überfallen worden!“

Tobias brauchte aber nicht diese Bitte; denn er stürzte sich sofort auf die Angreifer, streckte zwei mit Pistolenschüssen zu Boden und verwundete

einen dritten durch Degenstöße tödtlich, während der Diener *Tobias* nicht weniger tapfer den Übrigen auf den Leib rückte, so daß nach kurzer Zeit alle Wegelagerer kampfunfähig geworden waren.

Jetzt sprang er vom Pferd und half der jungen Dame aus dem umgestürzten Karren, in dem sie wie in einer Falle gefangen saß, und empfing für diesen ritterlichen Dienst einen dankbaren Blick. Die Dame war bestrickend schön. Sie trug ein Schleiertuch aus schwarzen Spitzen um den Kopf geschlagen und eine Saloppe, den mit einer Kapuze ausgestatteten, hellfarbigen Mantel der vornehmen Frauen, die bis zu den Knöcheln reichte und den kleinsten Fuß im rothen, weit ausgeschnittenen Lederschuh sichtbar ließ, den *Tobias* jemals gesehen hatte.

Der Greis, der sich zu ihnen gesellte, brach in lautes Klagen aus und theilte ihm unaufgefordert sein Schicksal mit.

Er sei der im ganzen Reiche bekannte Alchymist und Goldmacher *Seefeld*.

Auf einer Reise durch Deutschland habe er preußisches Gebiet betreten und die Bekanntschaft eines Herrn von *Kalkreuth*, der die Kunst des Goldmachens betrieb, gemacht.

Er wollte auf den Rath seiner Tochter *Blanka* — er zeigte bei diesen Worten auf die junge Dame — dessen Einladung, ihn in seinem bei *Stendal* in der *Uckermark* gelegenen Schloße zu besuchen, ablehnen, da bot sich der Graf an, ihn dem König *Friedrich* in *Potsdam* vorzustellen und er, der mit den mächtigsten Herrschern zweier Welttheile vertrauten Umgang gehabt, ließ sich durch diese Aussicht umstimmen. Kaum in *Berlin* angekommen, wäre der Edelmann verschwunden und statt eines Hofherrn, wie er erwartete, ein Lieutenant der Polizei erschienen, der ihn, nachdem er das Gepäck durchsucht, in Haft nahm, während *Blanka* wie eine Gefangene im *Wirthshaus* bewacht wurde.

„Endlich durchschaute ich das Netz, in das ich gerathen war, und dankte meiner Tochter für die Warnung, nicht das Schloß des Herrn von *Kalkreuth* zu besuchen; denn dieser wollte mich, wie ich von seinem Kammerdiener erfuhr, nur dorthin locken, um das große Elixir, Gold zu machen, zu stehlen. Aus Rache, daß ich nicht in die Falle ging, gab er mich dem König als österreichischen Spion an, und dieser gab Befehl, ich müsse binnen drei Stunden *Berlin* und innerhalb drei Tagen *Preußen* verlassen. Wir reisten noch vor dieser Frist aus *Potsdam* ab und benutzten, um so schnell wie möglich aus dem Lande zu kommen, *Extrapost*, die ich theuer bezahlte. Zwei Landjäger fuhren als Bewachung bis zur Gränze mit . . . In dem Augenblicke, wo sie uns verließen, überfielen *Marodeure* unsere Kutsche und raubten außer dem Gepäck die eiserne Kiste, in der mein

ganzes Geld lag . . . Blanka rettete nur ein Duzend Ducaten, die sie in ihr Kleid eingenäht trug, und miethete dafür einen Karren zur Weiterreise . . Auf der Landstraße, die durch die Sudeten führt, begegnete mir eine Schar Reiter, unter denen ich einen der Marodeure erkannte. Sie schleppten unsern Karren in dieses Gehölze und hätten uns getödet, wenn nicht Sie, edler Herr, uns zu Hilfe gekommen wären! Wir sind heute bettelarm und wissen nicht, wie wir weiter reisen sollen," schloß er seine Erzählung.

Graf Josias erwiderte in höflicher Weise:

"Ich wäre sehr unglücklich, wenn Sie sich darüber Sorgen machten, und bitte Sie, über meine Cassa zu disponiren!"

Er übergab ihm seine mit Goldstücken gefüllte Börse und blieb mit gesenkten Blicken vor beiden stehen; denn es war ihm peinlich, daß Blanka Zeugin davon war.

Der Alchymist schob die Börse so ruhig, als ob sie von jeher ihm gehört hätte, in die Tasche und sagte:

"Ich betrachte das Gold nur als Darlehen, das ich schon in nächster Zeit zurückzahlen werde, denn Se. Majestät . ."

Er brach rasch ab, da ein zorniger Blick und eine dieselbe Gemüthsstimmung ausdrückende Gebärde Blanka's ihm Schweigen geboten.

Sie widmete ihre ganze Aufmerksamkeit dem Karren und befahl dem Kutscher, alles zur Weiterreise bereit zu machen; dann wandte sie sich zum Grafen Josias, versicherte daß sie ihn nie vergessen werde, und ein gleiches that ihr Vater, der berühmte Goldmacher. Im freien Feld lud ihn dieser ein, die Reise in ihrer Gesellschaft zu machen, was er um so lieber that, als er sich bisher auf seinen einsamen Ritten sehr gelangweilt hatte.

Und an der Seite der schönen Blanka, die ihrem heißblütigen Wesen keinen Zwang auflegte und ihm durch allerlei Aufmerksamkeiten ihre Gunst zu erkennen gab, entschwanden die Stunden schnell und es kostete ihm Mühe, als sie die mährische Gränze überschritten, Abschied zu nehmen.

In dem Augenblick, wo dies geschah, warf sie sich an seine Brust, drückte heiße Küsse auf seine Lippen und rief:

"Sie dürfen uns nicht verlassen. Ich will es nicht!"

Er aber blieb Herr seiner Sinne, löste sich rasch aus ihrer Umarmung und bestieg das Pferd; denn er fürchtete daß, je länger er im Bann ihrer berückenden Schönheit blieb, desto unzerreißbarer das Netz würde, mit dem sie ihn umstricken wollte . . .

Am andern Morgen traf er in dem mährischen Städtchen Schönberg ein, wo er im Gasthaus „Zur Sonne“ einem Manne begegnete, der alle Gäste an Körperlänge überragte. Das lebhaftes und durchaus vornehme Wesen desselben gefiel ihm und er war zufrieden, als ihn dieser, der sich

mit ein paar Bürgern unterhielt, einlud, an ihrem Tisch Platz zu nehmen. Es war Friedrich von Trend.

Im Verlaufe des Abends, als der Wein die Zungen löste und die beiden Adelligen immer mehr Gefallen an einander fanden, stellte Graf Josias allerlei Fragen an Trend über dessen Lebensschicksale, die im ganzen Reiche bekannt geworden waren und Stoff zu vielen abenteuerlichen Gerüchten gegeben hatten.

„Ich kam sechszehn Jahre alt von Danzig, meiner Geburtsstadt,“ begann Trend, „nach Berlin und wurde dem König Friedrich vorgestellt, der mich sofort in die Garde du Corps, die Lehrschule der preussischen Reiterei, einreihen ließ; dort dienten nur auserlesene Leute der ganzen Armee und ihre Uniform war die kostbarste aller Heere Europas. Wir trugen Kürasse aus Silber und brauchten für unsere Ausrüstung allein 300 Reichsthaler. Täglich leitete der König selbst unsere Übungen und ließ sich nur von uns bewachen. . . Ein Jahr später ernannte er mich zum Officier und behandelte mich so gnädig, daß ich überall der Günstling hieß. Das verschaffte mir viele Neider, die mich um jeden Preis zu Grunde richten wollten; dazu fand sich bei meinem Leichtsinne und ungestümen Wesen bald Gelegenheit.

„Im Jahre 1744 begleitete mein Regiment den König ins Feldlager nach Böhmen, wo wir uns mit den Oesterreichern schlugen und oft den Panduren, die mein Vetter Franz Freiherr von Trend angeworben und anführte, zusammenstießen. Bei einem Scharmützel wurden zwei meiner Pferde getödtet und in einer tollen Laune schrieb ich an meinen Vetter, obwohl er unser Gegner war, einen Brief, er möge mir als Ersatz ein paar ungarische Rosse schicken. Der Vetter erfüllte meine Bitte und wenige Tage später erschien in unserm Lager ein oesterreichischer Reitknecht, der mir außer den schönen Thieren ein Schreiben des Pandurenführers übergab, in dem er schrieb: „Der oesterreichische Trend hat keinen Krieg mit dem preussischen Trend, seinem lieben Vetter!“

„Dieser Zettel gerieth in die Hände des Rittmeisters Faszinsky, meines ärgsten Feindes, der ihn dem König übergab und in demselben den Verdacht weckte, ich sei ein heimlicher Spion der Oesterreicher. . .

„Ohne Verhör und Kriegsgericht wurde ich gefangen und in die Festung Glatz in Schlesien geführt. . . Da ich viel Geld bei mir trug und die Officiere der Wache, die schlecht besoldet waren, reichlich beschenkte, so dachte ich schon wenige Wochen nach meiner Einlieferung an die Flucht. Ich überredete den Lieutenant Schell, der mich bewachte, mir dabei zu helfen und am 24. December war bereits alles vorbereitet, da trat dieser bleich und zitternd in meine Gefängniszelle und rief, einen Säbel mir übergebend: „Freund, wir sind verrathen. Folge mir!“

„Ich sprang sofort auf und eilte mit ihm in den Hof, wo wir die Brustwehr bestiegen, ein paar Pallisaden überkletterten und in den Wallgraben sprangen. Dabei verstauchte sich mein Begleiter den Fuß am Knöchel, so daß ich ihn auf meine Schultern laden und in's Feld tragen mußte.

„Hinter uns donnerten die Alarmkanonen, die stets beim Ausbruch eines Gefangenen abgefeuert wurden und den Bauern der umliegenden Ortschaften das Zeichen gaben, denselben nachzusetzen.

„Ich stand rathlos und überlegte, welchen Weg ich einschlagen sollte; denn hinter uns tauchten nicht allein bewaffnete Bauern, sondern auch preussische Reiter auf. Da sprengte ein Lieutenant der Besatzung, den ich oft zu Wein und feinen Speisen eingeladen und zum Freund gemacht hatte, heran und rief: „Bruder, flüchte dich in das links im Feld stehende einsame Haus und verbirg dich dort. Unsere Husaren haben die Richtung nach rechts eingeschlagen!“

„Zu unserm Glück brach ein dichter Nebel ein, der die Stadt und Citadelle Glatz unsern Blicken entzog, aber auch uns vor denen der Verfolger verbarg. So erreichte ich, den S c h e l l noch immer auf dem Rücken tragend, das unbewohnte Haus, das nur tausend Schritte von der böhmischen Gränze entfernt lag; wenn es uns gelang, dorthin zu kommen so waren wir gerettet! Aber zu meinem Schrecken sah ich aus der Dachlücke, wie die Bauern jeden Steg und Graben so dicht besetzt hatten, daß ein Durchkommen unmöglich war.

„Wir müssen zur Reisse fliehen und an das jenseitige Ufer zu gelangen suchen“, sagte mein Begleiter, der die Gegend und alle Wege nach Böhmen kannte.

„Ich lud ihn also wieder auf meinen Rücken und ging zum Reissefluß, der halb zugefroren war; durch Eisstücke schwamm ich an das jenseitige, beiläufig zwanzig Meter entfernte Ufer, während sich S c h e l l, der des Schwimmens unkundig war, an meinem Haarzopf festhielt; dort fanden wir einen Fischerkahn, den wir bestiegen und stromabwärts ins Gebirge ruderten.

„Tiefer Schnee bedeckte Wälder, Höhen und das Thal, durch welches die Reisse floß, so daß wir ans Ufer kletternd fußtief einsanken und nur langsam vorwärts kamen. Der Nebel wich und der Mond leuchtete voll vom wolkenlosen Himmel, dagegen nahm der Frost zu und es wurde bitterkalt. Nachdem wir frierend und hungrig die ganze Nacht gewandert waren, gelangten wir in ein Dorf, das noch auf preussischem Gebiet lag, wie dies der schwarzweiße Gränzpfahl zeigte und wir berathschlagten, was zu thun wäre? . . .

„Ich trug ebenso wie S c h e l l meine soldatische Kleidung, die uns verrathen mußte.

„In dieser Noth schnitt ich mir eine Wunde in den Finger, bestrich mit dem hervorquellenden Blut Gesicht, Hemd und Rock und band ein ebenfalls

mit Blut beslecktes Tuch um den Kopf, während Schell mit einem Strid meine Arme fesselte und, sobald wir die ersten Häuser des Dorfes erreichten ein lautes Geschrei erhob, das ein paar Bauern herbeilodte.

„Er erzählte diesen, daß ich ein Deserteur sei, dem er nachsetzte, ihm aber das Pferd unter dem Leibe erschossen hätte. Mit vieler Mühe wäre es ihm gelungen, mich wehrlos und zu seinem Gefangenen zu machen. Sie sollen einen Wagen holen, um mich nach Olaz zu bringen.

„Ein Bauer lief zum Dorfrichter und ein anderer schleppte mich in sein Haus, während Schell uns langsam folgte. Nach kurzer Zeit trat er auch in die Stube, wo ich von den Hausleuten scharf bewacht wurde und flüsterte mir zu, im Stalle stünden ein paar Pferde, deren Halfter er von der Krippe gelöst hätte. Ich solle ihm folgen. Während die Bauersleute gerade ihr Frühstück verzehrend um den Tisch saßen, humpelte Schell wieder aus der Stube und ich, der ihm flink nachlief, verriegelte die Thüre von außen, so daß alle Hausbewohner gefangen saßen.

„Ohne Sattel und Hüte, die wir während der Kahnfahrt verloren hatten, sprengten wir, Schell in der Uniform eines Infanterie-Officiers mit Schärpe und Ringtragen und ich im rothen Rock der Garde du Corps durch das Dorf, in das eben ein Zug Husaren zu unserer Verfolgung einrückte. Ehe sie uns erblickten, verschwanden wir hinter Scheunen und Ställen und ritten ohne Raft nach Braunau, in die erste Ortschaft auf österreichischem Boden, wo wir in der Hütte eines Leinwebers Unterkunft fanden.

„Hier warteten wir, bis der Fuß Schells wieder heil geworden war und setzten dann die Reise fort.

„Statt aber nach Wien zu gehen, trieb mich die Sehnsucht meine Mutter zu sehen, wieder nach Preußen. In der Verkleidung wandernder Musikanten und unter falschem Namen gingen wir trotz des strengen Winters zu Fuß durch Posen und West-Preußen nach Danzig, denn unsere Mittel reichten nicht aus, einen Wagen oder Reitpferde zu miethen.

„Nachdem ich meine Mutter begrüßt, kehrten wir auf demselben Weg und in der nämlichen Verkleidung nach Böhmen zurück, wo ich mich standesgemäß kleidete und, Schell verlassend, nach Wien fuhr.

„Mein Vetter, Franz von Trent, der Pandurenführer saß damals wegen schwerer Verbrechen im Gefängnis und empfing mich in feindseliger Stimmung; denn er fürchtete, daß die Kaiserin Maria Theresia ihm seine Güter in Ungarn nehmen und mir, als seinem nächsten Erben, übergeben werde.

„Um mich aus Wien zu entfernen, bestach er ein paar Taugenichtse, die sich mir auf der Straße in den Weg stellten und allerlei Schimpf zufügten. Einer führte einen Degenstoß gegen meine Brust, dem ich aber geschickt auswich und meine Waffe ziehend durch so kräftige Hiebe erwiderte, daß meine Au-

greifer mit blutigen Köpfen die Flucht ergriffen. Am andern Tag wurde ich wegen muthwilliger Händel mit kaiserlichen Officieren in Arrest gesetzt. Das brachte mich in Wuth und ich bat einen Spanier, meinen einzigen Freund in Wien, die beiden zum Zweikampf zu fordern.

„Wir trafen uns im Stadtgraben vor dem Schottenthor und ich verwundete den Grafen *Merville* dabei durch einen Stich in den Bauch tödtlich . . . Dieser unglückliche Waffengang zwang mich, aus Wien zu fliehen . . .

„Ich will nach Bayern, wo der russische General *Lieven* mit einem nach Holland bestimmten Heer lagert, und dem meine Dienste antragen,“ schloß *Friedrich von Trenck* seine Erzählung und verließ bald darauf das Städtchen.

Am andern Morgen ritt auch *Josias von Wartburg* mit seinem Gefolge aus *Schönberg* und erlebte während der weitem Reise kein Abenteuer mehr, bis eines Nachmittags, nachdem sie den Donaustrom übersezt hatten, der weithin sichtbare *Stephansthurm* die Nähe *Wien's* verkündete.

Ehe er aber an das heißersehnte Ziel seiner beschwerlichen Reise gelangte, mußte er durch Auen und vielfach überschwemmtes Wiesenland und an ärmlichen Dörfern vorüberreiten, und was er hier von Häusern und Menschen erblickte, ließ ihn durchaus nicht ahnen, daß er sich bereits im Reichthum der wegen ihrer Schönheit und Pracht berühmten Kaiserstadt befand.

Erst nachdem er die düsteren hochgewölbten Bogen des *Rothenthurmthores* passirt hatte und zum *St. Stephansdom* gelangt war, jubelte er im stillen, denn jetzt zeigte sich *Wien* wie er es geträumt, als die volksbelebte glanzzerfüllte und frohlebige Hauptstadt des größten Reiches in Europa!

Driffes Capitel.

Verliebt und Verlobt.

Josias von Wartburg kehrte in *Wien* im Gasthof „auf der Mehlgrube“ ein und suchte, da er fremd und im Stadtleben unerfahren war, vor allem die kaiserlichen Kammerherren *Graf Czernin* und *Herrn von Schaffgotsch* auf.

Der erstere befand sich aber unter dem Gefolge der Kaiserin, die sich seit *Mai* in ihrem Lustschloß *Hollitsch*, das im ungarischen *Neutraer Comitath* lag, aufhielt und daher von *Wien* fern. *Herr von Schaffgotsch* dagegen drückte ihm mit warmen Worten sein Beileid über den Verlust der Eltern aus und stellte sich ganz zu seiner Verfügung, was *Graf Josias* gern annahm. Freilich trauerte er heimlich, da er die Hoffnung, die große Kaiserin zu sehen, aufgeben mußte.

„Trösten Sie sich, lieber Freund,“ sagte Herr von Schaffgotsch, dem er sein Leid klagte, „Ihre Majestät wird früher Holißsch verlassen und in die Kaiserstadt zurückkehren als wir glauben, denn die politische Lage Europas ist eine so gefährliche, daß Fürsten und Völker wie auf einem Pulverfaß, das in der Nähe einer Feuerstelle liegt, leben. Der winzigste Funken kann es im Nu in Brand stecken. . . Benützen Sie die Zeit bis der kaiserliche Hof hierher kommt, um Wien gründlich kennen zu lernen. . . . Leider muß auch ich in einigen Wochen nach Ungarn reisen und Sie Ihrem Schicksale überlassen; doch bis dahin werden Sie neue Freunde und Personen, die sich für Ihre Wünsche erwärmen, gewonnen haben!“

Josias benützte nun jeden Tag des Sommers, den er zum erstenmal in seinem Leben in einer Großstadt verlebt, um die Kirchen und öffentlichen Bauten, besonders aber die Hofburg zu besichtigen.

Sobald er sich dem Kohlmarkt näherte, begegneten ihm Soldaten in voller Rüstung, Hofherren und Damen, die in reichvergoldeten Sänften getragen wurden, und viel Volk aus den niedern Ständen, das sich schaulustig zu den Thoren der Burg drängte. Wie staunte er, als er in Begleitung des Kammerherrn Schaffgotsch den Hof derselben betrat und die breitstufige Marmortreppe emporsteigend in die kaiserlichen Gemächer eintreten durfte.

Auf einem der langen Gänge, deren Ein- und Ausgänge Arcierengardisten in scharlachrothen Röcken, strohgelben Westen, goldbetreßten Dreispitzen und mit Hellebarden bewaffnet Wache hielten, stand ein eiserner Käfig mit zwei lebenden Adlern.

Aus den hochgewölbten Gängen führten reichvergoldete weißlackirte Thüren in die Säle, von denen einige zwei und drei Stockwerke hoch waren und unter deren Decke Galerien oder Empore ringsum zogen; in anderen ruhte die Wölbung auf schlanken Säulen aus buntem Marmor. An den Wänden standen Spiegel in silbernen Rahmen, Komoden, deren Platten und Thüren mit Schildpatt, Elfenbein und Bernstein geziert waren, Mosaische und Stühle mit kunstvoll geschnitzten Lehnen und rothdamastenen Polstern. Von den Decken, die kunstvolle Bildwerke zeigten, hingen vielarmige Kronleuchter herab, während der Fußboden theils aus Marmorfliesen und theils aus spiegelglatte Figuren darstellenden Holzplatten bestand.

Neben diesen mit wahrhaft kaiserlicher Pracht ausgestatteten Sälen lag eine Reihe kleinerer Gemächer, die an den vier Seiten der Burg in drei Stockwerken hinzogen und nach hunderten zählten.

Da Graf Josias von einem Herrn aus dem Hofstaat der Kaiserin herumgeführt wurde, so standen ihm alle Räumlichkeiten offen und er stieg auch in das Souterrain und die Kellergeschosse hinab. Um die hundert Herde der Küche, die in der Mitte des Souterrains lagen, tummelten sich Kühe,

Bäcker, Mägde und Diener, deren Zahl sich zur Zeit, wo die Kaiserin Maria Theresia in Wien wohnte, auf ein halbes tausend Menschen belief.

Als er, verwirrt und entzückt zugleich von dem Glanz, den er zum erstenmal erblickte, die Hofburg verließ, traten die Grenadiere der Wache, riesige Gestalten in weißen Waffenröden, Samaschen von derselben Farbe und Bärenmützen unter das Gewehr, die Tambours schlugen und der Fähnrich senkte die Fahne.

„Kaiser Franz, der seit einigen Tagen sich hier aufhält, macht eine Ausfahrt“, sagte der Kammerherr zu Josias und führte ihn an ein Fenster, von dem sie den Aufzug bequem sehen konnten.

An der Spitze marschirte eine Compagnie Soldaten in krebserrother Uniform, denen Paukenträger und Trompeter voran gingen; ihnen folgte eine Schaar Hofherren zu Pferd, die silbergestickte breitschößige Röcke, Treppenhüte und Stiefel aus gelbem Saffianleder und die Degen gezückt trugen.

Hinter diesen fuhr eine vergoldete Kutsche, deren Thüren und Rückseite Gemälde zierten, während die Seiten- und Vorderwände aus venezianischem Glas bestanden; sie wurde von sechs milchweißen Rossen, in deren Mähnen und bis zu den Hufen reichende Schweife purpurrothe Sammtschnüre geflochten waren, gezogen; der Kutscher sowie die drei Lakaien auf dem Trittbrett trugen Leibröcke aus schwarzgelbem Sammt, goldbetreßte Dreispitze und Schnallenschuhe.

Neben dem Wagen, der langsam dahinrollte, schritten fünfzig Hellebardiere in feuerrothen Röden, die ihre Waffe geschultert hielten und vor demselben sechs Läufer in derselben Tracht wie die Lakaien, nur hatten sie schirmlose Mützen mit langwallenden schwarzgelben Federbüschen auf dem Kopf und weiße Stäbe in den Händen.

Kaiser Franz saß allein auf dem mit gelbem Damast überzogenen Kissen, in der Uniform eines österreichischen Generals. Hinter dem königlichen Wagen fuhren noch dreißig Kutschen mit den Kammerherren und dem Hofstaat; den Schluß machte eine Schaar Husaren.

Als Josias hocherfreut durch das Gesehene über den Kohlmarkt und Graben in sein Gasthaus zurückkehrte, sagte Herr von Schaffgotsch: „Sie müssen sich dem einflußreichsten Manne, dem Staatskanzler Graf Kaunig vorstellen lassen! Er hat ihren Vater gekannt und weiß auch, daß er die Wiedererlangung der Depesche, welche der Schurke Weingarten stahl, zum großen Theil ihm verdankt. . . Sie können darum auf eine gute Aufnahme rechnen.“

Josias nahm diesen Vorschlag freudig auf und beide verabredeten ehe sie sich trennten, am nächsten Tag den Secretär des Staatskanzlers, Herrn von Callenbach, zu besuchen.

In der Vorstadt Mariahilf lag von einem schönen Park umgeben das Landhaus des Staatskanzlers Grafen Wenzel Anton Kauniz; es war im Rokoko-Styl erbaut und trug über dem auf zwei Säulen ruhenden Portal das Wappen des Besitzers: den Kesselstengel von Disteln umrankt.

Zu beiden Seiten dehnten sich in der Höhe eines Erdgeschosses Gebäude aus, in denen die zahlreiche Dienerschaft wohnte, während in einem andern Flügel die Pferde und Wagen untergebracht waren.

Graf Josias hatte sich in einer Sänfte in die Vorstadt tragen lassen, denn es regnete und die Wege durch die „Laimgrube“ waren so morastig, daß er seiner Staatskleider wegen dieses gewöhnlich nur von Damen benutzte Beförderungsmittel wählen mußte.

Er trug ein feuerrothes atlassenes Überkleid, das Surtout und darunter den breitschößigen granatfarbigen „Pompadour“, einen Leibrock aus Seide, dessen Brusttheile, Kragen, Taschen und Ärmel Goldstickerei zeigten, die Ärmel waren mit breiten echten Spitzen benäht, eine lange rosaroth Atlasweste mit silbernen Knöpfen, enganliegende bis an die Knie reichende Beinkleider aus mattgelber Seide, weiße Strümpfe von demselben Stoff und Schuhe mit goldenen Schnallen. Brillanten glitzerten in den Fingerringen, auf dem Rock, den Knöpfen und im Griff des zierlichen Degens, der in einer grünsammetnen Scheide steckte.

Den Kopf bedeckte eine stark gepuderte Perücke und ein kleiner dreistülziger Hut mit Goldborten und herabhängenden Goldquasten.

Auch der Kammerherr von Schaffgotsch, der in einer Hofkutsche vorfuhr und ihn am Portal erwartete, war im Staatskleid erschienen.

Während sie in der hochgewölbten Halle auf und nieder gingen, bis der Secretär des Staatskanzlers erschien, erzählte er dem jungen Grafen allerlei aus dem Leben des mächtigen Ministers.

„Graf Kauniz besitzt ein Jahreseinkommen von 78.000 Gulden aus eigenem Privatvermögen und sein Gehalt als erster Beamter des Staates beziffert sich auf 40.000 Gulden. Trotz dieser hohen Summen steckt er in Schulden, denn besonders sein Marstall, wo die edelsten Pferde des Reichs und von Europa stehen, kostet viel Geld. Außerdem ist er ein Feinschmecker, der die theuersten Küche besoldet und für seine Tafeln nichts zu kostbar findet.“

Bald darauf kam Herr von Callenbach in die Halle und führte beide durch eine Flucht von Zimmern in die Reitbahn, wo der Staatskanzler täglich mehrere Stunden zubrachte und jedesmal zwei oder drei Pferde müde ritt.

Als sie den weiten Raum, dessen zahlreiche Fenster dicht verschlossen waren, betraten, saß er bereits zu Pferde und schien sie, nachdem er beim

Vorbeisprennen durch ein kaum bemerkbares Neigen des Kopfes ihre tiefen Verbeugungen erwidert hatte, nicht mehr zu beachten.

Josias von Wartburg gewann dadurch Zeit sowohl die Gestalt, als auch das Gesicht des großen Staatsmannes genau zu betrachten, so daß er jede Bewegung und Miene desselben kannte, ehe er ihm vorgestellt wurde.

Plötzlich zügelte der Staatskanzler sein Pferd, winkte beiden näher zu treten und fragte Josias, ob er reiten könne?

Dieser erwiderte im Bewußtsein ein guter Reiter zu sein, daß das Reiten seine liebste Leibesübung sei, worauf der Staatskanzler ein Pferd vorführen ließ, das Josias bestieg und durch die Bahn trabte.

Kauniz verfolgte ihn mit den Blicken und achtete auf Zügelführung, Sitz und Haltung des Reiters ebenso genau, wie auf jede Gangart und Bewegung des Thieres. Josias aber, der noch niemals auf einem so gut abgerichteten Vollblut gefessen, zeigte seine Kunst, indem er in allen Gangarten ritt und endlich mit einem nach seiner Ansicht vollendeten Sprung zur Stelle kam, wo der Staatskanzler hielt.

Dieser aber schien von seinen Leistungen nicht befriedigt zu sein, sondern ließ sich nach manchem Tadel und Spott herbei, ihm zu zeigen wie ein tüchtiger Reiter ein Pferd lenken müsse; er streckte den linken Arm steif aus und zog dann den Zügel straff an, indem er zugleich den Oberkörper so weit nach links beugte, daß die Zuschauer glaubten, er werde im nächsten Augenblick aus dem Sattel fallen. Wenn er das im Galopp befindliche Thier zum stehen bringen wollte, lehnte er sich nach hinten, daß sein Rücken fast das Gefäß desselben berührte und spannte dabei beide Arme, die Zügel straff haltend, weit aus.

So trieb er es eine Stunde lang und gerieth in immer größeres Entzücken über seine Reitkunst, während der Kammerherr und Josias sich mühsam beherrschten, um nicht in lautes Lachen auszubrechen.

Nachdem er abgestiegen und sich in ein neben der Reitbahn gelegenes Zimmer zurückgezogen hatte, ließ er durch Herrn von Callenbach Josias dorthin einladen und empfing ihn mit kalter Höflichkeit, die in nichts an den Mann erinnerte, der sich noch vor einer Viertelstunde wie ein Kunstreiter gebärdete.

Er schien es auch vergessen zu haben, denn er behandelte ihn wie einen, der ihm zum erstenmal begegnete.

Kauniz war von schlanker zierlicher Gestalt, die durchaus wohlgebaut erschien, und den angenehmen Eindruck derselben hob noch der feinste Anstand, in dem er von keinem Hösling übertroffen wurde. Das Gesicht, dessen Farbe weiß wie frisch gefallener Schnee schimmerte und das trotz seines gereiften Alters keine Falte oder Runzel zeigte, verrieth den Denker; die

Nase war fein geformt, der Mund klein, das Kinn kräftig und die großen dunkelblauen Augen blickten scharf wie die eines Adlers; den Kopf bedeckte eine große Alonge-Perrücke, deren Locken kreuz und quer die ganze Stirn verhüllten.

Seine Tracht bestand aus Leibrock, Weste und kurzen Beinkleidern von schwarzem Atlas, und von derselben Farbe waren die seidenen Strümpfe; durch die Wahl dieser dunklen Kleidung, die er immer trug, wurde die Bläße seines Gesichtes noch auffallender. Außer dem mit Brillanten besetzten Ordensstern und den goldenen ebenfalls mit glitzernden Steinen gezierten Schuhspornen verschmähte er jeden Schmuck an sich.

Josias fühlte sich dem Staatskanzler gegenüber befangen und dieser that auch nichts, weder durch ein aufmunterndes Wort, noch durch mildere Blicke oder eine weniger steife Haltung, um ihn muthiger zu machen.

Im Gegentheil. Er stand regungslos wie ein Marmorbild da, wandte kein Auge von ihm und sprach fast gar nicht.

Josias mußte die abenteuerliche Reise nach Schlessien, den Überfall im Eulengebirge und den Tod Weingarten's ausführlich erzählen und wurde, wenn er dieses oder jenes unabsichtlich oder weil die Erwähnung desselben ihm Schmerz bereitete, verschwieg, durch kurze, wie Befehle klingende Fragen aufgefordert, alles genau zu schildern.

Als er geendet hatte und sicher erwartete, ein Wort der Anerkennung über seinen tapfern Vater zu hören, ging der Staatskanzler rasch auf einen andern Gegenstand über.

Josias dachte auch nicht milder über dieses frostige Wesen, als er von der Veranlassung zu reden aufgefordert wurde, die ihn nach Wien führte.

Kaunitz hörte wieder in steifer Haltung und ihn mit seinen Adlerblicken durchbohrend zu und unterbrach ihn so lang durch kurze Fragen, bis er das ganze Schicksal und alle Zukunftspläne des jungen Grafen erfahren hatte. Dann gab er ihm ein Zeichen, daß er entlassen sei, und sagte, während Josias sich tief verneigte:

„Der Wahlspruch meines Lebens lautete: Kommt Zeit kommt Rath, alors comme alors. Ich wünsche, daß Sie ihn auch zu dem Ihrigen machen!“

Nach diesen Worten drehte er sich um und ließ sich von seinem Kammerdiener, der geräuschlos eingetreten war, einen mit Pelz gefütterten Mantel um die Schultern legen, während mehrere Lakaien an den Thüren Aufstellung nahmen.

Sobald sich der Staatskanzler einer Thüre näherte, wurde sie rasch geöffnet und, nachdem er in das nächste Zimmer gegangen war, ebenso schnell geschlossen. So geschah es in jedem Gemach, das er durchschritt, bis

er die von Glaswänden eingefriedete Gartenhalle erreichte, vor der die Kutsche hielt.

Er ließ sich dann vom Kammerdiener, der nicht von seiner Seite wich, den Kragen des Pelzmantels über Nacken und Ohren stülpen, presste ein seidenes Tuch vor den Mund und stieg in den Wagen, der im gedeckten Flur stand und erst in's Freie fuhr, nachdem die Thüren so dicht verschlossen waren, daß kein Luftzug in das Innere eindringen konnte.

Graf J o s i a s, der diese Vorgänge aufmerksam beobachtete, theilte dem Kammerherrn, der ihn in der Reitbahn erwartete, sein Staunen darüber mit und erhielt die Antwort, daß K a u n i g, wie jeder bedeutende Mann, seine oft an's kleinliche gränzenden Schwächen besitze.

„Eine derselben haben Sie bereits kennen gelernt. . Er bildet sich ein, der beste Reiter in der Welt zu sein . . Und eine andere ist seine Scheu vor frischer Luft! . . Seit Jahren geht er nicht mehr in's Freie und wenn er seinen Palast, der hinter der Hofburg liegt, verläßt, so geschieht es nur in einem dicht verschlossenen Wagen . . In letzter Zeit beschränkte er diese Ausfahrten auf zwei; auf den Besuch in der Hofburg oder in einem der kaiserlichen Lustschlösser Schönbrunn und Laxenburg, wenn er zum Vortrag bei der Kaiserin erscheinen muß, und auf eine tägliche Fahrt nach seinem Landhaus in der Mariahilfer Vorstadt, um in der gegen jeden Luftzug geschützten Reitbahn Spazierritte zu machen.

„In keinem Haus, das er bewohnt oder besucht, darf ein Fenster geöffnet werden, so lang er sich im Zimmer befindet.

„Er behauptet, daß durch den Aufenthalt im Freien die Haut runzelig werde und ihre Zartheit verliere. Trotz dieser Schwächen und seiner Kälte im Umgang, die seine Feinde als Herzlosigkeit verschreien, ist er ein charaktervoller Mann. Einer, der sich gegen jeden gerecht zeigt, die Wahrheit liebt und die Lüge hasst! . . Die Liebe zum Vaterland bleibt der leuchtende Punkt in seinen Gedanken und Handlungen und von ihm aus beurtheilt er den Werth seiner Untergebenen . . Für Osterreich spielt er ein Stück Vorsehung und ist der einzige Staatsmann in Europa, der dem König von Preußen nicht allein gewachsen ist, sondern ihn auch durchschaut, ja an Reinheit der Absichten übertrifft.“

J o s i a s, den dieses offene Bekenntnis eines Hofmannes in Verwunderung setzte, sprach seine Befürchtungen über den Misserfolg der Audienz aus, da der Staatskanzler ihm keine Hoffnungen gemacht habe.

„Das darf Sie nicht kleinmüthig stimmen!“, unterbrach ihm Herr von S c h a f f g o t s c h, „sondern höchstens erimuthigen, sich mit Geduld zu wappnen. Er wird Sie wegen Ihres Vaters, den er ebenso wie unsere erhabene Kaiserin hochschätzte, in Schutz nehmen, denn Dankbarkeit war stets seine Haupttugend.“

Während dieses Gesprächs gelangten sie zur Pforte des Landhauses, wo die Hofkutsche wartete und sie in die Stadt brachte, denn Josias war vom Kammerherrn, der auf der Löwelbastei ein prächtig eingerichtetes Haus besaß, zum Mittagessen eingeladen worden.

Die Voraussagung desselben, daß Graf Kaunitz ihm noch Günst und Theilnahme erweisen werde, ging bald in Erfüllung; denn nach zwei Wochen überbrachte Herr von Callenbach ihm eine Einladung zum Staatskanzler, und mit dem ersten Besuch, den er dort machte, trat er in die große Welt!

Im Hause begegnete er sowohl den einflußreichsten Staatsmännern von Oesterreich, wie den fremden Gesandten und erfuhr vieles über die politische Lage Europas, das ihm bisher ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen gewesen war.

Der Staatskanzler, der stets den ersten Platz an der Tafel einnahm, schien sich während derselben nicht um seine Gäste zu kümmern, sondern nur in die Meisterstücke seines französischen Koches vertieft zu sein; trotzdem entging ihm kein Wort, das zwischen ihnen gewechselt wurde und ebenso wenig blieben ihm Mienen und Bewegungen derselben verborgen, denn er besaß ein scharfes Gehör und noch bessere Augen.

Selten unterbrach er die Gespräche durch ein Wort; wenn er es aber that, so zeigte er, daß er nicht allein auf dem Gebiet der Politik, sondern auch in Kunst, Literatur und Wissenschaft tüchtig unterrichtet und gebildet sei.

Josias vergaß oft über dem Aufhordchen das Essen und prägte sich jedes Wort, jeden Ausspruch des Staatskanzlers, die dann die Kunde durch Wien, die Monarchie, ja über Europa machten, tief in die Erinnerung ein.

Eines Tages war Graf Starhemberg nach seiner Rückkehr aus Paris zu Tisch geladen und unterhielt die Gesellschaft mit Anekdoten die in der Seinesstadt die Hofreise ergötzt hatten. So erzählte er, daß König Friedrich von Preußen, der von den geheimen Verhandlungen Oesterreichs mit Frankreich Wind bekommen, der mächtigen Freundin Ludwig XV., der Madame Pompadour eine halbe Million Thaler angeboten habe, damit sie den König von einem Bündnis mit der Kaiserin abbringe. „Ich zitterte im stillen, daß dieser hohe Preis Erfolg haben und meine Sendung vereiteln werde“, schloß Graf Starhemberg. „Da ließ mich eines Tages König Ludwig zu sich befehlen und zeigte mir die noch nasse Unterschrift unter dem Vertrag, durch den Frankreich uns alle Art Hilfe im Falle eines neuen preussischen Krieges verbürgte. Ich stand vor einem Räthsel und kann es mir bis zur Stunde nicht erklären, was den König und Madame Pompadour, die an seiner Seite war, plötzlich zu Gunsten Oesterreichs gestimmt habe?“

„Der ganze Ihnen räthselhafte Vorgang am französischen Hof ist ein Zweikampf zwischen dem preußischen König und mir gewesen!“, sagte der Staatskanzler. „Wir fochten aber mit verschiedenen Waffen. Er durch Lüge und List und ich mit der — Wahrheit!“

„Als sein Bestechungsversuch bei Madame Pompadour keinen Erfolg hatte, versuchte er dem König gegenüber ein anderes Spiel . . . Unsere erhabene Monarchin wolle Elsaß-Lothringen, dessen Besitz sie Frankreich verbürgte, wieder erobern! . . . Ich sandte, sobald ich das hörte, den Briefwechsel Friedrich's mit unserer Kaiserin dem König Ludwig. Diese Briefe wurden zu einer Zeit geschrieben, wo König Friedrich eng mit Frankreich verbündet war und französische Truppen für ihn kämpften! In denselben machte er Oesterreich den Vorschlag, sich heimlich mit ihm zu vereinigen und die Franzosen, die ihm lästig geworden waren, nicht allein über den Rhein zu jagen, sondern ihnen auch — Elsaß-Lothringen zu rauben!“

„Sobald König Ludwig, der die Handschrift Friedrich's kannte, diesen Streich seines ehemaligen Verbündeten erfahren hatte, ergriff er die Feder und unterzeichnete den Vertrag mit Oesterreich! . . .“

„Es war immer meine Überzeugung“, so endigte der Staatskanzler, mit scharfer Betonung, „die Lüge ist nur ein Auskunftsmitglied der Dummen!“

Graf Starhemberg erwiderte, daß der Sieg über König Friedrich nur dem Staatskanzler gelingen konnte.

„Sagen Sie das nicht“, unterbrach ihn dieser . . . „Ich wünsche solche Ansichten nicht unter meinen Beamten verbreitet zu sehen . . . Ein Politiker, welche Stellung hoch oder niedrig er auch einnehmen mag, darf nichts für unmöglich halten! Im Gegentheil. Jeder soll überzeugt sein, daß er bei festem Willen und gehörigem Eifer alles durchsetzen kann!“

Er brach plötzlich ab und beschäftigte sich mit dem Nachtsche, der aus verzuickerten Früchten, die aus Paris bezogen wurden, und den edelsten Obstsorten bestand; sobald aber die Diener Schüsseln und Teller wie die Essgeräthe abgeräumt hatten, brachte sein Kammerdiener eine silberne Platte voll Bürsten, Feilen, Zahnstocher, winzig kleine Spiegel und Lappchen aus Linnen oder weichem Leder.

Der Staatskanzler begann, ohne sich um seine Gäste, unter denen sich die ersten Würdenträger des Landes und Gesandten der Großmächte befanden zu kümmern, seine Zähne zu putzen und that dies so gründlich und langsam daß darüber fast eine halbe Stunde verfloß. Er sperrte den Mund weit auf, begudte durch die vorgehaltenen Spiegel jeden Zahn und reinigte ihn mit Stochern, Bürsten und Lappchen blank.

Das geschah nach jedem Essen und vor allen Gästen, ohne daß einer der letzteren daran Anstoß nahm; jeder duldete diese Unart theils aus Scheu

vor dem mächtigen Minister und theils aus Mitleid mit einer Schwäche des in wichtigen Dingen wahrhaft großen Mannes.

Seit der ersten Einladung beim Staatskanzler erschien J o s i a s öfter im Palaß und zählte bald zu den ständigen Besuchern, die jedesmal zur Tafel gezogen wurden. Wenn auch Graf K a u n i z in seinem Benehmen gleich blieb und ihm niemals herzlich entgegen kam, so bemerkte er doch bald aus allerlei kleinen Vorfällen, daß er dessen Theilnahme erregte. Oft heftete K a u n i z seine Augen auf ihn und wandte sich oft, wenn er einen seiner geistreichen Aussprüche zum besten gab, zu ihm; vor allem aber durfte er darin einen Beweis seiner Gunst erblicken, daß er ihn der Fürstin E l a r y vorstellte.

Diese Dame, die in der Wiener hohen Gesellschaft wegen des feinen Geschmacks in allem, was zu ihren Lebensbedürfnissen gehörte, berühmt war, vertrat im Palaß die Stelle der Hausfrau und versammelte um sich einen Kreis durch Geist und Rang ausgezeichneten jungen Herren. Zu diesen gehörte bald auch J o s i a s von W a r t b u r g.

Als er zum erstenmal die Räume, welche sie bewohnte, betrat, mußte er eingestehen, daß sie den Ruf, eine Königin des guten Geschmacks zu sein, vollauf verdiente.

Die hohen durch viele Fenster sonnenhellen Zimmer zeigten kostbare Teppiche an den Wänden, Spiegel deren Rahmen aus getriebenem Silber bestanden, Stühle und Ruhestige mit Sammt oder Damast überzogen, Büsten und Bildsäulen aus Elfenbein, Marmor und Bronze; in den Nischen standen breitästige Orangebäume in vergoldeten Kübeln.

Jedes Zimmer war in einem andern Styl und in anderer Farbe ausgestattet und das Deckengewölbe desselben stellte stets in Sinnbildern das Zeitalter dar, aus welchem die Einrichtung stammte.

Die Fürstin E l a r y, eine Dame von hoher Gestalt und vornehmer Haltung, trug nach der damaligen Sitte über dem einem großen Faß ähnelnden Reifrock ein Kleid aus Atlas mit langer Schleppe, das Gesicht bedeckten weißes Reismehl und rothe Schminke und das Haar war über ein Drahtgestlecht gewunden und mit Blumen wie Federn so reich geschmückt, daß sie sich, wenn sich durch eine Thür schritt, bücken mußte.

Eines Tages lud sie J o s i a s zu einem Besuch im Kloster der Ursulinerinnen ein, das in der Nähe der „Mehlgrube“ lag und wo, wie sie sagte, eine Verwandte erzogen wurde.

„Gräfin Maria wird sich freuen, in Ihnen einen Landsmann zu begrüßen,“ schloß sie; „denn sie stammt aus Schlessien.“

J o s i a s folgte gern der Fürstin, die in einer prächtigen Kutsche fuhr, in's Nonnen-Kloster und war, als er der Gräfin gegenüber stand, entzückt;

denn soviel Anmuth und mädchenhaften Liebreiz hatte er noch niemals in einem weiblichen Wesen verkörpert gesehen.

Sie bot das Bild einer echt deutschen Jungfrau; die blendende Weiße ihrer Hautfarbe, durch die, so oft eine tiefere Empfindung ihr Inneres bewegte, die aufwallende Blutwelle rosig schimmerte, der feine Schnitt an Nase, Kinn und im Oval des Gesichtes, das Fahlblond ihres in schweren Flechten um den Kopf gewundenen Haares, ihre alle Kloster-Genossinnen überragende hohe Gestalt, deren knospende Formen die werdende Schönheit errathen ließen, schufen sie zu einer bezaubernd hübschen Erscheinung. Wie ihr Äußeres war auch ihr geistiges Wesen voll Natürlichkeit und Anmuth; ein Schleier von mädchenhafter Schen und Keinheit lag über sie gebreitet.

Er erfuhr durch die Fürstin, daß die junge Gräfin eine Waise sei und im Hause ihres Oheims, des Baron Sternberg erzogen werde; dieser wohne Winter und Sommer in seinem Stammschlosse in Böhmen, nahe der sächsischen Gränze, und habe sie nach Wien gesandt, um sie bei Hof vorstellen und unter die Edelfräulein der Kaiserin aufnehmen zu lassen.

Gräfin Maria wurde oft in den Palaß des Staatskanzlers eingeladen und gefiel sowohl diesem, wie allen Gästen durch ihre Schönheit wie liebliches Wesen.

Keiner aber stand mehr in ihrem Bann als Josias, der an keinem Sonntag fehlte und sich immer in ihrer Nähe aufhielt.

Da dem scharfen Auge der Fürstin Clary die Veränderung, die mit ihm vorging, nicht verborgen blieb, so erwies sie ihm auch im Verkehr mit der Comtesse ihre Gunst. Er durfte nicht allein deren Tischnachbar sein, sondern sie auch stets im Wagen in's Kloster zurückbegleiten, und dabei gab er sich Mühe, den feingesitteten amüsanten Cavalier zu spielen.

Das fiel ihm nicht schwer und kostete weder Verstellung noch Anstrengung; denn er hatte theils durch den Vater selbst und theils von guten Lehrern eine sorgfältige Erziehung in Wissenschaft, Lebensart und körperlichen Fertigkeiten als Reiter, Tänzer u. s. w. empfangen. Die Früchte derselben kamen aber erst unter dem Sonnenstrahl der Liebe zur Vollblüthe, denn ehe er die Comtesse kennen lernte, war er schen, schwermüthig; darin änderte er sich jetzt so gänzlich, daß er selbst darüber staunte.

Seine Huldigungen fanden endlich Gnade vor der jungen Klosterschülerin und gewannen ihr Herz für immer.

Das geschah an einem Juli-Abend, als er mit ihr allein durch den Lindengang im Park der Mariahilfer-Vorstadt auf und nieder ging; die Kutsche, die sie in das Kloster zurückbringen sollte, wartete schon und sie reichte ihm zum Abschied die Hand, denn heute fuhr sie mit der Fürstin nach der Stadt.

Da ließ er ihre Hand nicht los, die sie ihm auch nicht entzog, blickte ihr tief in die Augen und sagte mit schlichten Worten, daß er sie liebe . . .

Wenige Minuten später stieg sie mit einem verklärten Ausdruck im süßen Gesichtchen in den Wagen — und er? . . .

Er jubelte das Lied des Minnesängers Ulrich von Lichtenstein, der ein Ahne seines Hauses gewesen war, in die dusterfüllten von den letzten Sonnenstrahlen vergoldeten Lüfte hinaus :

Wenn eine holde Frau anlacht
Einen minnetrohen Mann
Und ihr Kuß ihn selig macht,
Dessen Muth steigt kühn hinan,
Gleich der Sonne.
Solche Wonn' ist höchste Wonne!
Heil mir, daß sie mich minnen mag
Sie, meines Herzens — Oftertag! —

So war der Augustmonat gekommen. Während die vornehme Welt Wiens nach dem Beispiel des kaiserlichen Hofes in ihren Schlössern oder in den böhmischen Bädern Aufenthalt nahm, blieben nur die Staatsmänner und ihre Beamten in der Stadt zurück; alles überließ sich dem beruhigenden Gefühle, daß wenigstens in diesem Jahre der Friede Europas nicht gestört sein werde. Auch J o s i a s, der doch nur wegen des drohenden Krieges in die kaiserliche Armee eintreten wollte, freute sich darüber, denn er durfte in der Nähe seiner Verlobten bleiben.

Beide hatten die Fürstin E l a r y zur Vertrauten ihres Bundes gemacht und beschloßen auf deren Rath, denselben so lang geheim zu halten, bis Maria auf das Gut ihres Oheims zurückgekehrt und diesem alles mitgetheilt haben würde; dann sollte J o s i a s ihr nach Böhmen folgen und im Stammschloß der Freiherren von S t e r n b e r g seine Werbung anbringen.

Da flog zu Ende des Monats die Nachricht durch die kaiserlichen Staaten: König F r i e d r i c h von Preußen ist an der Spitze von drei Armeecorps, die 60.000 Mann zählen, in Sachsen eingefallen!

Die Wirkung dieser Hiobspost war unbeschreiblich, denn trotz der Bündnisse, welche die Kaiserin mit Frankreich, Rußland und Sachsen im Mai geschlossen hatte, stand ihr Heer noch nicht gerüstet oder schlagfertig im Felde. Die Bevölkerung in den an Sachsen gränzenden Ländern, in Mähren, Böhmen und Schlesien gerieth am meisten in Aufregung und Schrecken, denn sie kannte aus den Erfahrungen der zwei schlesischen Kriege — die Preußen!

Ihre berühmte Mannszucht bestand nur auf dem Schlachtfeld und solange sie unter den Augen des Königs marschirten. Sobald sie sich aber irgendwo einquartirten oder gar überwinterten, plünderten, brandschatzten und

zerstörten sie, was ihnen unter die Hände kam. Die Gefürchtesten waren aber die Nachzügler, die sich in der Absicht, den Kugeln des Feindes aus dem Weg zu gehen und um zu stehlen, von ihren Regimentern getrennt hatten; sie schonten niemanden, selbst wehrlosen Frauen und Kinder nicht, tödteten die Verwundeten und steckten die Häuser und Ortschaften, deren Bewohner nicht willenlos alles was sie begehrten erfüllten, in Brand!

Ganz Wien war wie mit einem Zauberschlag umgewandelt und in allen Kreisen der Bevölkerung herrschten keine anderen Gedanken, Gespräche und Sorgen als: der Krieg!

Zosias hörte dieser Nachricht nur mit getheilter Aufmerksamkeit zu, denn die Absicht seiner Braut, sofort nach Böhmen zu reisen, hatte ihn überrascht und mit schweren Sorgen erfüllt.

Welche Gefahren drohten ihr dort, da ja das Schloß ihres Oheims hart an der sächsischen Gränze lag und er sie nicht begleiten durfte; das gestattete weder die gute Sitte, denn ihre Verlobung war ein Geheimnis, noch seine Absicht, beim Ausbruch eines Krieges österreichischer Soldat zu werden.

Alle Bitten, mit denen er sie bestürmte und zum Aufgeben der Reise zu bewegen suchte, halfen nichts, denn sie erwiderte stets:

„Gerade die Gefahr, die meinem guten Oheim durch einen Einbruch der Preußen in Böhmen droht, bestärkt mich in meinem Entschlusse. . . Er hat wie ein Vater an mir gehandelt! Ich darf und will ihn nicht allein lassen!“

Sie führte auch ihren Vorsatz aus und reiste bereits am folgenden Morgen — nach Böhmen.

Viertes Capitel.

Der Goldmacher.

Nach der Abreise seiner Braut erinnerte sich Zosias von Wartburg wieder an sein Vorhaben, sich unter die Fahnen der großen Kaiserin zu stellen und zögerte nicht mehr es auszuführen. Darin bestärkte ihn die allgemein verbreitete Nachricht über die vollendeten Rüstungen der gegen König Friedrich verbündeten Armeen.

Frankreich stellte 120.000 Mann auf und sandte sie nebst zwei Millionen Kriegsgelder in Eilmärschen über den Rhein, während das Heer der Russen 75.000 und jenes der Kaiserlichen 122.000 Mann zählte, so daß zu Beginn des Frühlings 1757 eine Armee von 317.000 Soldaten gegen die Preußen ins Feld rückte.

Jetzt durfte Josias keine Zeit verlieren, wenn er noch eingereicht werden wollte und sann hin und her, wie er am schnellsten zum Ziel gelangen könnte? Da die beiden Kammerherren der Kaiserin nicht in Wien waren, besaß er keinen Gönner, dem er sich anvertraute und noch weniger Freunde im Heere, die ihn dem Ober-Befehlshaber empfehlen konnten.

Anfangs dachte er den Staatskanzler um seine Unterstützung zu bitten, gab aber nach besserer Überlegung diesen Plan auf, da Graf Kaunitz mehr denn jemals mit Geschäften und Sorgen überhäuft und als ein Mann bekannt war, der niemanden ein gutes Wort bei Fremden redete, aber auch keinen von den ihm Empfohlenen anstellte. Nach seiner Überzeugung mußte sich jeder selbst durch Tüchtigkeit und Treue den Weg zu Amt und Rang bahnen!

An einem Märztage ging Josias in der Mittagsstunde über den Kohlmarkt und sah die Volksmenge sich zu dichten Haufen stauen und zu beiden Seiten des Fahrweges aufstellen.

Es war wieder ein feierlicher Aufzug in Sicht, wie er ihn während der ersten Tage seines Wiener Aufenthaltes erlebt hatte.

Vor einer mit sechs Schimmeln gezogenen reich vergoldeten Kutschke ritt eine Schar Hofherren in prächtigen Gewändern und an deren Spitze zogen Soldaten von Pfeifern und Trommelschlägern begleitet.

Auf seine Frage, wer der vornehme Herr in der Kutsche sei, erhielt er von den Umstehenden den Bescheid, daß der Gemahl der Kaiserin Franz von Lothringen so eben aus dem Lustschloß Solitsch in Wien eingetroffen wäre und in die Hofburg einziehe. Maria Theresia werde ihm morgen mit den Prinzen und Prinzessinnen folgen und für längere Zeit hier Aufenthalt nehmen.

Während er in der vordersten Reihe der Zuschauer stand, rief ein Herr, der in einer der Kutschken saß, seinen Namen und winkte ihm wie einem lieben Bekannten Grüße zu.

Er blickte schärfer hin. Es war der Goldmacher Seefeld, der trotzdem er die fremdländische Tracht abgelegt und die Kleider eines Vornehmen trug, wegen seiner Körperlänge und seines langwallenden schneeweißen Bartes allgemein auffiel.

Er trug die „Polizone“, den Mantel mit dreifachem Kragen, einen Dreispitz und Halbstiefel aus feinstem hellbraunen Leder, ein spanisches Rohr, dessen Knopf vergoldet und mit Edelsteinen geziert war, außerdem einen Regenschirm von rothem Wachstuch und verschmähte im Gegensatz zu seinen Begleitern die runde Perrücke, indem er sein weißes Haar wirt in Nacken und Stirn hängen ließ.

Josias erwiderte seine Grüße, und folgte dem Zug in den Burghof; denn er war neugierig zu erfahren, wie Seefeld unter das Geßolg des Kaisers gelangt sei?

Er brauchte nicht lang zu warten; denn der Alchymist eilte, sobald er ausgestiegen war, auf ihn zu und umarmte ihn mit großer Herzlichkeit, indem er wiederholt versicherte, er habe keinen Tag seinen großmüthigen Freund vergessen.

Ehe aber Josias noch eine der vielen Fragen, die ihm auf der Zunge brannten, stellen konnte, näherte sich ihnen ein Hoflakai und meldete unter tiefen Verbeugungen: Der Obersthofmeister Sr. Majestät des Kaisers Fürst Trautson erwarte den Herrn von Seefeld.

„Wir müssen uns trennen!“ rief dieser und bot Josias die Hand zum Abschied. „Ich sage aber auf recht baldiges Wiedersehen. Wo wohnen Sie, Herr Graf?“

Nachdem er dies erfahren hatte, schloß er: „Ich werde Sie morgen im Gasthof auf der Mehlgrube besuchen.“

Und er hielt auch Wort.

In der Mittagsstunde des folgenden Tages fuhr er in einer Hofkutsche vor und trat in die Wohnstube seines jungen lieben Freundes, wie er Josias versicherte, an den er oft gedacht hätte.

Dieser fragte, nach dem sie Grüße ausgetauscht und sich gesetzt hatten, nach der Dame Blanka.

Der Goldmacher sprang vom Stuhl auf, raufte sich die Haare, lief wie besessen im Zimmer hin und her und rief:

„Sie Grausamer! Warum mußten Sie mich in der ersten Viertelstunde unseres Wiederfindens daran erinnern, daß ich keine Tochter mehr habe! . . . Ja . . . Blanka ist für mich verloren! . . .“

Er verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind; dann beherrschte er sich und fuhr fort:

„Sie sind ja mein Freund und werden Mitleid mit einem unglücklichen Vater haben.“

„Blanka ist das einzige Wesen, das ich seit dem Tode ihrer Mutter noch liebte und um dessen willen ich alle Beschwerden und Lasten meines Berufs geduldig ertrug . . . Sie besitzt großen Verstand und viele Klugheit, aber wenig Lust für ein ruhiges häusliches Leben. Das Herumziehen in der Welt, der Hang zum Ungebundenen steckt ihr im Blut . . . Sie ist ein echtes Zigeunerkind, das nirgends rasten, sondern neue Abenteuer suchend beständig auf der Wanderschaft bleiben will . . . So lang ich, wie das seit fünf Jahren geschah, Europa kreuz und quer durchreiste und bald in Fürstenthöfen und bald wieder auf einsamen Schlössern kurzen Aufenthalt nahm,

gestiel ihr das Leben an meiner Seite so gut, daß sie oft schwur, eher sterben als mich verlassen zu wollen. Ihre Geistesgegenwart und muthige Gesinnung rettete uns wiederholt aus allerlei Gefahren und schlimmen Lagen, so daß ich mich ganz ihrer Führung überließ; ja selbst in Geldangelegenheiten zeigte sie sich gewandter und sparsamer als ich!"

Der Goldmacher versank nach dieser Mittheilung, die ihm schwer von den Lippen floß, in Nachsinnen und ermannte sich erst wieder, nachdem J o s i a s ihm ein paar Gläser feurigen Ungerwein zur Stärkung angeboten; der gute Trunk bewog ihn zum Weiterreden und er erzählte dann, daß B l a n k a in der Stadt Brünn sich einer wandernden Schauspieler-Gesellschaft angeschlossen hätte.

„Sie verließ mich heimlich, um ihr Zigeunerleben fortzusetzen, weil ich ihr erklärt, des ewigen Umherziehens satt und zum Aufgeben meiner Goldmacherkunst entschlossen zu sein. Ein plötzlicher Glücksfall hatte mich dazu bewogen“, fuhr er fort.

„Kaiser F r a n z ist nämlich ein begeisterter Anhänger der Alchymie und treibt sie seit Jahren, obwohl er darin noch wenige Erfolge erzielt hat.

„Der Hauptwunsch, für dessen Verwirklichung er Tausende und Tausende Dukaten ausgab, ist, den Stein der Weisen, die *tinctora aures* zu entdecken.

„Der Besitz dieses Steines der Weisen würde ihn in Stand setzen, mittelst eines Brennspiegels winzig kleine Diamanten oder Spitter derselben in solche von der Größe einer Wallnuß, ja eines Hühneries zu verwandeln. Trotzdem er mit allen Adepten, wie man uns Goldmacher nennt, von Ruf in Verbindung trat und jedem fürstliche Summen für sein Geheimnis bezahlte, gelang ihm doch niemals das Meisterstück . . .

„Endlich wandte er sich an die richtige Quelle, nach Hamburg, wo ich, im Besitze des großen Elixir, die Goldmacherkunst betrieb und ließ mich durch seinen Kammerherrn Graf Z o b o r in das Lustschloß Holitsch einladen.

„Auf der Reise nach Ungarn stieß uns das Unglück zu, das Ihnen bekannt ist und bei welchem Sie den großherzigen Helfer spielten. Ich verdanke es Ihnen, daß ich nicht in einem armseligen Karren, sondern in einer Reisefutsche, der vier Pferde vorgespannt waren, im kaiserlichen Hoflager eintraf . . . Seitdem war ich täglich und auch während der Nachtstunden in der Gesellschaft des Kaisers, der eine eigene Werkstätte, ein Laboratorium bauen ließ und von Ungeduld brannte, die Erzeugnisse meiner Kunst zu sehen . . . Es ist mir auch gelungen, seine kühnsten Hoffnungen und Wünsche zu erfüllen und er wie seine Hofherren versichern: Die Alchymie ist die erste aller Weltkünste und Hieronymus S e e f e l d ihr größter Meister! . . . Meine Verbindung mit dem mächtigsten Fürsten in Europa hat auch goldene

Früchte getragen“, schloß der Alchymist und überreichte ihm eine mit Ducaten gefüllte Börse.

„Ich zahle mit Dank Ihr Darlehen zurück.“

Plötzlich blickte er auf seine Uhr, stand auf und sagte mit stolzem Ton, daß ihn der Kaiser zur Arbeit erwarte.

Sie schieden mit dem gegenseitigen Versprechen einander zu besuchen, und Josias, der die Begegnung mit dem plötzlich einflußreich gewordenen Alchymisten für einen glücklichen Zufall betrachtete, den er für seine Pläne benutzen wollte, erschien schon nach drei Tagen in der Hofburg, wo Herr von Seefeld, wie die Lakaien auf seine Frage erwiderten, einige Stuben über den Gemächern des Kaisers bewohnte.

Dieser empfing ihn mit großer Herzlichkeit und bemerkte sofort als guter Menschenkenner, wie dies sein Gewerbe mit sich brachte, die Verstimmung desselben; er drang so lang in den jungen Grafen, bis er ihm die Ursache derselben mittheilte.

„Sie brauchen einen Freund, der Ihnen eine Stelle in der kaiserlichen Armee verschafft!“, rief er aus . . . „Vertrauen Sie auf mich! Ich will Sie einem Herrn vorstellen und warm empfehlen, dessen einfachster Wunsch von allen Ministern und Generalen als — Befehl betrachtet wird . . . Es ist das der Kaiser selbst, bei dem ich unangemeldet erscheinen darf und der mir bis jetzt noch keine erbetene Gunst versagt hat!“

„Sie sind zu einer glücklichen Stunde hieher gekommen, denn morgen soll ich zum erstenmal einen Versuch mit meinem Elixir anstellen und vor den Augen des Kaisers aus Bleistücken — Gold machen!“

„Es steht mir frei, einen vertrauten Gefellen in das Laboratorium mitzubringen und dazu erwähle ich Sie, Herr Graf!“

Sie verabredeten, daß Josias am Abend des folgenden Tages wieder in der Hofburg erscheinen und Seefeld begleiten sollte; nach dem Gelingen des großen Experiments, auf das der Kaiser mit fieberhafter Ungeduld wartete, werde die Vorstellung stattfinden.

„Ich überlasse es dann Ihnen“, rief der Goldmacher beim Abschied, „vom Kaiser diejenige Gunst zu erbitten, welche Ihre Pläne am besten fördert.“

Am darauffolgenden Tage jagte Kaiser Franz im Thiergarten zwischen St. Veit und Hütteldorf und kehrte erst am sinkenden Abend in die Hofburg zurück, wo der Goldmacher bereits alle Anstalten für seine geheimnisvolle Kunst getroffen hatte und ihn in Gesellschaft des Grafen Josias erwartete.

Dieser befand sich bereits seit einer Stunde in den Vorhöfen, die in die Gemächer des Kaisers führten und bat, da ihm die Zeit lang wurde, Seefeld, vor dem sich alle Thüren öffneten, ihn umher zu führen.

Da gab es viele Kostbarkeiten und seltene Dinge zu sehen, die Staunen und Bewunderung jedes Kunstfreundes ergöhten.

An den Wänden hingen eng aneinander gereiht Gemälde, von denen die meisten Werke berühmter Künstler aus Italien und Frankreich waren, und in den reichvergoldeten Schränken blinkten goldene, silberne, bronzene und kupferne Münzen, Schmuckgegenstände, Hausgeräthe, Becher, Teller und Schüsseln aus allen Jahrhunderten, während in einem Thurmgefaß Drechsel- und Schnitzbänke standen; denn der Kaiser war nicht allein ein eifriger Sammler von Alterthümern und seltenen Kunstwerken, sondern auch ein Meister mit Schnitzmesser, Stichel und Pinsel.

Seine Lieblingsbeschäftigung bildete das Verfertigen von geschnitzten Bildern und zierlichen Holzkästchen, wie das Bemalen chinesischer Figuren die zu Hunderten die Spinde und Wandbretter füllten und von ihm an Personen, denen er seine Gunst zeigen wollte, verschenkt wurden.

Diese Sammlungen ließen den hochgebildeten Fürsten errathen, der mit ebenso viel Kunstsinne als Freigebigkeit das beste, was die Maler, Bildhauer und Goldschmiede vergangener Zeiten geschaffen, erworben und mit gutem Geschmack aufgestellt hatte.

Im Betrachten dieser Kunstwerke entschwanden Josias die Stunden wie im Flug und er bedauerte, daß das Eintreten des kaiserlichen Kammerdieners, der seinen Herrn anmeldete, ihn darin störte.

Kaiser Franz bot das Bild voller männlicher Schönheit, die noch durch die kleidsame Jägertracht, das enganschließende Wams aus grünem goldbestickten Sammt, die Beinstrümpfe vom feinsten weißen Leder und den kleinen Federhut gehoben wurde. Seine Gesichtszüge waren edel und feingeformt, die Lippen, um die stets ein Lächeln schwebte, voll und die Augen blau und groß; er zeigte in Bewegungen und Lebhaftigkeit beim Reden ebenso den Franzosen, wie in der Vorliebe, sich in seiner Heimatsprache zu unterhalten und nur Landsleute als Diener um sich zu sehen.

Mit dem Kaiser waren dessen beständige Begleiter Fürst Trautson, der Oberstallmeister Fürst Auersperg, General Graf Spada und der Befehlshaber der Burgwache Graf Kinsky eingetreten, und die Art, wie er mit ihnen verkehrte, zeigte, daß er sie weniger als Freunde und mehr als Höflinge betrachtete.

Sobald der Kaiser den Goldmacher Seefeld erblickte, ging er auf ihn zu und erkundigte sich lebhaft, ob die Tinctur, an deren Herstellung beide arbeiteten, fertig sei?

Dieser nahm eine geheimnißvolle Miene an, sprach im Tone eines Mannes, der mit überirdischen Mächten in Verbindung stand, daß der Termin,

den er vorher bestimmt habe, noch nicht abgelaufen und fügte einige strenge Worte über frevelhafte Neugierde bei, die sichtlich Eindruck machten.

Plötzlich faßte Seefeld die Hand des Josias, zog ihn in eine Zimmerrede und sagte leise:

„Der Kaiser ist in der besten Laune! Benützen Sie die Gunst des Augenblickes!“ . . .

Er kehrte dann mit der stolzesten Miene und würdevoller Haltung in den Kreis der Hofherren zurück und erklärte mit lauter Stimme seine Bereitwilligkeit, den großen Versuch des Goldmachens sofort anzustellen.

Auf einen Wink des Kaisers, der kaum mehr seine Ungeduld bemeistern konnte, öffnete der Kammerdiener eine geheime mit einer Damastdecke verhüllte Thüre, durch welche er dem Seefeld auf dem Fuße folgte und dann seine Begleiter nebst Josias schritten und in einen langen nur matt erleuchteten Gang gelangten. Hier, wo weder ein Wachposten, die sonst überall, auf Flur und Vorfaal, standen, noch ein Diener zu sehen waren, übernahm Seefeld die Führung und in dem Augenblick, wo er sich an die Spitze des Zuges stellte, flammte aus seinen Haaren ein fahler Lichtstrahl auf. Er umfloß sein stolz erhobenes Haupt wie ein verklärender Schein und erleuchtete zugleich den ganzen Gang taghell; eine Überraschung, welche den Kaiser und dessen Gefolge in maßloses Staunen, ja in Schen versetzte.

Am Ende des Corridors führte eine steinerne Wendeltreppe in das Erdgeschloß und zu einer eisernen Thüre, welche der voranschreitende Goldmacher mit einem bereitgehaltenen Schlüssel öffnete und, nachdem alle Herren eingetreten waren, wieder verschloß.

Sie befanden sich in einer großen Halle, über die sich ein niedriges Gewölbe spannte und im Hintergrunde derselben lag eine Feuerstelle. Auf den Steinfließen des Estrichs standen Tonnen voll Bleistücken und Kohlen, während von der Decke herab und an den Wänden Gerippe von Thieren und ausgestopfte Vögel hingen. Die Platte des Herdes bedeckten kupferne Kessel, Flaschen in allen Größen, Glasröhren, metallene Schalen und irdene Töpfe. Im Ofen brannte ein Kohlenfeuer, aus dem ab und zu eine Loh aufsprühte und die im Dunkel liegende Halle erhellte . . .

Sobald alle Theilnehmer an dem großen Experiment sich rings um den Herd aufgestellt hatten, verschwand der Goldmacher in einem von dem Kamin und der Hinterwand des Herdsteines gebildeten Winkel und kam erst nach einer Viertelstunde, welche den Wartenden endlos lang verstrich, zum Vorschein.

Er hatte das weilsaltige schwarze, mit rothen Figuren besetzte Gewand eines Zauberers angezogen und hielt in der Hand eine kleine von Goldfäden umspinnene Flasche, deren Inhalt, sobald er sie gegen das Feuer hielt, rubinroth schimmerte.

Seine Haltung und Bewegungen waren noch gemessener, stolzer, so daß schon dieses Auftreten dem Kaiser und dessen Hofherren eine große Meinung von ihm, als auch von den geheimnisvollen Dingen, die er vollbringen wollte, einflößte.

Ihre Mienen drückten die höchste Erwartung und Aufregung ihres Innern aus und sie verwandten keinen Blick von Seefeld; dieser fühlte sich davon offenbar unangenehm berührt und hielt sich deshalb absichtlich im Schatten, so daß keiner der Anwesenden seine Hände und was er mit ihnen vornahm, beobachten konnte.

Plötzlich wurde auf seinen Ruf ein Geräusch laut und aus dem Winkel hinter dem Herd kroch ein Zwerg von abschreckender Häßlichkeit hervor.

Sein Gesicht mit den winzig kleinen, aber wie Kohlen funkelnden Augen war runzelig und mit einem zottigen Bart bedeckt, die Arme im Verhältnisse zum Körper übermäßig lang, die Beine dagegen kurz wie die eines fünfjährigen Knaben und so verkrümmt, daß er nur ruckweise sich vorwärts bewegte und nicht aufrecht stand, sondern stets eine hockende Stellung einnahm.

Seefeld erklärte ihn für seinen Diener, der aus Hinter-Indien stamme und ein Bruder jenes Brahmanen sei, der ihm das große Elixir zum Goldbereiten geschenkt habe; Tosam, so hieß der Zwerg, sei bereits zweihundert Jahre alt und in alle Geheimnisse der schwarzen Magie eingeweiht. Dieser aber kümmerte sich weder um den Kaiser noch um die übrigen Herren, sondern glogte nur seinen Meister an, der ihm befahl einen kleinen Blasebalg in Bewegung zu setzen.

Tosam kroch zum Herd, fachte Flammen aus der Kohlengluth an, die den Raum ringsum erhellten und schien, da er, während er den Blasebalg trat, die Augen schloß, zu schlafen.

Der Goldmacher schüttete eine Handvoll Bleistücke in eine Kupferschale, setzte sie über den Kest des Herdes und wartete bis sie zu einem silbern schimmernden Brei zerschmolzen waren. Dann erhob er seine Stimme so stark, daß jedes Wort in der Wölbung wiederhallte und erklärte, die Stunde des Meisterstückes sei gekommen!

Er werde die ganze Bleimenge durch ein paar Tropfen seines Elixirs, das in der kleinen Flasche enthalten sei — in lauterer Gold verwandeln!

„Ein paar Minuten noch“, schloß er, „und ich werde Eurer Majestät einen Goldklumpen, dessen Werth Millionen beträgt, zu Füßen legen!“

Der Kaiser stieß einen Freudenruf aus und stellte sich ganz nahe zum Herd, während seine Begleiter sich dicht herandrängten und für nichts mehr Sinn und Blicke hatten als — für die wunderbare Wirkung des Elixirs!

Josias blieb etwas entfernter stehen und wandte, da ihm die Ansicht auf den Herd verstellt war, seine scharfen Augen bald auf Seefeld, der alle Herren um Kopfeslänge überragte, und bald wieder auf den geheimnisvollen Zwerg.

In dem Augenblicke, wo der erstere den Pfropfen aus dem Fläschchen, das er in die Höhe hielt, zog, verlöschte die Flamme des Herdfeuers und die rothglühenden Kohlen gaben nur soviel Schein, daß die Zuschauer einander und Seefeld wie in Nebel gehüllt erblickten.

Sie hörten das Zischen der in die glühend gemachte Kupferschale rinnenden Flüssigkeit, konnten aber nicht sehen, was weiter geschah, denn Rauchwolken, die immer dichter aus dem Herde emporstiegen, trieben ihnen die Thränen in die Augen und zwangen sie, dieselben zu schließen.

Nur Josias, der außerhalb des Qualmes stand, sah zwei Vorgänge, die ihn in seinem Mißtrauen gegen Seefeld mächtig bestärkten . . .

Während der Blasebalg stillstand, kroch der Zwerg, ohne daß der Kaiser und seine Begleiter das bemerkten, zum Feuer und streute ein Pulver in dasselbe, wodurch die lästigen Rauchwolken entstanden und — der Goldmacher vertauschte, wie er deutlich sah, die Kupferschale blizschnell mit einer andern ihr ganz ähnlichen!

Auf seinen Ruf fachte der Kleine, der mit der Geschwindigkeit einer Eidechse wieder die Stelle am Blasebalge einnahm, das Feuer zu hellen Flammen an und beim Aufleuchten derselben erblickte der Kaiser die Schale, welche ihm Seefeld mit einer Kniebeugung überreichte, mit einer hellgelb schimmernden Flüssigkeit gefüllt!

„Ich bürgе mit meinem Kopf, daß Eure Majestät lauterer Gold vor sich sehen!“ rief er.

Er tauchte ein Metallstäbchen in das Gefäß, schwenkte es so lang hin und her, bis die daran klebenden Tropfen getrocknet waren und fuhr fort:

„Mögen Eure Majestät sich selbst überzeugen, daß an der Spitze meines Stabes — echte Goldkörner leben!“

Der Kaiser erstaunte und auch seine Hofherren zeigten sowohl in Mienen wie durch Gebärden, daß keiner von ihnen den leisesten Zweifel an der Wirkung des Elixirs hegten und versuchten in den Besitz der Schale und des flüssigen Goldes zu gelangen; Seefeld aber goß es in einen eisernen Topf, den er mit einem Dedel versah und gab ihnen nur winzige Goldkörner, die auf dem Metallstäbchen hingen, preis . . .

Er näherte sich Josias, faßte ihn an der Hand und führte ihn mit den Worten zum Kaiser:

„Eurer Majestät sei dieser hochherzige Edelmann empfohlen, denn ohne seine Hilfe, die mich aus Räubershänden rettete, wäre ich nicht im Stande

gewesen, die *tinctura aurea* zu hochbero Füßen zu legen! Möge ihm dafür die Sonne der kaiserlichen Huld leuchten!"

Der Kaiser, welcher mit sichtlichem Wohlgefallen auf *Josias* blickte, stellte allerlei Fragen über dessen Namen, Abkunft und Heimat und schloß sehr gnädig:

„Die Fürsprache meines lieben *Seefeld* verbürgt Ihnen, Herr Graf, die Erfüllung der Wünsche, die Sie mir vortragen werden!“

Josias befand sich in einem Zwiespalt. Einestheils wollte er der Fürsprache des Goldmachers, den er für keinen ehrenhaften Mann hielt, nichts verdanken, und zum andern Theil drängte ihn seine Lage sie dennoch zu benutzen; da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf.

Er verbeugte sich tief vor dem Kaiser und sagte:

„Die höchste Gnade, die ich zu erbitten wage, ist eine Audienz bei Ihrer Majestät der Kaiserin!“

Mit der huldvollsten Miene erwiderte dieser, daß er ihn selbst derselben im Lustschloß Schönbrunn vorstellen werde.

Josias jubelte in seinem Innern. Er sollte die Kaiserin, die er seit seiner Kindheit wie ein höheres Wesen verehrte, sehen, sprechen und ihr seine Bitte um Aufnahme in's Heer vortragen! Wenn sie dieselbe erfüllte, so geschah es wegen seines Vaters, den sie den treuesten Edelmann hier im Reiche genannt hatte! Ihm wollte er mit Freuden diese Gunst verdanken, aber nur nicht dem Goldmacher *Seefeld*!

Fünftes Capitel.

Eine Audienz bei der Kaiserin.

Der Kaiser wandte sich dann zu *Seefeld* und forderte ihn auf, die Versuche mit dem „Stein der Weisen“ fortzusetzen; dieser aber erklärte trotzig, wegen großer Ermüdung dazu nicht im Stande zu sein und goß eine Kanne voll Wasser in das Kohlenfeuer, daß es sofort verlöschte, während der Zwerg ein paar Wachslichter anzündete.

Anfangs schien es, als erzürnte sich der Kaiser über diese Weigerung des Goldmachers heftig; dann aber beherrschte er sich und bestand nicht mehr auf seinem Willen, denn er fürchtete offenbar, derselbe könnte dadurch beleidigt früher aus Wien verschwinden, bevor er die versprochenen Millionen Gold hergestellt und wollte, die Begleitung desselben ablehnend, die Halle verlassen.

In diesem Augenblick ergriff Graf *Kinsky* den Topf, in dem *Seefeld* die goldig schimmernde Flüssigkeit gegossen hatte und hob den Deckel

da stürzte sich der Zwerg, der kein Auge von ihm verwandte, auf ihn los und riß ihm das Gefäß aus der Hand.

Er fiel zu Boden und sein bereits erkalteter Inhalt rollte in Gestalt von glitzernden Metallstückchen nach allen Seiten.

Der Goldmacher, der sich in den Winkel zurückgezogen, um die Kleider zu wechseln, sprang auf einen Schrei des Zwerges und durch das Geräusch des zerbrochenen Topfes angelockt, in die Halle und warf geistesgegenwärtig sein Magiergewand, das er noch in der Hand hielt, über das glänzende Metall.

Der Kaiser aber, der an der Schwelle der eisernen Thüre stehen geblieben war und den ganzen Vorgang unverwandten Auges beobachtete, rief dem Fürsten Trautson zu: „Lassen Sie den Mann nicht entweichen!“ und befahl, wieder in die Halle tretend, dem Grafen Kinsky, die auf dem Boden zerstreuten Metallstücke zu prüfen, ob sie in Wahrheit Gold seien?

Sobald Seefeld diese Worte hörte, winkte er dem Zwerg, der sofort die Wachlichter auslöschte.

Tiefe Finsternis herrschte in der Halle und der erstere benützte sie, um sich ungehindert aus dem Staub zu machen.

Er gelangte bis zur eisernen Thüre, die in den matt erleuchteten Gang führte und wollte eben sich durch denselben flüchten, da faßte ihn Fürst Trautson, der ihm rasch gefolgt war, am Rockragen und hielt ihn fest.

Der Zwerg aber, der seinem Meister zur Seite blieb, drängte sich zwischen beide und klammerte sich mit einer Kraft, die ihm niemand zugebraut hätte, so fest an den Fürsten, daß sich dieser nicht von der Stelle bewegen konnte.

Da er in der Faust des Kleinen plötzlich ein Dolchmesser blitzen sah, so packte er ihn an der Gurgel, hob ihn mit einem kräftigen Ruck in die Höhe und schleuderte ihn auf die Steinfließen, wo er bewusstlos liegen blieb.

Dieser Zwischenfall, bei dem der Zwerg sein Leben für den Goldmacher einsetzte, benützte dieser, um im Gang zu verschwinden.

Der Kaiser, der jetzt nicht mehr zweifelte, einem Betrüger in die Hände gefallen zu sein, betrat ebenfalls den Gang und zog sich in seine Gemächer zurück; Graf Kinsky aber und Fürst Trautson blieben in der Halle zurück und stellten, nachdem diese von den Dienern taghell erleuchtet worden war, eine Untersuchung an.

Der Zwerg, der sich bald von seinem Fall erholt, legte, da er nicht mehr unter dem Einfluß seines Herrn stand, ein offenes Geständnis ab. Er that dies in deutscher Sprache, indem er versicherte, niemals in Indien

gewesen zu sein und aus Böhmen, wo seine Eltern als Tagelöhner lebten, zu stammen.

Seefeld hätte ihn als Diener angeworben, gut gehalten und zu der Rolle, die er gespielt, überredet. Er bat auf den Knien liegend, sein Leben zu schonen!

Während dieses Bekenntnisses, das er unter Thränen und Ausbrüchen des Jammers vorbrachte, untersuchte Graf Kinsky, der seit vielen Jahren Alchimie trieb und in der Metallkunde erfahren war, die auf den Boden zerstreuten glänzenden Stücke und entdeckte bald, daß sie Blei waren! Während die Körner auf dem Stäbchen sich als — echtes Gold erwiesen.

„Seefeld hat uns arg getäuscht“, sagte er zu den übrigen Hofherren. „Und das ist ihm mit einer Handvoll Goldstaub gelungen, die er auf die Oberfläche des in der Kupferschale befindlichen Bleies streute. . . Die Spitze seines Stäbchens dagegen war schon längst vergoldet, ehe er es beim Versuche des Goldmachens in die Hand nahm.“

„Ich werde ihn sofort in seiner Wohnung verhaften lassen!“ rief Fürst Trautson und verließ die Halle, um den Befehl dazu zu geben.

Als aber einige Zeit später ein Officier der Burgwache mit ein paar Grenadieren die über den Gemächern des Kaisers liegenden Stuben des Goldmachers betrat, fand er sie leer; ihr Bewohner hatte, sobald er aus der Halle entwischt, auch die Hofburg für immer verlassen! . . .

Josias von Wartburg, der unfreiwilliger Theilnehmer und Zeuge der Betrügereien Seefeld's gewesen war, fühlte sich sehr unglücklich, denn er befürchtete mit Recht, der Kaiser werde, ihn für dessen Gefinnungsgeossen haltend, die versprochene Gunst ihm nicht zu theil werden lassen.

In dieser Überzeugung blieb er mehrere Tage lang im Gasthof „in der Mehlgrube“ und machte weder Besuche noch Spaziergänge; ja er bildete sich sogar ein ausgewiesen zu werden!

Er verbrachte in dieser Einsamkeit und schlechten Stimmung qualvolle Stunden und wußte nicht, was er thun sollte, Wien freiwillig verlassen oder warten, bis er dazu aufgefodert wurde!

Seine einzige Gesellschaft bildete sein Diener Tobias, der bald aus den Mienen seines Herrn alles errieth und ihm nicht von der Seite wich; eines Morgens faßte er ein Herz und fragte ihn, indem er wie ein Bittender niederkniete, was ihm fehle? Er sei gern bereit, für ihn, den er über alles liebe, das Leben zu opfern!

Gerührt durch diese treuherzigen Worte erzählte Josias, in welche schlimme Lage ihn die Bekanntschaft des Seefeld gebracht hätte; den Vorfall freilich in der Hofburg verschwieg er und sagte nur, daß der Goldmacher als Betrüger entlarvt worden sei.

Tobias küßte die Hand seines jungen Herrn und dankte, als hätte er die größte Wohlthat empfangen, verrieth aber nicht, was er unternehmen wollte, um ihn wieder in frohe Laune zu bringen.

So verstrich eine Woche, während welcher Josias von Wartburg nicht die Schwelle seiner Wohnung überschritt.

Am letzten Tage erschien Graf Czernin ganz unerwartet und zeigte sich sehr erstaunt, ihn noch in Wien zu finden.

„Ich glaubte, Sie seien schon längst in die Armee, welche in Böhmen steht, eingereicht worden und erstaunte, als mir gestern, wo ich aus dem Lustschlosse Hofitsch in Wien eintraf, Ihr Diener Tobias das Gegentheil berichtete“, sagte er.

„Der gute Kerl machte eine so jammervolle Miene und weinte als wäre Ihnen ein großes Unglück zugestoßen. Als ich ihn aber darüber anfragte, gab er keinen Bescheid, sondern beschwor mich nur, Sie zu besuchen . . . Mein erster Gang in Wien führte mich zu Ihnen! . . . Was hat sich während meiner Abwesenheit ereignet, das Sie, den ich doch von den besten Hoffnungen für die Zukunft erfüllt verließ, zum menschenfeindlichen Einsiedler machte? Vertrauen Sie mir alles, alles an, was Ihr Herz bedrückt . . . Ich war der Freund Ihres edlen Vaters und will dies dem Sohne durch die That beweisen!“

Josias, den diese Versicherungen tief rührten, zögerte nicht, ihm sein Abenteuer mit dem Goldmacher zu erzählen . . .

„Sie dürfen sich nicht wundern, wenn der Kaiser, dem Sie durch Seefeld vorgestellt worden sind, Sie für dessen — Mitwisser hält“, sagte Graf Czernin, nachdem er seine ausführliche Mittheilung beendet hatte. „Ihre nächste Aufgabe muß sein, den hochherzigen Fürsten vom — Gegentheil zu überzeugen!“

„Das ist ja unmöglich!“ rief Josias. „Wie soll ich mich dem Kaiser nähern? Er wird mir nach dem Vorgefallenen keine Audienz bewilligen!“

„Sie kennen eben nicht sein gutes und gerechtes Herz!“ unterbrach ihn Czernin. „Überlassen Sie die Sorge, eine Audienz zu erlangen, mir. Reden Sie nur vor dem Kaiser stehend offen und ohne Scheu und lassen Sie sich durch keine Rücksicht beeinflussen!“

Josias faßte seine Hand, drückte sie warm und versicherte, daß er durch die Aussicht, sich rechtfertigen zu dürfen, Zuversicht und Muth wieder gewonnen habe.

Graf Czernin hielt sein Versprechen, denn schon am nächsten Tage sandte der Obersthofmeister Fürst Trautson einen Hoflakai mit der Botschaft, der Kaiser werde den Grafen von Wartburg in der Mittagsstunde empfangen!

Dieser frohlockte und rief Tobias, um ihm für seine Anhänglichkeit ein großes Geldgeschenk zu reichen.

Statt sich darüber zu freuen, machte der treue Diener ein tiefbetrübtes Gesicht und versicherte, daß ihm statt dessen eine andere Gabe willkommener gewesen wäre.

„Nenne sie mir“, unterbrach ihn Josias, „Du sollst sie, wenn es in meiner Macht steht, empfangen!“

„Versprechen Sie, gnädigster Herr, mich so lang ich meinen Dienst gut verrichte, immer bei sich zu behalten . . . Das ist der schönste Lohn, den ich zu begehren weiß.“

„Bleib' bei mir, so lang uns Gott das Leben schenkt“, erwiderte Josias tief bewegt und streckte ihm die Hand entgegen, die Tobias unter Thränen küßte.

Als er am andern Mittag vor dem Kaiser stand, heftete dieser die Augen scharf auf sein Gesicht und wandte sie nicht ab, so lange Josias sprach; es schien, als wolle er in dessen Seele lesen, oder ihn durch diese strengen Blicke zwingen daß er nur die — Wahrheit spreche.

Und dieser that es auch, indem er ohne Scheu und in einem Tone, der die Aufrichtigkeit seines Innern verrieth, seine Begegnung mit Seefeld, das Wiederfinden in Wien und die Veranlassung, die ihn zur Fortsetzung dieser Bekanntschaft bewog, erzählte. Er fügte auch hinzu, wie er dem Goldmacher stets mißtraute und im stillen gelobt, ihn sobald er einen Betrug versuchte, zu entlarven.

Kaiser Franz nickte beifällig und sagte:

„Ich bedauere Sie, lieber Graf, wegen des Misgeschickes, das Sie in bösen Verdacht brachte, freue mich aber umsomehr über Ihre Rechtfertigung, der ich vollständigen Glauben schenke. Zum Beweis dafür werde ich mein Versprechen, Ihnen eine Audienz bei Ihrer Majestät der Kaiserin zu verschaffen, erfüllen.“

Nach diesen in huldvollsten Ton vorgebrachten Worten reichte er Josias die Hand zum Kuß und gab das Zeichen, daß er entlassen sei.

Im Vorfaal erwartete ihn Graf Czernin, der nachdem er den günstigen Verlauf der Audienz vernommen hatte, ihn herzlich beglückwünschte und sich zur Begleitung nach Schönbrunn, wo die Kaiserin Maria Theresia Hof hielt, anbot . . . Josias nahm dieses Anerbieten eines Mannes, der sich als echter Freund bewiesen, dankbar an und beide verabredeten, daß er in der Woche, in der Czernin Kammerherrn-Dienst bei der Kaiserin verrichtete, nach Schönbrunn fahren sollte. In bester Stimmung kehrte er in den Gasthof, den er in schlechter Laune verlassen hatte, zurück

und zählte die Stunden, bis er ein Schreiben empfing, das ihn in das kaiserliche Lustschloß rief.

Schon am ersten Tage der folgenden Woche traf dieses, von der Hand des Grafen Czernin verfaßt, ein und meldete, die Kaiserin habe auf die Fürbitte ihres Gemahls ihn zur Audienz berufen.

Er zog seine besten Kleider an und fuhr am dämmernden Morgen des nächsten Tages, vom treuen Tobias begleitet, nach Schönbrunn, wo ihn Graf Czernin am Eingange in den Schloßhof erwartete.

„Bis zur Audienz wird noch viel Zeit verfließen,“ sagte dieser nachdem sie sich begrüßt hatten, „und Sie sollen sie zur Besichtigung des Lustschloßes benutzen. Ich werde gern ihr Führer sein.“

Sofias nahm dies Anerbieten an und beide begannen ihren Rundgang.

Trotz der frühen Stunde waren der mit eisernen Gittern umgebene Hof, sowie die Rampe an der Hinterseite des Lustschloßes mit Edelknechten, Officieren aller Waffengattungen, Leibgarden und Personen aus vornehmen und bürgerlichen Ständen, die zur Audienz erschienen, gefüllt; denn Kaiserin Maria Theresia stand schon um sechs Uhr Morgens auf, wie der Kammerherr erzählte, und widmete sich, nach einer angehörten Messe, bereits um die neunte Stunde den Staatsgeschäften. Um zehn Uhr war die Zeit der Audienzen.

Sie durchwanderten den Park, der sich zwischen der rückwärtigen Schloßseite und einem Hügel, auf dem das Gloriette, eine mächtige Säulenhalle, auftrug, ausbreitete . . .

Die Hecken und Laubgänge desselben waren im französischen Rokostyl beschnitten und zwischen ihrem Grün schimmerten hunderte von Steinbildern, die Personen oder Gruppen aus der griechischen Sagenwelt darstellten.

Auf dem Rückwege begegneten sie dem Geheim-Secretär der Kaiserin Baron Koch, einem schönen alten Herrn, dessen Gesicht einen ebenso klugen als wohlwollenden Ausdruck hatte und der einen rothen Leibrock, weißseidene Beinkleider und Schuhe mit goldenen Schnallen trug.

Nachdem Graf Czernin ihm seinen Freund, den jungen Grafen vorgestellt hatte, erwiderte der Geheim-Secretär:

„Ihre Majestät haben mir den Befehl gegeben, Sie, Herr Graf, in ihre Gemächer zu geleiten.“

Da die Stunde der Audienz herannahte, lud Graf Czernin seinen Gast in sein Zimmer ein, wo ein Lakai deren Kleider und Schuhe vom Staub reinigte und ihn in Stand setzte, in tadellosem Anzuge vor der Kaiserin zu erscheinen.

Die Gemächer derselben lagen im Erdgeschosse, das auf dem rechten Flügel des Schloßes gegen die Drangerie hinzog und von den sogenannten

kleinen Kaisergarten umfriedet wurde; die Wände derselben waren mit Malereien, die theils Bäume und Blumen und theils buntbefiederte Vögel darstellten, bedeckt.

Alle Möbel trugen Bezüge aus aschgrauer Seide, während das Holzwerk vergoldet war.

Die Fenster standen ebenso wie die Thüren weit offen, denn „die Kaiserin liebt die frische Luft über alles“, sagte Baron Koch, während sie die Gemächer durchschritten, „und duldet selbst im strengsten Winter nicht, daß die von ihr bewohnten Zimmer geheizt werden. Ebenso groß ist ihre Vorliebe für Blumen und der Aufenthalt im Freien!“

Im Saal, der vor dem Arbeits-Cabinet der Kaiserin lag, befanden sich die vornehmsten Hofherren, an ihrer Spitze der Oberst-Kämmerer Graf Joseph R h e v e n h ü l l e r und neben der Thür stand die Gräfin F u c h s, welche als die Vertraute, ja Freundin der Monarchin galt.

Da sich unter dieser Gesellschaft bereits das Gerücht verbreitet hatte, der junge schlesische Graf sei ein Günstling des Kaisers, so wurde er zuvorkommend begrüßt, und Baron Koch führte ihn auf einen Wink der Obersthofmeisterin zur Schwelle des Cabinets.

Ein paar Schritte noch, und er stand seiner angebeteten Kaiserin gegenüber!

Sie saß auf einem hochlehnigen Stuhl und las ein Schriftstück, das sie in der Hand hielt, so daß sie J o s i a s nicht sofort bemerkte, und er Zeit fand, sowohl sich zu fassen als auch sie zu betrachten.

Während ihre Augen auf ihm ruhten, hätte er das Letztere niemals zu thun gewagt! Maria Theresia, die ein weitfaltiges Atlaskleid von goldgelber Farbe und darüber ein Spizentuch trug, erschien groß von Gestalt und im vollendeten Ebenmaß der Glieder; ihr Antlitz zeigte classisch schöne Züge; das sahblonde Haar, das ein Häubchen aus weißen Spizen bedeckte, umrahmte in weichen Flechten Stirn und Wangen, deren Farbe weiß wie Blüthenschnee schimmerte, und ihre Hände waren winzig klein.

Sie wandte sich, da sie dem Fenster gegenüber saß, um, und vor dem Blick ihrer großen blauen Augen, der voll und prüfend auf ihn fiel, mußte J o s i a s die seinigen senken!

„Er ist der Sohn des Grafen von W a r t b u r g, der in meinem Dienst das Leben verlor,“ sprach sie mit silbern klingender Stimme. . . „Ich weiß alles und will ihn wegen seines braven Vaters in meine Gunst nehmen.“

Diese huldvollen Worte gaben ihm den Muth, welchen er in seiner Befangenheit brauchte, und er gab auf ihre Fragen guten Bescheid.

Als sie endlich erfahren wollte, was ihn nach Wien geführt hätte, jubelte er im stillen, denn jetzt war die heißersehnte Gelegenheit zum Vorbringen. Er machte einen Fußfall.

„Mein höchster Wunsch ist, unter Euer Majestät Fahnen zu dienen!“

Maria Theresia war sichtlich erfreut über seine mit leuchtenden Blicken und bewegter Stimme vorgetragene Bitte, schrieb einige Worte auf ein Blatt Papier und schob es in eine Ledertasche, die an einem um ihre Hüften geschlungenen Riemen hing.

In diese Tasche steckte sie, wie Graf Josias später erfuhr, die kleinen Zettel, auf welche sie während der Audienzen ihre Bemerkungen gemacht hatte und übergab sie, sobald sie das Arbeits-Cabinet verließ, dem Geheim-Secretär Koch zum aufbewahren. So kam es, daß kein Gesuch oder Anliegen, das einer ihrer Unterthanen vorbrachte, in Vergessenheit gerieth oder unerledigt blieb; denn mit Hilfe der kleinen Zettel gab sie ihren Räten Befehle oder ließ sich von ihnen darüber Vortrag halten, ob diese und jene Bitte genehmigt werden sollte oder nicht?

Josias wartete unter starkem Herzklopfen, was die Kaiserin antworten werde und zitterte vor freudigem Schreck, als sie erwiderte:

„Tapfere Soldaten kann ich immer brauchen. Ich erwarte, daß er ein solcher sein wird und erfülle darum seine Bitte . . . Melde er sich bei meinem General-Feldmarschall Browne!“

Sie gab ihm einen Wink, daß er entlassen sei; in dem Augenblick aber, wo er nach einer dreimaligen tiefen Verbeugung sich der Thüre näherte, rief sie ihn zurück, reichte ihm die Hand zum Kuß und sprach:

„Sein seliger Vater, der mir und meinem Hause treu wie keiner Dienste leistete, hatte einen Wahlspruch, den auch er für sein Leben wählen soll: *Patriae totus et ubique!*“

Am Eingang zum Cabinet erschien der Oberst-Kämmerer Graf Revenhüller mit der Meldung, daß der Staatskanzler Graf Kaunitz zum Vortrag erschienen sei.

Die Kaiserin erhob sich von ihrem Sitz und trat in die Mitte des Gemaches, so daß Graf Josias, der dasselbe eben verlassen wollte, auch ihre wahrhaft fürstliche Gestalt sehen und bewundern konnte.

Er hörte noch wie sie der Gräfin Fuchs befehl, alle Fenster und Thüren schließen zu lassen, da „er“ — sie meinte damit den Staatskanzler — „keinen Luftzug vertragen kann.“

Im Vorgemach begegnete Josias demselben, der so in Gedanken versunken ging, daß er weder ihn, noch die ehrfurchtsvoll grüßenden Hofherren bemerkte.

Josias aber eilte aus den Gemächern der Kaiserin in den Flügel, wo sich Graf Czernin aufhielt und berichtete diesem, wie gnädig sich die große Fürstin gegen ihn erwiesen habe.

„Es sind böse Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingetroffen“, erwiderte dieser, „so daß Sie bald werden ins Feld rücken müssen.“

„König Friedrich sitzt der sächsischen Armee hart auf den Fersen und läßt sie in der Stadt Pirna belagern.“

„Ihr blieben nur zwei Wege zur Rettung offen, entweder auf eigene Faust die Preußen abzuwehren oder sich nach Böhmen, wo das Heer des General-Feldmarschall Browne steht, zurückzuziehen. Ihr Anführer aber, General Trübscher, fand einen dritten Ausweg, an dem er starrköpfig festhielt: die Oesterreicher sollten Böhmen preisgeben, in Eilmärschen an die Elbe rücken und sich unter den Kanonen der Festung Königstein mit seinen Truppen vereinigen.“

„Heute wird ein Kriegsrath, zu welchem General Browne aus Prag eingetroffen ist, darüber entscheiden. Eilen Sie, sich demselben vorzustellen!“

Sofias führte diesen guten Rath sofort aus und fuhr nach Wien zurück.

Wie schlug sein Herz vor freudiger Erregung, als der Feldmarschall ihn nicht allein leutselig empfing, sondern auch sofort zum Unter-Lieutenant im Regiment Savoyen-Drägoner ernannte.

„Vorläufig bleiben Sie bei mir und verrichten Adjutanten-Dienste!“

Mit diesen Worten entließ er den Überglücklichen, der Uniform und Waffen kaufte, die Lakaien in das Stammschloß zurücksandte und nur dem Diener Tobias nebst drei Pferden bei sich behielt.

Als er zum erstenmal in der kleidsamen Drägoner-Uniform sich der Fürstin Elary vorstellte, nahm sie seinen Arm und führte ihn in das Cabinet des Staatskanzlers, der aber nicht ihr Entzücken über den Beruf ihres Schützlings theilte, sondern kurz erwiderte:

„Mein lieber Graf, Sie hätten eine andere Laufbahn wählen sollen. Der Krieg braucht stärkere Leute, als Sie einer sind.“

Sofias, dessen glückliche Stimmung durch dieses wenig günstige Urtheil nicht getrübt wurde, nahm an dem Festmahl theil, das Kaunitz zu Ehren der beiden Feldmarschälle Browne und Daun veranstaltete und an der Tafel fiel ihm ein Obrist auf, der schweigend da saß und wegen seiner kleinen schwächtigen Gestalt wie eckigen Bewegungen keinen soldatischen Eindruck machte.

Sofias fragte seinen Nachbarn, wer dieser Obrist wäre, und hörte staunend den Namen Laudon, der in der ganzen kaiserlichen Armee den Ruf eines ebenso umsichtigen als unerschrockenen Generals hatte; er trug ein anderes Bild von ihm in der Vorstellung und ahnte damals nicht, wie nahe er demselben einst treten werde.

Derfelbe Tischnachbar erzählte ihm, daß Laudon sich in jüngeren Jahren dem König Friedrich vorstellte, um in dessen Heer aufgenommen zu werden; dieser aber starckte ihn eine Minute lang an, kehrte ihm plötzlich den Rücken und sagte sehr laut:

„Ich will dieses Gesicht nicht mehr wieder sehen!“

Sechstes Capitel.

Die Feuerprobe.

Nach dem großen Kriegsraeth, an dem auch die Kaiserin theilnahm, versammelten sich die Feldherren mit ihrer Begleitung in dem Redoutensaal der Hofburg, um, bevor sie sich an die Spitze ihrer Heere stellten, noch einmal Maria Theresia zu huldigen.

Auch Josias von Wartburg befand sich darunter und wurde Zeuge einer patriotischen Scene, die ihm unvergessen im Gedächtnis haften blieb.

Hunderte von Officieren, vom Feldmarschall an bis zum Unter-Lieutenant füllten den prächtigen in Gold und Weiß ausgestatteten Saal und erwarteten, im Halbkreis um den Thron aufgestellt, die Kaiserin.

Als sie in der Mittagstunde, vom ganzen Hofstaat umgeben, eintrat, wirkten ihre bezaubernde Schönheit und die Würde ihrer Erscheinung so mächtig auf die versammelten Krieger, daß sie wie mit einer Stimme den begeistertsten Ruf: „Vivat Maria Theresia, imperatrix et regina nostra!“ ertönen ließen.

Sie dankte huldvoll nach allen Seiten, bestieg den Thron und richtete an jeden, der ihr vom Oberst-Kämmerer Graf Hevenhüller oder durch die Feldmarschälle vorgestellt wurde, einige gnädige Worte.

Zum General Daun gewendet äußerte sie, die Begeisterung, mit der das Volk die neue Kriegsteuer zahle und mit der die Armee ins Feld rücke, verbürge ihr ein glückliches Ende des Krieges.

„Der Segen meines hochseligen Vaters ruht bis zur Stunde auf allem, was wir unternehmen!“ schloß sie und winkte den Feldmarschall Browne zu sich. Er stand bei ihr in gutem Ansehen und in der ganzen Armee war das Urtheil, das sie über ihn geäußert, bekannt.

„Browne ist voll Muth und Eifer. Er führt seine Pläne mit Tapferkeit und Vorsicht aus. Ein General, der vom Feind geachtet und von seinen Soldaten geliebt wird!“

Sie unterhielt sich mit ihm so laut, daß es die Umstehenden hören konnten, über die Klemme, in der die sächsische Armee bei Pirna steckte und hörte mit sichtlichem Mißfallen den Vorschlag des Generals Trübschler

wegen des Vorrückens der Oesterreicher an die Elbe, den ihr der Feldmarschall mittheilte.

„Das wäre das sicherste Mittel, uns zu Grunde zu richten!“ rief sie lebhaft aus. „Wir öffnen dadurch den Preußen das Thor nach Böhmen!“

Josias von Wartburg, dem kein Wort der Kaiserin entging und dem ihre Äußerung vom „Segen des Vaters“, der auf ihr ruhe, räthselhaft geklungen hatte, erfuhr erst später die Bedeutung derselben.

Als Kaiser Karl VI. in seinem in der Vorstadt Wieden gelegenen Lustschlosse Favorite sich zum Sterben bereitete, sehnte er sich nach dem Anblick Maria Theresia's, die aber in derselben Stunde ihren großen Sohn, den spätern Kaiser Joseph II. gebar. Der sterbende Kaiser, der davon hörte, richtete sich mit letzter Kraft im Bett auf, wandte sein Gesicht in die Richtung, wo nach seiner Ansicht die kaiserliche Burg lag, und sprach mit brechender Stimme einen Segen über die Tochter.

Nachdem die Vorstellung beendet war, zogen alle Officiere vor der Kaiserin, deren majestätische Erscheinung durch die Amazonentracht, ein enganschließendes langwallendes Gewand von grünem Sammt, in das Goldblumen gestickt waren, noch gehoben wurde, vorbei und wieder tönte der hundertstimmige Ruf: „Vivat Maria Theresia imperatrix et regina nostra!“ durch den hochgewölbten Saal.

In der zweiten Hälfte des September verließ Feldmarschall Browne Wien, um in sein Haupt-Quartier nach Böhmen zurückzukehren und Graf Josias folgte ihm.

Ehe dieser aus der liebgewonnenen Kaiserstadt schied, besuchte er noch die Kammerherren Graf Czernin und Herrn von Schaffgotsch, die sich stets als seine warmen Freunde gezeigt hatten.

Sein einziger Kummer war das Stillschweigen der Comtesse Maria, die seit ihrer Abreise keine Nachricht weder an ihn noch an die Fürstin Clary sandte und er fing schon an, sich zu ängstigen, da tröstete ihn der Gedanke, daß das Haupt-Quartier seines Generals in der Nähe ihres Schloßes lag, und er sie daher bald wieder sehen werde.

In dieser hoffnungsfrohen Stimmung reiste er ab und gelangte im Gefolge des Feldmarschalls am vierten Tag in das Städtchen Budyn, wo die Arnee lagerte.

Im Kriegsrath war beschlossen worden, daß der größere Theil derselben sich unter dem Befehl Browne's der sächsischen Gränze nähern sollte, während der andere unter der Anführung des Generals Piccolomini in Böhmen zurückblieb und das Heer des preußischen Feldmarschalls Schwerin, der aus Schlesien heranrückte, scharf im Auge behielt. Dieser Marsch nach Sachsen geschah in der Voraussetzung, die von den Preußen hartbedrängte

sächsische Armee würde bei Schandau die Elbe übersetzen und am rechten Ufer derselben den Österreichern entgegen ziehen.

Am 30. September wurde das Lager bei Budyn aufgehoben und das Heer marschirte am linken Elbe-Ufer gegen die Stadt Lobositz und bis zu dem Punkt, wo die Straßen von Aussig und Teplitz zusammentrafen.

Die Panduren, die mit ihren rothen Mänteln, langen Bärten und Zöpfen einen wilden Eindruck machten, schwärmten auf Vorposten aus und durchsuchten während der Nacht die ganze Gegend, obwohl Feldmarschall Browne nicht glaubte, daß die Preußen bereits die Gränze überschritten hätten.

Er täuschte sich aber, denn König Friedrich rückte in Eilmärschen auf Lobositz los, um ihn noch vor der Vereinigung mit den Sachsen zu schlagen. Der Überfall gelang auch mit Hilfe der Spione, die ihm jede Bewegung des österreichischen Heeres meldeten; es waren dies Hausirer-Juden die in seinem Sold standen und schon in den zwei schlesischen Kriegen solche schändliche Dienste geleistet hatten.

Diese Menschen besaßen, obwohl sie Unterthanen der Kaiserin und in Böhmen geboren waren, weder Vaterlandsliebe noch Ehrgefühl, sondern nur die unersättliche Gier, Geld, viel Geld um jeden Preis zu verdienen.

So kam es, daß am Morgen des 1. October die österreichischen Vorposten unvermuthet auf die Preußen stießen, die unter der persönlichen Führung des Königs aus der Thalenge hervorbrachen und im Sturm die Anhöhen, rechts und links von Lobositz einnahmen.

Dichte Wolken verhüllten die ganze Gegend und begünstigten ihren Vormarsch; denn Feldmarschall Browne übersah erst ihre Stärke und Aufstellung, als ein scharfer Wind den Nebel zerwehte und sie ihre Kanonen auf den Anhöhen aufgeschlantz hatten.

Josias von Wartburg wohnte zum erstenmal einer Schlacht bei und mußte sofort im dichten Kugelregen Adjudanten-Dienste thun. Während von den Höhen ein Geschloß nach dem andern in die Reihen der Österreicher flog und breite Lücken riß, drang die preußische Infanterie auf der Thalstraße vor, wich aber bald vor dem heftigen Gewehrfeuer der österreichischen Bataillone zurück.

Da ließ der König drei Cavallerie-Regimenter aufmarschiren, die während die Infanterie sich auf die Höhen zurückzog, einen scharfen Angriff unternahmen und die Österreicher zurückdrängten.

Bei der Verfolgung aber geriethen die feindlichen Reiter in ein mörderisches Kreuzfeuer, so daß die meisten fielen und die übrigen mit verhängten Zügeln flohen.

König Friedrich, unter dessen Augen Angriff und Rückzug geschahen, sandte eine neue Reiterchar vor, die das gleiche Schicksal erlitt. . . Jetzt trat eine Pause in der Schlacht ein.

Feldmarschall Browne sah ein, daß sein Heer zu schwach sei, um die dreifach stärkeren Preußen aus ihren Stellungen auf den Loboßiger Höhen zu werfen und der König überzeugte sich von der Unmöglichkeit, die Schlachtlinie der Oesterreicher zu durchbrechen.

Ehe aber noch Browne einen Entschluß fassen konnte, ergriff General Lacy die Fahne eines Infanterie-Regiments und führte es zum Sturm auf die Anhöhen, von denen ein Regen von Kugeln niedersprühte. „Vorwärts, immer vorwärts!“ Die Tapferen achteten nicht, daß ein Kamerad nach dem andern todt oder schwer verwundet zu Boden stürzte.

Eine Kugel traf die Brust des Generals Lacy und streckte ihn nieder.

Endlich hatten sie die Höhe erstiegen; da stürmte der Feind, welcher Verstärkung erhalten, in geschlossenen Reihen heran und drängte sie wieder zurück!

Der Sturm auf die Höhen von Loboßig war mißlungen; aber die Preußen hatten mehr Soldaten verloren als die Oesterreicher.

Am andern Tage zogen sich sowohl die Oesterreicher als die Preußen vom Schlachtfelde zurück, so daß sich also kein Theil den Sieg zuschreiben konnte.

Nach kurzer Rast im Städtchen Loboßig theilte Feldmarschall Browne seine Armee wieder; während General Lucchesi den Befehl über die Zurückbleibenden übernahm, zog er mit achttausend Mann bei Raudnitz über die Elbe und an Böhmisches-Laypa, Rumburg und Schludkenau vorüber nach Sachsen. Als er aber am 11. October in Lichtenhain anlangte und ein besetztes Lager anschlug, erfuhr er, daß die sächsische Armee statt die Elbe zu übersezen, sich auf Gnade und Ungnade den Preußen übergeben hätte!

Achtzehntausend Mann geriethen in Gefangenschaft, während König August nach Warschau entfloh. . .

Der Feldmarschall mußte im Schneesturm und auf schlechten Wegen nach Böhmen zurückmarschiren und König Friedrich ließ seine Truppen Winterquartiere in Sachsen und Schlessien beziehen. . .

Josias war diesmal nicht dem Feldmarschall gefolgt, sondern leistete beim General Lucchesi Dienste und das kam ihm sehr willkommen, denn durch den plötzlichen Einbruch der Preußen in Böhmen war die Gegend, wo die Besizung des Baron Sternberg lag, in ihre Hände gefallen und er wußte sowohl aus den Erzählungen seines Vaters, wie auch durch andere Unglückliche, wie arg die Soldaten des „großen Königs“ im Feindesland hausten!

Seitdem verlebte er die Tage und Nächte in quälender Angst und hatte keinen andern Gedanken, als den, wie er seine Braut wiedersehen

könne? Selbst die Freude, in der ersten Schlacht die Feuerprobe gut bestanden und heil geblieben zu sein, wurde ihm durch diese beständige Sorge vergällt und es kostete viel Überwindung, daß er nicht heimlich das Roß bestieg und durch die feindlichen Vorposten in das Stammschloß ritt.

Je länger er in strengem Felddienst gebannt wartete, bis die Gegner sich gegen die sächsische Gränze in Bewegung setzten, desto ungeduldiger wurde er und destomehr wuchsen seine bösen Ahnungen!

Endlich meldeten die Vorposten den Abzug des Königs, der auf demselben Weg, wie er gekommen war, Böhmen verließ und schon in der nächsten Stunde hat Josias seinen General um die Erlaubnis, eine Abtheilung Husaren, die als Streifwache gegen Teplitz vorrückte, begleiten zu dürfen; sie wurde ihm gegeben.

Noch in der Nacht sprengte er, vom treuen Diener Tobias begleitet, in der Richtung, wo das Stammschloß Sternberg lag und ließ in seiner Hast die Reiter, die er anführen sollte, weit hinter sich.

Die Dörfer sowohl wie die einzelnen Gehöfte, an denen er vorüber kam, zeugten ebenso wie Fluren und Äcker von der Heimsuchung des Feindes.

Die meisten Häuser, deren Thüren zertrümmert waren, standen leer, denn die Bewohner befanden sich flüchtig in den Wäldern oder irrten, oft bis aufs Hemd ausgeplündert, umher; da der Winter mit eisigen Lüften und Schneefällen hereinbrach, so litten sie bittere Noth, während andere neben den rauchenden Trümmern ihrer Hütten saßen.

Am Mittag des folgenden Tages erreichten beide Reiter das Dorf, das zum Besitz des Baron Sternberg gehörte und stiegen vor dem Pfarrhaus ab, da ihre Rosse vom scharfen Ritt ermüdet waren.

Es war das einzige Gebäude, das die Plünderer sowohl, als auch die Brandleger verschont ließen, denn es diente Hunderten von Verwundeten zum Aufenthalt.

Josias erblickte im Flur einen alten Bauer, der das rechte Auge verbunden trug und mit zerrissenen Kleidern am Boden lag.

Voll Mitleid fragte er, was ihm zugestoßen sei und hörte die Schilderung seines Erlebnisses an.

Vorgestern sei der König mit seinen Generalen durch das Dorf gezogen und er habe sich, neugierig ihn zu sehen, so nahe in den Weg gedrängt, daß das Pferd eines Generals, der dicht hinter dem König folgte, scheu wurde und sich bäumte; darüber gerieth der Reiter in Zorn und schlug ihm die Reiterpeitsche ins Gesicht.

Der Schlag traf das rechte Auge, das ausfloß.

Bei dem Schmerzensschrei, den er ausstieß, drehte sich der König um und warf, nachdem er die rohe That gesehen, seinem Begleiter einen strafenden

Blick zu, worauf dieser einen blanken Thaler aus der Tasche zog und ihn dem Bauer mit den Worten vor die Füße warf: „Da hast du etwas für dein — zerbrochenes Fenster!“

Dann sprengte er dem König nach.

Ehe der Bauer aber sich von Schmerz und Schreck erholt, fielen mehrere preußische Soldaten, die Zeugen des Vorfalles gewesen, über ihn her und stießen ihn mit Gewehrkolben, weil er die Veranlassung war, daß der König ihren General ungnädig anblickte! Den Thaler hatten sie ihm sofort aus der Hand gerissen.

„Sie wollten mich todtschlagen“, so schloß er, „da nahm sich der gute Pfarrer meiner an und führte mich in sein Haus.“

Während er dies erzählte, kam dieser in den Flur, begrüßte die beiden Oesterreicher aufs herzlichste und lud sie in seine Stube ein; sie sei der einzige Raum, den er ihnen zur Verfügung stellen könnte, denn überall, sogar in Keller und Dachboden, Stall und Scheune lagen Verwundete. Die Schlacht bei Lobositz hätte viel Menschenleben gekostet.

Josias aber zeigte wenig Lust, mehr darüber vom Pfarrer zu erfahren, sondern brachte sofort die Frage, welche ihm auf der Seele brannte, vor, was er über das Schicksal der Familie Sternberg wisse?

„Seit dem Einmarsch der Preußen ist jede Verbindung mit dem Schloß das zwei Wegstunden von hier entfernt liegt, unterbrochen worden“, erwiderte er. „Der Besitzer desselben ist ein begeisterter Anhänger der Kaiserin und darum bedauerte ich ihn, daß gerade sein Haus das Haupt-Quartier des — Königs werden mußte. Mehr weiß ich nicht zu berichten.“

Diese wenigen Worte genügten, um Josias mit neuen Befürchtungen zu erfüllen und er befahl dem Tobias, sofort die Pferde vorzuführen, denn er wollte noch vor dem bald hereinbrechenden Abend Klarheit über das Schicksal seiner Braut erlangen.

Nach kurzer Zeit sprengte er in Begleitung des Tobias in westlicher Richtung, bis das mit vier hohen Thürmen versehene Schloß in der Ferne auftauchte; jetzt erst ließ er sein Roß langsamer traben, obwohl die Ungeduld ihn vorwärts trieb. Eine lange Allee hochstämmiger, jetzt blätterloser Pappeln führte in den Park, den eine hohe Mauer umfriedete und durch denselben zum Schloß. Überall, wohin sein Blick fiel, zeigten sich die Spuren der Verwüstung. Nicht allein die Rasenflächen und Blumenbeete waren zerstört, sondern auch die Steinbilder, welche die Treppe zierten, in Trümmer geschlagen.

An der Pforte erschienen beim Geräusch der Hufschläge ein paar Lakaien, die den Reitern beim Absteigen halfen und sie in die große Vorhalle führten.

Der Haushofmeister, welcher sie mit tiefer Verbengung empfing, sagte, indem er auf die kahlen Wände wies:

„Die Preußen haben die kostbarsten Waffen mitgenommen!“

„Wo finde ich den Hausherrn?“ unterbrach ihn Graf Josias.

„Der Herr Baron liegt krank im Bett.“

„Wo ist die Gräfin Maria?“ fuhr er mit einer Stimme fort, deren Ton die Aufregung seines Innern verrieth.

Der Haushofmeister zuckte bei dieser Frage wie von einem plötzlichen Schmerz getroffen, preßte beide Hände vor das runzelige Gesicht, erwiderte aber nichts anderes, als:

„Wünschen Euer Gnaden, den Herrn Baron zu sehen?“ Josias beherrschte seine brennende Neugierde, indem er durch diese Worte ernüchtert, es passender fand dieselbe Frage an den Schloßherrn zu stellen, neigte bejahend den Kopf und folgte ihm durch eine Flucht fürstlich eingerichteter Zimmer in ein Erkergelass, dessen Fenster mit türkischen Teppichen so verhüllt waren, daß Halbdunkel darin herrschte.

Auf einem in der Zimmermitte stehenden Bett lag ein vornehm aussehender Herr, der beim Anblick des Grafen sich lebhaft erhob und ausrief:

„Gott sei gepriesen! Meine Augen sehen endlich wieder die Uniform der Oesterreicher!“

Seine Freude wurde noch größer, als sich Josias vorstellte.

Ehe dieser noch die Frage nach ihr aussprach, rief der Baron:

„Marie ist nicht im Schloße! Ich Unglücklicher weiß nicht einmal, wo sie sich in dieser Stunde aufhält!“

Josias wankte wie von einem Keulenschlag getroffen und brachte mühsam die Bitte über die Lippen, ihm alles was die Heißgeliebte betraf zu erzählen.

„Sie sind der erste Gast, der mich nach dem entsetzlichen Unglück besucht,“ erwiderte der Baron, „und es ist mir ein Bedürfnis, mich darüber auszusprechen . . . Der Augenblick, in dem mein Haushofmeister meldete, daß König Friedrich mein Schloß zum Haupt-Quartier gewählt hätte, war der traurigste meines Lebens; ich fügte mich in das unvermeidliche und schloß mich in einem Thurm ein, wo mir, der wie ein Einsiedler hausen wollte, der Anblick der — Preußen erspart blieb . . . Am Abend aber nach der Ankunft des Königs polterten seine Grenadiere an meine verschlossene Thüre und begehrten Einlaß: Der König befahle, daß ich ihm als Hausherr aufwarte, eine Weigerung würde er mit Arrest bestrafen! Ich erschien vor ihm und mußte seitdem an jeder Mahlzeit theilnehmen . . . Mein Trost war der Gedanke, daß meine Nichte Maria, die sich in einem andern Thurm versteckt hatte, unentdeckt blieb. Bei der ersten Mahlzeit

fragte mich der König, wo meine Familie sei und gab, als ich erwiderte, allein im Schloß zu wohnen, seinem Adjutanten einen Wink, worauf dieser sich entfernte und nach ein paar Minuten — Maria in den Saal führte. Auch sie mußte seitdem unsere Tischgenossin sein.

„Wir beide schwiegen beständig und antworteten nur kurz auf alle an uns gerichteten Fragen.

„Später trat ein Ereignis ein, das uns zum Reden und Handeln zwang.

„Meine Gutsleute erschienen eines Morgens im Schloß und klagten, daß die preussischen Soldaten in ihre Ställe und Scheunen eingebrochen! Nichts blieb verschont, selbst die Betten, auf denen sie schliefen, und ihre kargen Lebensmittel waren genommen worden! . . . Wer nicht willig sein letztes Stück Brod und letztes Kleid gab, oder sich widersetzte, bekam Prügel.

„Maria vergoß Thränen des Mitleids, als sie die Noth der Bauern sah und beschwor mich, den König um Abhilfe zu bitten. Ich that es. Je länger ich sprach, desto finsterner wurde seine Miene und die erschreckten Gesichter seiner Begleitung ließen mich eine abschlägige Antwort ahnen. Es kam aber ärger, als ich erwartete.

„Der König stieß plötzlich den Krückstock, den er in der Faust hielt, gegen den Boden, aus seinen Augen schossen Blitze und er schrie:

„Ihr und eure Leute sollt wissen, daß Krieg im Land ist! Warum verpflegt Ihr meine Soldaten nicht so gut, daß sie keinen Mangel leiden!“

„Nach diesen Worten stand er von der Tafel auf und verließ, ohne uns zu grüßen, den Saal.

„Zwei Tage später mußten wir Zeugen einer hässlichen Scene sein: ein junger Füsilier war zur Strafe des Spießruthenlaufens verurtheilt worden. . .

„Bevor ich zur Tafel ging, flüsterte mir der Haushofmeister zu, daß der Verurtheilte ein Österreicher, der im letzten schlesischen Krieg gefangen und trotz seines Widerstandes unter die preussische Infanterie eingereiht worden sei. Diese Mittheilung bewog mich, den Oberst von Goltz, der ein Günstling des Königs war, um die Begnadigung meines Landsmannes zu bitten; er versicherte, sein königlicher Herr bestrafe die Soldaten aus Schlessen viel härter als die Stammpreußen, und der Füsilier müsse darum zwanzigmal die Spießruthengasse durchlaufen.

„Maria warf sich dem König zu Füßen und bat um Gnade. Er wies sie ab. Sie verlor darüber die Herrschaft über ihre Zunge und rief ein ungebührliches Wort, das der König hörte. Ich zitterte an allen Gliedern. Eine Viertelstunde später erschien ein Hauptmann der Leibgarde und theilte uns mit, er müsse auf Befehl des Königs Maria sofort verhaften.

„Ehe ich, den diese Meldung wie ein Dolchstoß traf, noch etwas erwiderte, sagte sie mit ruhigem Ton: „Besser von den Preußen gefangen

werden, als mit ihnen befreundet sein! Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Capitain!" Sie umarmte mich zärtlich und flüsterte mir in's Ohr: „Ängstige dich nicht, lieber Onkel, ich werde nicht lange — Gefangene bleiben.“

„Sie hielt Wort, denn nach einer Stunde schlich der Haushofmeister, der mir blind ergeben ist, in mein Zimmer und meldete ihre Flucht. . . Die Thurnstube, in der sie vorläufig eingeschlossen wurde, hatte einen geheimen Ausgang, den nur er kannte, und durch denselben führte er sie, während ein Doppelposten vor der Thüre Wache hielt, in's Freie. Sie wanderte in's nächste Dorf und bestieg dort ein Pferd, auf dem sie die von den Preußen noch unbesetzte Stadt Teplitz erreichen wollte.

„Ich erwarte jeden Tag Nachricht von ihr,“ schloß der Baron seine Erzählung. „Der Ärger über die Preußen und die Sehnsucht nach Maria machten mich krank.“

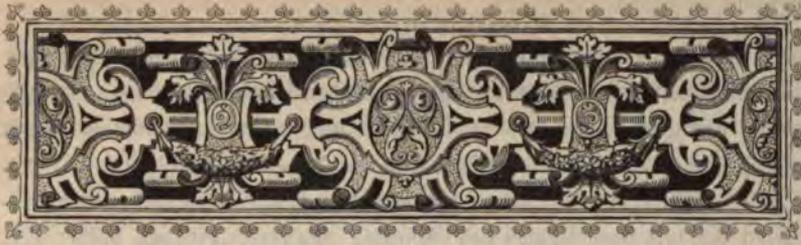
T o s i a s theilte nicht die Auffassung des Barons über das Schicksal seiner Braut, sondern wollte sofort aufbrechen, um ihre Spur zu verfolgen und nur das eiserne „Muß“ des soldatischen Gehorsams hielt ihn davon ab. Er verließ am Abend wieder das Schloß und schlug mit seinen Husaren eine entgegengesetzte Richtung, die nach Sachsen führte, ein. Der Diener T o b i a s aber ritt nach Teplitz, indem er gelobte, nicht früher zurückzukehren, bis er die Gräfin Maria gefunden hätte; Graf T o s i a s schöpfte neue Hoffnung, da er auf dessen Findigkeit ebenso vertraute, wie auf dessen Muth, der vor nichts zurückschreckte.

Zu seiner Enttäuschung traf dieser aber nach zehn Tagen mit der niederschmetternden Botschaft in Lobositz ein, er habe trotz Suchen und Nachfragen die Fährte der Entflohenen nicht entdeckt. In einem Dorf in der Nähe von Teplitz sei er dem Posthalter begegnet, der sich an eine Dame, auf welche die Beschreibung der jungen Gräfin paßte, erinnerte; sie miethete eine Kutsche nach Sachsen. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Herr, den er für einen verkleideten Officier und der Aussprache nach für einen — Preußen hielt!

Seitdem blieb Maria verschollen und T o s i a s betrauerte sie wie ein ihm durch den Tod entrißenes liebes Wesen!

(Schluß folgt im nächsten Jahrbuch.)





General Stephan Šuplikac de Vitez.

Ein Geschichtsbild aus dem Jahre 1848.

Von Theodor Ritter von Stefanović - Vilovsky.

Sur wenigen ist der Name Šuplikac geläufig. Und doch hat der Träger desselben im ereignisreichen Jahre 1848 eine bedeutende Rolle gespielt. Das völlig unerwartete Erscheinen dieses ebenso pflichtgetreuen als edlen Mannes auf der politischen Bühne und sein fast noch rascheres Verschwinden von derselben haben wesentlich dazu beigetragen, daß schon nach wenigen Jahren sein Name in Vergessenheit gerieth. Erst wieder dem verdienstvollen Geschichtsschreiber der Jahre 1848 und 1849 Freiherrn von Helfert blieb es vorbehalten, den Namen des letzten serbischen Woiwoden in sein Geschichtswerk einzuflechten und der politischen und militairischen Thätigkeit des Generals Šuplikac in einer die Bedeutung der serbischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 umfassenden Weise zu gedenken.

Das Bild, das uns der Geschichtsschreiber von Šuplikac entwirft, bedarf kaum einer Correctur. Es ist so passend in den Rahmen der geschilderten geschichtlichen Ereignisse eingefügt und ist so wohl gelungen, daß es fast überflüssig erscheint, dasselbe dem Leser in neuer Fassung vorzuführen. Trotzdem will der Schreiber dieser Zeilen es versuchen, selbst auf die Gefahr hin bekanntes wiederholen zu müssen, das Charakterbild eines Mannes zu entwerfen, der seine Aufgabe, zu der er berufen worden, voll und ganz erfüllte und der, wenn es ihm gegönnt gewesen wäre länger zu leben und zu wirken, sicherlich seinen Ehren-

platz in der alt-österreichischen Ruhmeshalle an der Seite eines Maderky Windisch-Grätz, Zellacic und Schlick gefunden hätte. Einige kleine Einzelheiten aus dem Leben des serbischen Voivoden wie sie dem Verfasser von Personen mitgeteilt worden sind die bis zu seinem Tode in seiner Nähe weilten, einige Schilderungen politischer und kriegerischer Begebenheiten die mit dem Namen des Generals eng verknüpft sind, bisher aber nur wenig oder auch gar nicht bekannt waren, werden genügen, um sein Lebensbild zu vervollständigen und die Erinnerung an ihn aufzufrischen. Keinem andern als nur diesem bescheidenen Zwecke seien die nachfolgenden Zeilen gewidmet, die der Verfasser überdies der ganz besonderen Nachsicht des freundlichen Lesers empfehlen möchte.

* * *

Die politische Gährung, die zu Beginn des Jahres 1848 fast die ganze österreichische Monarchie ergriffen hatte, rief auch unter den österreichischen Serben eine anfänglich nur lokalen Ursachen entspringende Bewegung hervor, die an Kraft und Bedeutung zunehmend in den April- und Mai-Tagen den Charakter einer allgemeinen nationalen Erhebung erlangte. Es war vornehmlich die Furcht vor der überhandnehmenden Übermacht des magharischen Volksstammes sowie das Bestreben die eigene nationale Existenz zu schützen, die das serbische Volk in Aufruhr brachte und den Freiheitsbestrebungen desselben eine Richtung gab, die später den österreichischen Interessen förderlich werden sollte.

Solang in Ungarn ausschließlich das demokratische Princip die treibende Kraft der politischen Bewegung war und vornehmlich die Befreiung des Bauernstandes zu den hervorragendsten Errungenschaften der neuen Zeit gehörte, schloß man sich serbischerseits dem allgemeinen Jubel an. Als aber die Bestrebungen der Ungarn auf die Gründung eines ungarischen Nationalstaates hinausliefen und man die ersten Anzeichen von Magharisirungs-Verfuchen zu verspüren glaubte, wendete sich das Blatt und die Serben, die sich bis dahin der ungarischen Bewegung gegenüber keineswegs feindlich benommen hatten, begannen für ihre nationale Existenz zu fürchten. Hatte man ja doch ungarischerseits schon in den vierziger Jahren Versuche gemacht, in der serbischen Kirche und Schule der magharischen Sprache Eingang zu verschaffen. Es war das erstemal im Jahre 1843 und später ein zweitesmal im Jahre 1846, daß der serbische Erzbischof und Metropolit Joseph R a j a č i ć im

Landtage seine Stimme dagegen erhob. Man schien aber ungarischerseits nicht darauf zu achten. Die fatalen Gesetzesvorschriften, durch die man sich ohne Noth einen ganzen Volksstamm zum Feinde machte, kamen zur Durchführung und erzeugten namentlich zu Anfang der ungarischen Erhebung unter den serbischen Volksmassen des Banates und der Bačka eine umso größere Erregung, als in dem angränzenden Gebiete der Militair-Gränze, die unter den Befehlen des k. k. Hofkriegsrathes stand, das Volk von dieser Neuerung verschont blieb. Hatte schon die etwas drakonisch gehandhabte Durchführung dieser Gesetze die Aufregung unter den Serben an und für sich vergrößert, so hat die aus der Militair-Gränze ins sogenannte Provinziale hinübergetragene Agitation gegen die angeblichen Magharisirungs-Versuche der ungarischen Regierung den Funken der Erbitterung zu einem förmlichen nationalen Brande angefaßt. Die gleichzeitige Erhebung der Kroaten, sowie die gänzlich verfehlten Maßregeln der ungarischen Regierung, die statt den Weg der Verständigung und Beruhigung einzuschlagen zu Repressalien schritt, ließen allmählig die serbische Volkserhebung zur Reife gelangen.

Es ist bekannt, welche Gründe außerdem den greisen Metropolit von Karlovitz bewogen haben, eine Volksversammlung aller in Oesterreich lebenden Serben einzuberufen. Die nationale Begeisterung hatte bereits ihren Höhepunkt erreicht, an ein Eindämmen derselben war nicht mehr zu denken. Es galt nun vor allem, sie in das richtige Bett zu lenken und ihr den Charakter der Legalität zu geben. Der Kampf für die nationalen Rechte sollte zugleich ein Kampf für des Kaisers Sache sein, zumal die gesammte Militair-Gränze, in deren Gebiete die Bewegung so recht entstanden war, unter den Befehlen des Wiener Kriegs-Ministeriums stand, das selbst im kritischsten Augenblicke weder die Fühlung mit dem Banus Zellačić noch mit dem serbischen Metropolit verloren hatte.

Den führenden Elementen der Bewegung ist es nämlich nicht entgangen, daß man irgendwo eine Anlehnung suchen müsse und daß, insbesondere nach dem Fehlschlagen der Verständigungsversuche mit der ungarischen Regierung, der Anschluß an den kaiserlichen Hof, soweit dieser an der alt-österreichischen Tradition festhielt, ein Gebot der Nothwendigkeit war. Diese Politik entsprach überdies der kaisertreuen Gesinnung des Volkes, hauptsächlich jenes Theiles der in der k. k. Militair-Gränze wohnte, und berechtigte zu Hoffnungen, deren Erfüllung dem nationalen Bewußtsein geschmeichelt hätten. Handelte es sich doch unumkehr

um weit größere Errungenschaften, als diejenigen waren, für die man zu Anfang der Bewegung die Kraft und die Begeisterung eines ganzen Volkes eingesetzt hatte. Man erinnerte sich der alten Leopoldinischen Privilegien und forderte die Wiederherstellung der Patriarchatswürde in der serbischen Kirche, sowie die freie Wahl eines nationalen Oberhauptes, das den Titel eines Despoten oder Voivoden führen sollte. Die Bildung eines serbischen Verwaltungsgebietes unter eigenen autonomen Behörden war das nächste Ziel der serbischen Forderungen, die somit auf einen Punkt gelangt waren, von welchem aus ein weiteres Pactiren mit der ungarischen Regierung eine reine Unmöglichkeit war.

Ganz in diesem Sinne handelte die große Volksversammlung der Serben, die vom Metropolitene Joseph Rajačić für den 13. Mai (1. Mai alt. St.) nach Karlowitz einberufen wurde. Sie stellte mit Stimmeneinhelligkeit die Patriarchatswürde her, und beschloß — allerdings vorläufig nur im Principe — die Bildung eines neuen Kronlandes, in welchem der serbische Volksstamm der herrschende sein sollte.

Als nach seiner Wahl zum Patriarchen der greise Rajačić sich erhob, wollte der Jubel des versammelten Volkes kein Ende nehmen. Der Kirchenfürst forderte nunmehr die Versammlung zur Wahl des Voivoden auf. „Wollt ihr einen solchen aus dem Civil- oder aus dem Militairstande haben?“ lautete die Frage des Patriarchen. „Wir wollen einen Officier!“ erscholl es aus tausend Kehlen. Nunmehr schlug der Patriarch einige hervorragende kaiserliche Officiere serbischer Nationalität zu dieser Würde vor. Als er den k. k. Feldmarschall-Lieutenant Jovan Živković nannte, blieb alles still. Das gleiche geschah, als er nach einander die Namen der General-Majore Jović und Todorović erwähnte. Kaum aber hatte er den Namen des k. k. Obersten Stephan Šuplić ausgesprochen, als die Versammlung in lauten Jubel ausbrach und der Ruf: „Es lebe der Voivode Stephan!“ aus tausend Kehlen erscholl, während die Karlowitzer Kirchenglocken durch ihr weithintönendes Geläute dem Volke die glücklich vollzogene Voivodenwahl verkündeten¹⁾. Wer

¹⁾ Die Schilderung dieser Scene verdankt der Verfasser den noch ungedruckten Memoiren des Majors Johann Ritter Stefanović von Bilovo, der dieselbe als Augenzeuge beschreibt. Aus desselben Feder stammen auch die als Quellenwerk bekannten bei Sopran in Semlin gedruckten „Erlebnisse eines k. k. Officiers aus den Jahren 1848 und 1849“. Eine ähnliche Schilderung der Voivodenwahl findet sich in M. Gj. Miličević Pomenik znamenitih ljudi u srpskog naroda. Beograd, 1888.

war dieser Mann, den das Vertrauen des Volkes so einmüthig und begeistert zu der höchsten nationalen Würde berief?

Stephan Šuplikac de Bitez war ein Gränzer-Kind. Zu Petrinja 1786 geboren, Sohn eines Stabs-Officiers, erst für den Civildienst bestimmt, war er nach absolvirten Gymnasial- und philosophischen Studien in das Regiment dem sein Vater angehörte als Cadet eingetreten. 1809 wurde er zum Lieutenant, 1810 zum Ober-Lieutenant in demselben Regimente befördert. Als nach dem Wiener Frieden Kroatien für Oesterreich verloren ging, mußte er französischem Befehle folgen, ward 1812 Capitain und Adjutant des Herzogs von Ragusa, kämpfte mit diesem im russischen Feldzuge tapfer mit, wofür er das Kreuz der Ehrenlegion und das k. sächsische Verdienstkreuz erhielt und trat im Jahre 1814 wieder in die Reihen der österreichischen Armee zurück. 1815 wurde Šuplikac zum deutsch-banater Gränz-Regiment übersezt, in welchem er bis 1831 verblieb. 1832 wurde er nach Italien commandirt und gleichzeitig zum Major befördert. Nach Pancova zurückgelehrt, erlangte er im Jahre 1837 den Oberst-Lieutenants-Rang und wurde nunmehr in die kroatische Militair-Gränze übersezt, in der er bis 1842 verblieb. Als Oberst und Commandant des k. k. Oguliner Gränz-Regimentes marschirte Šuplikac 1848 nach Italien aus, woselbst er zu den besten und tüchtigsten Officieren in der Armee Radetzky's gezählt wurde¹⁾. Als die Wahl der Karlovißer National-Verammlung auf ihn gefallen war, befand er sich weit von seiner Heimat im Hauptquartier des greisen Feldmarschalls. Trotzdem kannte ihn jeder. Sein Aufenthalt bald in der Banater, bald in der kroatischen Militair-Gränze gab ihm Gelegenheit mancherlei freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Sein bescheidenes und doch durch und durch militairisches Wesen, seine hohe Bildung, eine Eigenschaft deren sich nur wenige Gränz-Officiere rühmen durften, seine ausgesprochene Gerechtigkeitsliebe, sowie sein lebenswürdiges Benehmen gegen jedermann, hatten ihm eine Unzahl von Freunden und Verehrern erworben. Überdies hatte Šuplikac einiges Verwaltungstalent, das ihm in seiner neuen Stellung nur zu Gute kam. Seine militairische Wirksamkeit in jüngeren Jahren, die Tapferkeit mit der er vor dem Feinde gefochten, der Ruf,

¹⁾ Helfert „Der ungarische Winter-Feldzug und die octroyirte Verfassung. I. Theil. Prag 1876. Verlag von J. Tempsky (Seite 408 f.) und M. Gj. Miličević Pomenik u. s. w. (Seite 856 f.).

den er sich als Commandant größerer Truppenkörper in Italien erwarb, alle diese in einer einzigen Person vereinigten Eigenschaften schienen ihn zu der Stellung eines obersten Anführers der Serben in kriegerischen Zeiten besonders zu befähigen. Denn daß nunmehr der Krieg zwischen den Serben und Ungarn ausbrechen werde zweifelte niemand mehr. Durch die Beschlüsse der Karlovitzer National-Versammlung war der Weg, den die Nation zu verfolgen hatte, vorgezeichnet. Eine Umkehr war kaum mehr möglich und mit Rücksicht auf die Stimmung des Volkes geradezu undenkbar. Aber auch die ungarische Regierung, so sehr sie früher die serbische Bewegung unterschätzte und jeder Verständigung mit den Repräsentanten der serbischen Nation auswich, mußte nun nothgedrungen mit der Thatsache rechnen, daß sich nebst den Kroaten auch das serbische Volk für die kaiserliche Sache erklärt hatte und zum Kampfe bereit stand.

Die Ereignisse, die nun an der untern Donau nach der Mai-Skupschtina von Karlovič eintraten, sind bekannt. Der Ausfall des J.-M.-L. von *H r a b o v ſ k y* aus der Festung Peterwardein sowie dessen allerdings mißglückter Anschlag auf Karlovič waren die Antwort der ungarischen Regierung auf die Erklärungen der Serben. Umsonst forderten diese von der Wiener Regierung die Bestätigung der Beschlüsse der Karlovitzer National-Versammlung. Der Kaiser selbst befand sich in einer bedrängten Lage und konnte unmöglich gutheißen, was der König von Ungarn für Rebellion und Hochverrath erklärte. Zudem wollte der neugewählte Woiwode dem vom Volke an ihn ergangenen Rufe nicht Folge leisten. Die Nachricht von seiner Wahl, die er sich selbst im Traum nicht einfallen ließ, machte ihn anfänglich bestürzt. Doch rasch überblickte er die Situation und ebenso rasch hatte er seine Entschlüsse gefaßt. In Briefen an seine Freunde dankte er für das seiner Person entgegengebrachte Vertrauen, doch erklärte er die Wahl ablehnen zu müssen, da er seine militairische Laufbahn nicht gern aufgebe um sich mit politischen Dingen zu befassen, und weil er die Überzeugung habe, daß der Kaiser ihn nicht bestätigen werde.

Da half selbst *K a d e ž k y*'s Zureden nichts. Wie konnte *E u p l i k a c* auch als k. k. Officier ohne vorherige Zustimmung des Kaisers eine von der Nation geschaffene, fast kaum zu Recht bestehende Würde annehmen. Und wie sahen erst die Verhältnisse aus, in die er gerathen wäre. Die Begünstigungen die der Kaiser den Ungarn noth-

gedrungen immerwährend erteilte und der vom ungarischen Kriegs-Ministerium an sämtliche in Ungarn und seinen Nebenländern stationirten Generale und Ober-Officiere ergangene Befehl, sich der ungarischen Regierung unterzuordnen, sowie die im Namen des Königs erlassenen Proclamationen in welchen die Kroaten und Serben als Hochverräther erklärt werden, konnte wahrlich auf niemanden ermuthigend wirken, am allerwenigsten auf einen k. k. Officier, dessen Pflicht und Ehre auf dem Spiele standen, wenn die Sache einen nach militairischen Begriffen ungünstigen Ausgang nehmen sollte. In solcher Lage konnte es Šuplićac wahrlich nicht verargt werden, daß er auch nicht seiner Nation zuliebe eine militairische Stellung aufgab die über jeden Zweifel erhaben war, und sie mit einer politischen Wirksamkeit vertauschte die ihn im Falle gänzlichen Mislingens dem Henkersknechte ausliefern konnte.

Was blieb den Serben unter solchen Umständen anderes übrig, als sich der eigenen Haut zu wehren und den Krieg, so gut es eben ging, zu führen? Der Patriarch selbst stellte sich an die Spitze der militairischen Operationen, ebenso wie er seit der Karlovitzer Volksversammlung die politische Verwaltung des von den Serben bewohnten Gebietes leitete. Central- und Provinz-Ausschüße waren dem Patriarchen darin behilflich. Kaiserliche Officiere serbischer Nationalität und Freiwillige aus dem Bürgerstande stellten sich dem „obersten Leiter der nationalen Angelegenheiten“, wie sich R a j a č i ć gern nennen ließ, zur Verfügung und erhielten das Commando von Truppenkörpern und besetzten Lagern. Der Krieg wurde eben geführt, soweit es die vorhandenen Mittel erlaubten, und mit abwechselndem Glück. Es war ein Volkskrieg in des Wortes wahrster Bedeutung mit all' seinen Licht- und Schattenseiten. Was man aber am meisten vermißte, das war die oberste militairische Leitung. Vergebens hatte sich der Patriarch bemüht die Leitung in seiner Hand zu vereinigen. Er blieb in den entscheidenden Momenten, so sehr er persönlichen Muth und eine nie erlahmende Energie besaß, doch immer nur der Kirchenfürst, dessen Befehlen sich nur diejenigen unterordneten, die es aus freien Stücken thaten. So nur konnte es geschehen, daß sehr bald Disciplinlosigkeit in der kleinen mit Mühe und Noth zusammengewürfelten Armee einriß und daß Abenteuer aller Art und ehrgeizige Intriguanen aus zumeist selbstsüchtigen Zwecken die Truppen ihren Befehlshabern abwendig machten und sie für ihre eigenen Zwecke benützten.

Im Verlaufe des Feldzuges, namentlich während des Spätſommers und Herbeſtes 1848, war die nationale Sache mehr als einmal in Gefahr in Brüche zu gehen. Überdies fehlte es nicht an Verſuchen mit den Ungarn zu pactiren. Kurz, die Errungenschaften der Serben wollten nicht recht gedeihen, und leider waren es zumeiſt Serben ſelbſt die, ſei es aus Unverſtand ſei es aus perſönlichen Motiven, die normale und glückliche Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten zu hintertreiben ſuchten und gegen den Patriarchen und die Behörden unausgeſetzt ſchürten. Selbſtverſtändlich gab es auch auf dem Kriegſchauplatze dementſprechend wenig erquickliches, trotzdem die kleine Truppe durch freiwillige Schaaren aus dem Fürſtenthume Serbien verſtärkt wurde und die allgemeine politiſche Lage der Serben ſich inſolge der Ereigniſſe in Wien und Peſt zu beſſern begann. Allgemein wurde der Wuñſch laut, daß an die Spitze der Armee ein kaiſerlicher Officier trete, der über die nöthige militairiſche Autorität verfügte und im Stande wäre die einheitliche Leitung im Commando herzuſtellen.

Wieder richteten ſich aller Blicke nach dem italieniſchen Kriegſchauplatze wo Šuplikac weilte. In der Noth ſandte der greiſe Patriarch einen Courir nach dem andern an den Grafen Radežky ab, dieſen beſchwörend, daß er ſeinen ganzen Einfluß dazu beuñße, um den Woiwoden zur ſchleunigen Abreiſe zu den Serben zu vermögen. Radežky ſelbſt wünſchte dies, und da überdies die politiſchen Verhältniſſe in Wien und Peſt zu einer Klärung drängten und die ungarische Bewegung einen entſchieden revolutionairen Charakter anzunehmen begann, ſo konnte auch Šuplikac gegen die Annahme der Woiwodenwürde nichts mehr einwenden, ſo ſehr er ſich aus Gründen perſönlicher Beſcheidenheit gewünscht hätte, nicht behelligt zu werden. Auf dringendes Zureden des greißen Feldmarſchalls entſchloß ſich endlich der indeſſen zum General-Major beförderte Woiwode abzureiſen.

Es geſchah dies Mitte October 1848. Der Marſchall beſchied ihn zu ſich nach Monza. Als der General ſich bei ihm meldete, wies Radežky mit der Hand durchs Fenſter auf den vor dem Hauſe bereiſtenden Poſtwagen indem er ſagte: „Rezt ſteigen Sie ſofort ein und fahren nach Karloviß zu den Serben!“ „Aber Excellenz, meine Reitpferde, meine Bagage . . .“ wachte Šuplikac einzuwenden. „Das alles ſchicke ich Ihnen nach“, rief der Marſchall erregt ohne Šuplikac zu Ende ſprechen zu laſſen und ſchob ihn eilends bei

der Thür hinaus¹⁾. Unausprechlicher Jubel herrschte unter den Serben, als es hieß, daß der heißersehnte Woiwode am Wege sei. In langer Procession gingen dem Erwählten der Nation der Patriarch und die Bischöfe bis zur letzten Station vor Karlovitz entgegen. Unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Kirchenglocken und von nicht endenwollendem Hurrah- und Zivio-Rufen der begeisterten Menge umrauscht, hielt General Stephan Šuplikac als serbischer Woiwode seinen Einzug in die altherwürdige Patriarchen-Residenz von Karlovitz.

* * *

Wie mit einem Zauberfchlage änderte sich in der neuen serbischen „Woiwodina“ alles, als General Šuplikac die Leitung der Civil- und Militair-Angelegenheiten übernahm. Allerdings verblieben in den Händen des greisen Patriarchen noch manche politische Agenden, weil es dem Woiwoden, der nun sein Hauptaugenmerk auf die militairischen Operationen und die Reorganisation der Truppen richten mußte, hiezu an nothwendiger Zeit gebrach. Nichtsdestoweniger war Šuplikac für jedermann die Autorität, vor welcher man sich willig beugte. Sehr bald war der Gehorsam in der Armee hergestellt, wiewohl der Woiwode bei der Bestrafung der Schuldigen eine das Maß der Opportunität übertriebene Milde walten ließ. Die Behörden und Gerichte functionirten so gut es ging. Überall war man bemüht die neue provisorische Verwaltung, die in der Person des Generals ihren obersten Chef erhielt, zu verbessern.

Sein Hauptaugenmerk richtete, wie schon gesagt, der Woiwode auf die Reorganisation der Armee. Sämmtliche unter seinen Befehlen stehende Truppen vereinigte er vor allem zu einem Armee-Corps, das den Namen des östereichisch-serbischen Armee-Corps erhielt. Dasselbe zählte 21.074 Mann und 104 Geschütze. Die oberste Leitung desselben befehlt der Woiwode. Der k. k. Ober-Lieutenant Johann Stefanovič vom Deutsch-Banater Gränz-Regimente wurde mit der Leitung des Dienstes des General-Quartiermeister-Stabes betraut und versah zugleich den Dienst eines Corps-Adjutanten. Das Armee-Corps litt an allem

¹⁾ Major Ritter von Stefanovič-Bilovskij, dem der Verfasser die Schilderung auch dieser Scene verdankt, macht in seinen ungedruckten Memoiren davon Erwähnung und versichert, dieselbe sei ihm von Šuplikac selbst mitgetheilt worden.

Mangel, vor allem an Reiterei, deren man in der endlosen freien Ebene so sehr bedurfte. General Šuplikac traf daher die nöthigen Anordnungen zur Aufstellung einer Division National-Uhlanen, welchem Auftrage Rittmeister Zimmer von Schwarzenberg-Uhlanen Nr. 2 mit lobenswerthem Eifer und großer Sachkenntnis nachkam. Diese Cavallerie leistete während der Dauer des Krieges erhebliche Dienste.

Mit Rücksicht auf die bedeutende numerische Stärke des Gegners, seine wohl disciplinirte Infanterie und seine ausgezeichnete Reiterei und Artillerie, welchen gegenüber die Bewaffnung und Ausrüstung der serbischen Truppen unvollkommen waren, beschloß der General von jeder Offensive abzusehen. Man mußte froh sein, wenn sich das Armee-Corps genügend stark erweisen werde, um seine Defensiv-Stellung zu behaupten. Hatte man ja doch auf serbischer Seite die Linie von Neu-Moldova im Osten bis Dalja im Westen, also etwa 35 österreichische Meilen zu schützen. Überdies hatte das österreichische Armee-Corps wie bisher die Aufgabe, wenigstens 40.000 Mann feindlicher Truppen auf dieser Linie unausgesetzt zu fesseln, damit Ban Zellačić die nöthige Zeit bekomme seine Truppen auszurüsten und den geplanten Offensiv-Marsch gegen Ofen und Pest anzutreten. Diesem Plane des Generals entsprechend wurde die stärkere Befestigung und Reorganisation der sämtlichen auf der erwähnten Vertheidigungslinie befindlichen Kriegslager angeordnet. Mit Eifer und Ausdauer zog der Voivode von einem befestigten Lager zum andern, um sich persönlich zu überzeugen, ob seine Anordnungen pünktlich ausgeführt wurden, sowie um den Kriegsschauplatz selbst in nähern Augenschein zu nehmen. Zuerst wurden die so berühmt gewordenen Befestigungen von Erbobran od Ect. Tomas besucht, die der tapfere Capitain-Lieutenant und nachmalige General Peter Bigga befehligte. Dieser Ort, auf den es die Ungarn besonders abgesehen hatten, wurde vorher mehreremal erfolglos angegriffen und widerstand selbst dem am 21. September 1848 von dem ungarischen Kriegs-Minister General Mežáros persönlich versuchten Ansturm. Die Befestigung an und für sich sowie die musterhafte Haltung der unter Bigga's Commando stehenden Truppen befriedigten den General außerordentlich und erfüllten ihn mit den besten Hoffnungen. Die Reise ging nun über Titel donauabwärts bis zum Prinz Eugen-Canal, welcher zwischen Surduk und Opova die Donau mit der Temes verbindet. Von Slogon aus besuchte Šuplikac den serbischen Obersten und

nachmaligen General Stephan Knićanin, welcher in dieser Zeit die Position von Tomaševac innehatte. Von da aus ging es über Padina, Dolova in's Lager bei Alt-Palanka an der Karaš, das unter den Befehlen des k. k. Hauptmannes Peter Bobalić stand. Überall traf der General die nöthigen Anordnungen. Mit Befriedigung konnte er wahrnehmen, wie sich die Zustände im reorganisirten Corps von Tag zu Tag besserten. Nichts blieb seinem geübten Auge verborgen. Er sah alles und half überall. Officiere und Soldaten gewannen ihn lieb. Er verstand die seltene Kunst Strenge mit Gerechtigkeit, militairische Gewissenhaftigkeit mit Menschlichkeit zu paaren. Es war dies kein Wunder. Von Natur aus edel veranlagt, hatte Šuplikac während seiner militairischen Laufbahn bei der italienischen Armee das leuchtende Beispiel des greisen Marschalls vor sich, der es verstand, auch seinen Untergebenen den Geist echt militairischen Pflichtgefühls und edler Ritterlichkeit einzusüßen.

Der Krieg entfesselt die menschlichen Leidenschaften und härtet selbst das weichste Gemüth ab. Um wie viel mehr gilt dies vom Bürgerkriege, in welchem Partei- und Racenhass alle menschlichen Regungen unterdrücken. Wahrlich in dieser Beziehung hat auch der Bürgerkrieg im Jahre 1848 und 1849 das möglichste geleistet. Es sind das nicht gerade die erquickendsten Berichte, die wir im geschichtlichen Nachlasse dieser Periode finden. General Šuplikac gehörte aber nicht zu den Feldherrn, die den rohen Instincten der Masse nachgeben. So lang er lebte und als Voivode wirkte, war er redlich bestrebt die wilden Leidenschaften zu dämpfen und der umsichgreifenden Verrohung, einer Folge des Vergeltungs- und Vernichtungskampfes, Einhalt zu gebieten. Als ihm einige vorstellten, für die Blutgerichte der Magyaren Vergeltungsrecht zu üben, lehnte er es mit den Worten ab: „Mit Blut besprühen laßt sich's leicht, doch schwer sich davon reinwaschen.“

So sollte bei einer Gelegenheit das magyarische Dorf Debeljača, das sich während des ganzen Feldzuges gegen die Serben im höchsten Grade feindlich erwiesen hatte, zum Gehorsam gebracht werden. Dem Commandanten des Lagers bei Perlaz brachte nämlich eine Patrouille zwei Gefangene die von den serbischen Vorposten angehalten wurden, als sie sich eben zum Feinde hinüberschleichen wollten. Es waren dies zwei Abgesandte der Bewohnerschaft von Debeljača, die dem ungarischen Commandanten in Ecška einen Brief zu überbringen hatten, in welchem

um zwei Geschütze gebeten wurde, die man benützen wollte um den Serben in den Rücken zu fallen. In Folge dessen erhielt Oberst *Knicanin* den Befehl *Debeljača* zu besetzen und die Bewohner zum Gehorjam zu bringen. Die dem Dorfe sich nähernden Truppen wurden mit Flintenschüssen empfangen; es währte nicht lang und es entspann sich zwischen den Bewohnern und den serbischen Soldaten ein regelrechter Kampf, dem natürlicherweise das Dorf zum Opfer fallen mußte. Weiber und Kinder suchten in den umliegenden serbischen Ortschaften ein Asyl. Als der *Voivode* später durch die gänzlich verödeten menschenleeren Straßen des Dorfes fuhr und die Verwüstung rings umher erblickte, jagte er zu seinem Begleiter gewendet tiefererschüttert und bewegt: „Wenn ich hier gewesen wäre, hätten sich die braven Leute meinen Befehlen gefügt.“

Als er später einmal nach diesem Vorfalle in *Pančova* Audienzen erteilte, erschienen zur Vorstellung unter anderen sämtliche Mitglieder des *Okružni odbor* (Kreis-Comité) mit ihrem Präsidenten *Dr.-Med. Pečić* an der Spitze. Nach der gewöhnlichen Begrüßung lenkte der General die Sprache auf das verödete *Debeljača*. „Was wird mit dem beweglichen Eigenthum der geflohenen Bewohner geschehen?“ fragte *Šuplikac* den Präsidenten des Kreis-Verwaltungs-Comité. „Ganz einfach“ antwortete dieser „die Sachen werden licitirt und das Geld an die Kriegscassa abgeführt.“ „Was wird aber nach beendetem Kriege mit dem Grund und Boden der armen Bewohner geschehen“, fragte der General weiter. Ohne viel zu überlegen antwortete *Pečić*: „Excellenz, die Leute haben als Hochverräther gegen *Se. Majestät* ihre Besitzungen verwirkt, daher sie jeden Anspruch auf die Wiedererlangung derselben verlieren. Ihr Eigenthum wird versteigert.“ Des Generals Gesicht wurde purpurroth vor Zorn. Er trat einige Schritte entrüstet zurück und sagte im schärfsten Tone zu *Pečić*: „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen, mein Herr?“ — „*Dr. med. Pečić!*“ — „Wie, mein Herr!“ fiel nun der General ein, „Sie ein gebildeter Mann, der die *Classiker* aller Jahrhunderte und die *Schriften* der edelsten Männer aller gebildeten Nationen gelesen hat, wollen so grausam gegen diese armen verführten Leute verfahren. Nein, mein Herr! Das werde ich, der *Voivode*, niemals zugeben. Ich werde, sobald der Krieg beendet sein wird, die Bewohner von *Debeljača* zurückrufen und ihnen ihr Eigenthum zurückerstatten. *Adieu*, mein Herr.“ Ein Wink mit der Hand und der *Odbor* war entlassen. Kaum hatten die Herren das Zimmer

geräumt, als sich der General zu seinem Adjutanten wendete und, seine Hand vor dem Munde haltend, zu diesem lächelnd sagte: „Haben Sie es gehört. Die Herren haben von mir eine tüchtige Lection bekommen!“

Wie sehr der Wojwode Strenge mit Ritterlichkeit zu vereinigen wußte, zeigt ein anderer Fall, den uns Major Stefanović von Bilovo in seinen bisher noch ungedruckten Memoiren mittheilt. Der Commandant des Lagers von Alibunar hatte zwölf Geschütze und erhielt den Befehl, zwei davon an Hauptmann Bobalić welcher an der Karas commandirte abzugeben, da dieser Officier Mangel an Kanonen litt. In Neudorf, woselbst der General auf seiner Inspectionsreise angelangt war, meldete sich bei ihm der Commandant von Alibunar. „Haben Sie meinen Befehl vollführt und jene zwei Geschütze an Bobalić gesendet?“ fragt der Wojwode den vor ihm stehenden Officier. „Nein, Herr General, ich brauche die Geschütze selbst.“ „Heute nachmittags punkt zwei Uhr“, lautete der kurze und bündige Auftrag des Feldherrn „werden Sie mir die Meldung erstatten, daß die Geschütze abgeschickt worden sind. Wenn nicht, so lasse ich Sie mitten auf jenem Platze erschießen.“ Als sich der Commandant des Lagers um zwei Uhr nachmittags beim Wojwoden meldete, um diesem mitzutheilen daß der Auftrag ausgeführt sei, streckte ihm der General die Hand entgegen und sagte in liebenswürdigster Weise: „So Herr Commandant, und nun bitte ich Sie um die Ehre heute mein Gast zu sein.“

Bescheiden und jedem Prunke abhold wich der General allen Feierlichkeiten und Begrüßungen aus. Nichts war ihm unangenehmer, als wenn man ihn auf seinen Reisen mit Jubel und Lärm empfing. Und doch freute sich das Volk ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen! Trotz der strengsten Befehle die erlassen wurden um jede Ansammlung und jede feierliche Begrüßung zu vermeiden, ließ sich das Volk die Freude nicht nehmen, seinen Wojwoden gebührend zu empfangen. Gleichviel ob Serben oder Deutsche, alle wetteiferten, um den lang-ersehnten Feldherrn und Landeschef mit Jubel zu begrüßen. Einige köstliche Episoden, die wir der schon öfters erwähnten Quelle verdanken, sollen dem Leser ein Bild sowohl von der Begeisterung die damals im Volke herrschte, als auch von dem Character des Mannes geben der durch wahrhaft seltene Tugenden hervorleuchtete.

Als der Wojwode auf seiner Reise in St. Tomas anlangte, wurde er von der Bevölkerung in der feierlichsten Weise eingeholt. „Warum habt Ihr mir das angethan, da ich doch befohlen habe daß jeder

feierliche Empfang zu unterbleiben hat?“ — „Allverehrter Woiwode“, lautete die Antwort des Stadtoberhauptes „Seit 155 Jahren ist es wieder das erstemal, daß die Serben in Dir' ihr nationales Oberhaupt begrüßen dürfen. Du darfst uns daher nicht verargen, wenn wir alle erschienen sind, um Dich zu sehen und Dich willkommen zu heißen.“ — „Sehet Ihr denn nicht vor Euch das feindliche Lager. Im Angesichte des Feindes macht man nicht Feierlichkeiten.“ — „Den Feind fürchten wir nicht. Es lebe der Woiwode!“ erscholl es nun wie aus einer Kehle.

General S u p l i k a c hatte die besondere Gabe sich in der höchsten Aufregung und im größten Zorne zu beherrschen und Gefühlsausbrüche in einem milden Lächeln ausklingen zu lassen. Bei seiner Fahrt durch die Stadt St. Tomas umschwärmten seinen Wagen eine Menge geschmückter Reiter, darunter einer, der sich hervorthun und dem Woiwoden sein prächtiges Pferd besonders auffällig machen wollte. Bei einer Biegung der Straße scheuten nun die Wagenpferde des Woiwoden vor einer Schaar aufflatternder Gänse, die das ungestüme Pferd unseres jungen und waghalsigen Koffebändigers aufgeschreckt haben mochte. Es hätte nicht viel gefehlt und der General wäre aus dem Wagen geschleudert worden. Nur ein glücklicher Zufall verhinderte das Unglück. Der General gerieth in Zorn. Da nähert sich ihm ganz zerknirscht der junge Bursche, dessen Pferd das Unheil angestiftet hatte mit bittender Miene. Schnell war aller Zorn aus dem Antlitz des Generals verfliegen und mit milder eindringlicher Stimme sagte er: „Da haben Sie's. Sie rufen immer Es lebe der Woiwode! Und wenn der Wagen jetzt umgestürzt wäre und der Woiwode den Hals gebrochen hätte, was hätte er dann von ihrem Živio (Er lebe).“

Einem Deputationsführer in Turia, der ihn mit einer Ansprache begrüßen wollte, fiel er in die Rede mit den Worten: „Ich bitte Sie, halten Sie ein. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Allein thun Sie mir den Gefallen und erlassen Sie mir die Anrede anhören zu müssen. Sehen Sie, ich war in Karlovič acht Tage krank. Wissen Sie wovon? Von den vielen Anreden, die ich habe hören müssen und die mir im Leibe stecken geblieben sind. Wenn Sie mir Gesundheit wünschen, dann begnügen sie sich mit diesem Händedruck und meinem Danke!“ Natürlich unterblieb die geplante Ovation.

In Glogon, woselbst der General in den dreißiger Jahren als Hauptmann in Station gelegen war, hatte er einen Jugendfreund und Alters-

genossen Namens Andreš. Die Deutschen Glogon's, die Šuplićac innig verehrten, ließen es sich nicht nehmen ihn feierlich zu begrüßen. Seinem guten Andreš zuliebe, der Ortsvorsteher war, gestattete der Wojwode die so streng verpönte Ovation. Dafür mußte sich Andreš verpflichten, bei der Abreise des Generals keinerlei feierliche Abschieds-scenen zu gestatten. Als nun Šuplićac am nächsten Morgen den Ort verließ, herrschte in demselben der Verabredung gemäß Todtenstille. Nur der treue Andreš sollte ihm eine Strecke Weges das Geleite geben. Kaum hatte man aber die Gemarkung des Dorfes überschritten, als sich von allen Seiten Hoch- und Zivio-Rufe vernehmen ließen und das Fahnen- und Tücher-schwenken kein Ende nahm. „Nein, Du bleibst doch Dein Leben lang der alte Š. . .“ rief der General dem Andreš fast zürnend zu. „Excellenz“, antwortete dieser sofort, „auf dem Gebiete meiner Gemeinde habe ich die Ovation untersagt. Hier stehen wir aber bereits außerhalb der Gemarkung des Dorfes, wo ich nichts mehr zu sagen habe. Die Schlingels haben Ihnen und mir ein Schnippchen geschlagen.“ Natürlich war das Ganze eine kleine Intrigue des guten Freundes Andreš, dem der Wojwode beim Abschied die Hand schüttelte und sich bei ihm mit den herzlich gesprochenen Worten verabschiedete: „Nun ja, mein Andreš, ich sehe Du bist unverbesserlich. Lebe wohl!“

Das Verhältnis des Wojwoden zum Patriarchen war während dieser ganzen Zeit ein gutes, wenn sich auch der letztere zeitweise in Dinge einmengen wollte, die außerhalb seines Wirkungskreises lagen. Rajačić hatte zu lang die Leitung der politischen und militairischen Angelegenheiten in seiner Hand gehabt, als daß er sich so ohneweiters jeder Einmischung in die ihm lieb gewordene Beschäftigung enthalten hätte. Überdies hatte er eine gewisse Schwäche für das Militairische; seine böswilligen Feinde sagten ihm sogar nach, daß er mehr vom Soldaten-Handwerk als von seinem kirchlichen Berufe verstehe. Indessen Rajačić, wie man weiß, stellte, trotz vieler Schwächen die er besaß, in jener Zeit seinen ganzen Mann und verstand es ebenso der Kirche vorzustehen als die Politik zu leiten. Allerdings geschah es manchmal, daß er mit dem Wojwoden in Collision gerieth; doch war es stets Šuplićac, der in gewohnter vornehm ritterlicher Weise alle Differenzen beilegte und selbst den sonst autoritativen Patriarchen zwang die Wojwodemwürde zu respectiren. Als im November 1848 Šuplićac, um den militairischen Operationen näher zu sein, sein Haupt-Quartier nach

Pančova verlegte und sein Chef des General-Quartiermeister-Stabes Hauptmann Stefanović für einige Zeit noch in Karlowitz zurückblieb, um die Verbindung zwischen dem Haupt-Quartier und dem Sitz der Regierungs-Centrale zu unterhalten, wendeten sich mehrere Lager-Commandanten an die Militair-Kanzlei mit der Bitte um Vermehrung der Geschütze. Da man die Überzeugung gewonnen hatte, daß das Verlangen derselben gerechtfertigt war, so wurden andere Lager-Commandanten, die Kanonen in größerer Anzahl besaßen, angewiesen einen Theil ihres Geschütz-Materials abzugeben. Der Befehl kam aber nicht zur Ausführung, da es hieß, der Patriarch habe diesbezüglich anders verfügt. Als sich Unzukömmlichkeiten solcher Art, die auch auf die Disciplin störend wirkten, wiederholten, entschloß sich der General dem Patriarchen klaren Wein einzuschenken. Er langte plötzlich in Karlowitz an. „Eure Heiligkeit“, redete Šuplika c den ganz erstaunten Patriarchen an, „haben fünf Monate lang mit Geschick und Glück die Truppen befehligt. Ich bin daher, wie ich sehe, vollkommen entbehrlich, denn Sie werden auch weiter das Commando mit Sachkenntnis führen, wie ja das Ihre Dispositionen der jüngsten Tage beweisen. Ich aber, der ich unter solchen Umständen hier nichts mehr zu thun habe, kehre zur Armee nach Italien, die ich so ungern verlassen habe, zurück. Ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen.“ Man kann sich die Bestürzung des greisen Kirchenfürsten denken, als Šuplika c mit ernster aber ruhiger Miene die inhaltschweren Worte sprach. Der Patriarch beschwor den Woiwoden zu bleiben. Nie mehr fiel es Kajačić ein, sich in militairische Angelegenheiten zu mengen; ohne Widerrede erkannte er die oberste militairische Autorität des Generals an.

So war der Mann beschaffen, dem die Aufgabe zufiel in so schwieriger Zeit eine ganze Nation zu leiten und gleichzeitig die militairischen Operationen gegen einen bei weitem stärkern und besser gerüsteten Feind zu leiten. Er hatte auch die Eignung hiezu. Überall fühlte man den Einfluß des Generals. Ein neuer Geist schien alles zu beherrschen. Wahrlich man konnte die neue Woiwodenschaft nicht mehr erkennen. An Stelle des alten Haders der Parteien und Personen war Einigkeit getreten, im Heere herrschte wieder Disciplin und Ordnung, die Begeisterung für den edlen Mann der an der Spitze der Geschäfte stand erfüllte alle mit froher Hoffnung. Überdies kamen von Wien gute Nachrichten. Die Oelmützer Ereignisse veränderten auch die Stellung der Serben.

Nunmehr gab es keinen Zweifel mehr, daß der Kampf des Volkes für des Kaisers Sache ein legaler und daß der Feind, gegen den man focht und vor dessen Angriffen man sich schützen mußte, ein Rebelle war.

Trotz mancher Befürchtungen wegen der drohenden Übermacht der Ungarn begannen denn doch die militairischen Operationen unter den denkbar besten Auspicien. Am 5. December 1848 eröffnete der Feind die allgemeine Offensive und begann den Angriff auf fast sämtliche serbische Positionen. Die ausgezeichnete Disposition des Generals, sowie Knićanin's außerordentliche Tapferkeit brachten den Serben bei Tomaševac einen glänzenden Sieg. Leider folgte kurz darauf am 12. December der Fall des kaiserlichen Lagers bei Mlibunar. Das aus Weršchetz vordrückende Corps des Generals Damjanić griff das serbische Lager an. Das Dorf wurde vom Feinde angezündet, worauf dieser in der Richtung gegen Nordwest über Slandža und Jarfovac also direct auf Tomaševac marschirte, ohne weiters die gegen Pančova retirirenden Serben zu behelligen. General Šuplikac nahm sein Haupt-Quartier in Neudorf, in welchem Orte er seine Streitkräfte concentrirte. Hauptman Michl Jovanović rückte mit seiner Brigade aus Mlibunar ein, ihm folgten die Deutsch-Banater und Serbisch-Banater Gränzer, ja selbst Knićanin wurde zum Verlassen des Lagers bei Tomaševac beordert und stand schon am 14. December im Lager bei Neudorf. Der Woiwode hatte den Operations-Plan des Feindes durchschaut. Für den 15. December war nämlich ein allgemeiner Angriff auf Tomaševac von zwei Seiten nämlich von Groß-Becskerek und von Damjanić aus Weršchetz festgesetzt worden. Zu diesem Behufe mußte Damjanić das Lager von Mlibunar sprengen und Knićanin bei Tomaševac in den Rücken fallen. Nach völliger Vernichtung oder Gefangennahme des letztern sollte erst gemeinsam der Marsch nach Pančova, dem größten und wichtigsten Depotplatze der österreichisch-serbischen Armee angetreten werden.

Der General hatte die Situation rasch überblickt und handelte dementsprechend. Es galt vor allem das Corps Damjanić, bevor es seine Vereinigung mit der von Groß-Becskerek kommenden Haupt-Colonne vollzogen haben würde, sei es bei Tag oder Nacht aufzusuchen und es für die weitere Operation auf Pančova kampfunfähig zu machen.

Am 14. December Nachmittags setzten sich der Disposition des Generals zufolge sämtliche Truppen gegen Samoš und Jarfovac in

Bewegung, da man im letzteren Orte General Damjanic mit Sicherheit anzutreffen glaubte. Die Truppen langten nach Mitternacht vor Zarkovac an. Die Serben griffen unverzüglich an. Zwei Sechspfünder waren im Nu erobert; heillose Verwirrung bemächtigte sich der in den Quartieren liegenden nichts ahnenden Ungarn. Der General erfocht einen vollkommenen strategischen Sieg, denn Damjanic mußte über den Canal nach Neuzina gehen und von da einen Theil seiner Truppen nach Bersehet zurückschicken. Die geplante Operation gegen Pancova war von Grund aus vereitelt und die alte Position der Serben wieder hergestellt.

Die Kaltblütigkeit, mit welcher Suplikac im heißesten Gefechte seine Anordnungen traf, der scharfe Blick der mit Leichtigkeit die Stellung und die Absichten des Feindes zu errathen vermochte, die Vorsicht mit der er die Disposition zur Schlacht gab, und dabei die Entschlossenheit mit der er im geeigneten Momente in Action trat, das alles waren Eigenschaften die seine Officiere und Truppen mit Siegesicherheit erfüllten und bei jedermann die Bewunderung und Begeisterung für den Führer erhöhten.

Die Affaire bei Zarkovac war die erste, in welcher Suplikac in Person commandirte: sie sollte auch die einzige bleiben! Nach dem Siege von Zarkovac galt es Vorbereitungen gegen den ungarischen Hauptanschlag zu treffen. Im österreichischen Haupt-Quartier war man sich nur zu gut bewußt, daß Damjanic die erlittene Schlappe nicht ungerächt lassen werde. Auch schienen die Ereignisse die sich bei der ungarischen Hauptarmee abspielten nicht darnach angethan, daß man hoffen durfte, die Banater Armee werde unthätig bleiben. Der General fing an lebhaft Besorgnisse zu hegen. Es gebrach dem Armee-Corps insbesondere an Cavallerie und Artillerie. Aber auch an Infanterie litt man Mangel. Mit rastlosem Eifer arbeitete der General an der Completirung seines Corps. Zu diesem Behufe wurden Verhandlungen mit der serbischen Regierung eingeleitet. Diese versprach neuangeworbene Freiwillige, darunter beurlaubte Beruf-Soldaten, herüberzuschicken. Es war dies eine bedeutende Verstärkung der Truppe Knicanin's. Schon in den nächstfolgenden Tagen sollten 10.000 dieser auserlesenen Kerntruppen aus dem Fürstenthume zu der Armee des Voivoden stoßen.

Wie freute sich Suplikac, daß es ihm in so kurzer Zeit gelungen war, seine Armee erheblich zu verstärken! Und wie groß war erst seine

Freude als an demselben Tage ihm und der Nation eine noch größere und schönere Überraschung zu Theil werden sollte!

Am 27. December 1848 morgens hatte ein Courir nach Pančova die Kunde gebracht, der Kaiser habe ihn zum Wojwoden der serbischen Nation ernannt, ihm den Orden der Eisernen Krone I. Classe verliehen und ihn zugleich zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. Diese dreifache Auszeichnung rührte das Herz des alten Soldaten, doch schien er seine Freude bemeistern zu wollen und arbeitete den ganzen Vormittag in seinem Cabinet. In seiner Gesellschaft befand sich General-Major Lužetić, der noch vor Ausbruch des Krieges in Pančova Brigade-Commandant und nicht zu bewegen war sich der nationalen Bewegung anzuschließen. Beide Generale hatten enge Freundschaft geschlossen.

Die Ankunft des serbischen Hilfs-Corps das der Wojwode begrüßen wollte, war für drei Uhr nachmittags angefangen. Šuplićac ritt über die große Bavanistaer Straße zum Ostrande der Stadt hinaus, woselbst die Truppen bereits aufgestellt waren. Es war ein sonniger heiterer aber trotzdem eisig kalter Tag. In seiner Begleitung befanden sich der neu ernannte Corps-Adjutant Hauptmann Janoš, der General-Stabsofficier Hauptmann Stefanović und noch mehrere jüngere Officiere, die zur ständigen Suite gehörten. Šuplićac ritt den Truppen entgegen. „Seid willkommen, Helden und Brüder“, rief er sie an „die Welt blickt auf Euch und nimmt wahr wie Brüder Brüdern zu Hilfe eilen!“ Er hatte kaum die Worte gesprochen, als ihn ein Husten befiel, der in einen unbezwinglichen Brustkrampf überging. Er hatte einen solchen Anfall bereits vor nicht langer Zeit in Semlin, doch gelang es, ihn damals zu retten. Man tritt den Rückweg an. Der Husten erneuert sich aber in höherem Maße. Seine beiden Adjutanten helfen ihm vom Pferde und führen ihn in das nächste Haus am Ostrande der Stadt, das die Numer 1634 trägt. Man öffnet ihm die Uniform und nimmt die Halsbinde herab. Man reibt ihn mit einem Tuch; doch vergebens. Er weist auf den Hals. Die Erstickungsanfalle werden immer häufiger. Einen Arzt gibt es leider nirgends in der Nähe. Hauptmann Stefanović breitet seine Arme aus, so daß der Wojwode seinen Kopf auf des Officiers Brust anlehnen kann. Nur noch einige Zuckungen und der Wojwode ist eine Leiche. Ein Schleimschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Es war ein tragisches Zusammentreffen von erst so viel Freude und jetzt so viel Schmerz. Seit hundertsechzig Jahren zum erstenmal hatten die österreichischen Serben den Traum eines nationalen Oberhauptes verwirklicht gesehen, und flüchtig wie ein Traum war es mit der Wirklichkeit vorbei.

Kein Serbenauge blieb trocken als die Kunde von dem unerwarteten Hinscheiden des verehrten Führers durch alle Gauen drang. Am 29. December wurde der Leichnam in feierlichem Zuge nach Semlin überbracht, vom Donau-Ufer in die Kirche geleitet, wo angesichts des mit der neuen Ordens-Decoration geschmückten todtten Mannes das kaiserliche Manifest und das Schreiben des Grafen S t a d i o n verlesen wurden. Am 31. ging der Leichenzug, in allen Dörfern auf der sieben Meilen langen Strecke mit kirchlichen militairischen Ehren empfangen nach dem byrnischen Kloster Kruscdol, in dessen Gräften die irdischen Reste der früheren Woiwoden ruhen: zwischen Georg B r a n k o v i ć II. und dem Vice-Woiwoden R a š k o v i ć fand der todtte Š u p l i ć a c seine Grabstätte.

Schon nach wenigen Tagen holten die Ungarn zu einem Hauptschlag gegen die Serben aus. Unter den Befehlen M a y e r h o f e r's, den der greiße Patriarch zur provisorischen Übernahme des Commandos vermochte, errang die österreichisch-serbische Armee bei Pancova einen der glänzendsten Siege über General K i š, welchem später die Einnahme von Wersegez und die Räumung des Banats durch die Ungarn folgte.

Der Sieg von Pancova war gleichsam die Apothese des letzten serbischen Woiwoden. Der Geist und die Tüchtigkeit der kleinen aber muthigen Armee war und blieb ein Verdienst des unermüdlichen und edlen Mannes, dem es innerhalb kurzer Zeit geglückt war aus zwar muthigen, aber ungeschulten Kriegshaufen eine kriegstüchtige Truppe zu schaffen, die in der Folge dem Feinde mehr als diesem lieb sein konnte zu thun gab und selbst eine Reihe ruhmreicher Siege zu erringen vermochte. Mögen die voranstehenden Zeilen dem Verdienste dieses edlen Mannes gewidmet sein und mögen sie dazu beitragen, daß in weiteren Kreisen die Erinnerung an ihn wacherhalten bleibe.





Das süße Becken.

Eine algierische Volksfage.¹⁾

Von Eugène Obermayer.

Es war einmal ein Sultan, der unter seinen übrigen Reichthümern einen ausgedehnten tiefen Teich voll des süßesten Syrups besaß. Dieser Teich, der vielmehr ein wahrer See genannt zu werden verdiente, war der Stolz seiner Dynastie, gibt es doch keinen zweiten in ganz Afrika.

Jeder Rechtgläubige begreift wie empört er durch die Meldung wurde, es sei erwiesen, daß diebische Hände sich an dem bisher unberührten bräunlichen Zuckerdicksaft versündigen. Man hatte deutliche Spuren dieses gottlosen Räubers gefunden; ließ man ihn ungestraft gewähren, stand zu befürchten, daß er sich immer mehr der köstlichen Flüssigkeit aneigne, den unvergleichlichen Schatz, der inmitten unbewohnter Thäler frei da lag, immer häufiger heimsuche.

Nach entschloßen schuf der Sultan ein neues Hofamt; er schrieb die Stelle eines Schatzmeisters seines wunderbaren Sees aus.

Kaum hatte sich diese Nachricht verbreitet, erbat der Stier eine Audienz, um seine Ansprüche auf diese Ehrenstelle geltend zu machen. Von Geburt kein Redner, begnügte er sich, seine langen starken spitzigen Hörner zu zeigen. Übrigens, selbst in dem Falle daß sie weniger einschüchternd wären, verbürgte ein Blick auf sein makellos weißes Fell die edle Abstammung des kühnen Bewerbers. In seinen Adern konnte nur blaues Blut kreisen.

Der Sultan verhehlte sich keineswegs, daß die Vorfahren unseres Stieres nie durch ihre geistigen Anlagen gegläntzt, anerkannte jedoch anderseits, daß sie sammt und sonders den Ruf, ja den Ruhm von Helden

¹⁾ Meinem eingebornen Krankenwärter in Temcen nachgezählt.

genossen hatten. So übertrug er ihm denn aus Achtung vor seiner Abstammung das neue Hofamt.

Raum ernannt, begab sich unser Held zur Stelle. Ein unermüdlicherer Diensteifer läßt sich kaum denken; kaum war er von einer wachsam durchstreifung des ganzen ihm anvertrauten Gebietes zurück, unternahm er eine neue Rundreise. Bezog er etwa besondere Tagegelber? Ich konnte es nicht erfahren, wohl aber ward mir versichert, daß der hohe Herr nach jedem Umkreis um den ihm anvertrauten Schatz sich herabließ, laut, herausfordernd und drohend, wahrhaft fürchterlich zu brüllen. Meilenweit trug das Echo diesen schauerlichen Kampfruf, meilenweit zitterten alle Thiere vor diesem pflichtgetreuen Vertrauensmann des Großherrn. Der Schrecken, den er verbreitete, war der eines Panthers. Wahnsinn schien es auch nur zu vermuthen, irgend ein lebendes Wesen könnte, gewarnt durch solche eine Herausforderung, sich vermessen mit ihm zu kämpfen. So übermüthig, so tollkühn war weder einer der umwohnenden Leibeigenen, noch irgend ein wildes Thier. Die Kriegslust des neuen Würdenträgers war sonach eine gelungene.

Nachdem auf diese Weise alle hinreichend eingeschüchtert, schien nichts sicherer, als daß der unbekannte Missethäter sich nie mehr vorwagen würde. Hievon war der Sultan, Dank seiner Erfahrung, noch mehr überzeugt als selbst die klügsten seiner Beamten: die Bösen einschüchtern ist das wirksamste Schutzmittel gegen alle verbrecherischen Gelüste. So stand denn alles gut.

Allein Sie dürfen nicht vergessen, welch ungemein listiges unverschämtes Thier so ein Hase ist. Fragen Sie nur bei dem nächsten besten Neger an. Nun denn, dieser Dieb, dieser Räuber, dessen Frechheit unsern Sultan außer Rand und Band brachte, war kein anderer als ein Hase. Seien Sie also auf Schelmenstreiche gefaßt.

Der Schurke läßt nicht lang auf sich warten. Syrup trinken, aus dem süßen Becken hinreichend schöpfen, um seine langohrige Familie zu erquicken, das war schon eine liebe Gewohnheit des leichtsinnigsten aller Kammler; dazu die Aussicht, sich über einen vierschrotigen Riesen lustig zu machen, ja noch mehr, an ihm sein Mütthchen zu fühlen! Es ließ ihn nicht mehr mit offenen Augen schlummern.

Er nahm die feinste seiner Guitarren mit sich und eilte zum See. Ein helles Mondlicht hatte dessen Oberfläche wie versilbert, auch nicht der leiseste Windhauch bewegte sie, an den vereinzelt Cedern und Myrthen des Ufers rührte sich kein Blatt, die ganze Gegend lag im Schlaf.

Nur der getreue Hüter des süßen Beckens wachte. Und nun stellen Sie sich sein Erstaunen vor, als er jählings die erste Strophe eines Liedes vernahm, das den Ruhm eines Stieres ohne Furcht und Tadel feierte, es war als ob es ihm auf den Leib geschrieben wäre.

Allein Sie irren, wenn Sie vermuthen, daß ihm diese Lobhudelei gefiel. Davor schützte ihn seine angeborne gesunde Vernunft, die ihm gleichzeitig die nahende Gefahr verrieth. Er fühlte, jetzt in diesem gefährlichen Augenblicke gelte es mehr als je seine gediegenen Grundsätze zu bewähren.

Er näherte sich gemessenen Schrittes dem Sänger, der ihm seinerseits — so eben hatte er die letzte Strophe beendet — einen tiefen Bückling machte.

Gut, recht gut, Bruder Hase, sprach er mit der bezaubernden Herablassung großer Herren. Sie verdienen von dem Sultan gehört zu werden; lassen Sie sich aber ja nicht einfallen mit Ihrer seltenen Kunst meine Wachsamkeit einzulullen. Daß Sie es nur wissen, ich halte hier persönlich Wache, ich thue und werde es immer thun. Die Pflicht, die Ehre vor allem!

Hierauf erwiderte der Hase: Einlullen? Seit wann wäre dies die Absicht von uns Sängern? Und sollte es dennoch diese sein, so könnte es am wenigsten die meinige sein. So ein großer Herr Sie auch seien, dürften Sie doch wissen, daß wir Hasen nur Wasser trinken. Das unbedeutende Liedchen, in dem ich Ihre majestätische Erscheinung zu preisen versuchte, kann Sie unmöglich beleidigen. Wo immer Sie sich zeigen, bleibt selbst der Schakal vor Erstaunen stehen . . .

Du, singen Sie nach Herzenslust, entgegnete der Stier. Ja, er fügte sogar hinzu: Es soll mich vergnügen.

Nach diesen Worten machte er es sich dem Hasen gegenüber bequem, indem er sich an den Stamm einer Palme lehnte und glogte ihn an. Der fahrende Sänger nahm dies nicht krumm, er stimmte seine Guitarre und trillerte ein wirklich reizendes Liedchen. Ehe der Stier noch ein passendes Wort des Beifalls gefunden, wagte der Hase, der den einschmeichelnden Eindruck seines Solos bemerkte, die Frage wieso es komme, daß er jetzt, beim Vollmond, auf der Stirne seines hohen Zuhörers einen schwarzen Fleck entdecke. Ich habe, sagte er kleinlaut, diesen garstigen Schmutzleck nie bei Ihnen bemerkt; er bringt mich ganz außer Fassung.

Darüber ereiferte sich der Schatzmeister; er sei lilienweiß geboren und werde lilienweiß sterben, der Hase sei wahrscheinlich schneeblind oder verblendet, und dergleichen beleidigender Behauptungen mehr, die dem wehrlosen Sänger so wenig geheuer schienen, daß er unter tausend Entschuldigungen mit heiler Haut davon zu kommen suchte.

Dieser angebliche Schmutzleck, der unmöglich ein angeborenes Mal sein konnte, ärgerte den Stier ganz unbändig. Er besann sich nicht lang; einige gewaltige Sprünge schnitten den Rückzug des Flüchtlings ab.

Nur keine Angst, rief er ihm zu, ich bin ein guter Bursche und lasse mir einen Scherz gefallen. Ich glaube also an diese Makel, die Sie so verblüfft. Sieht dieser schwarze Punkt auf meiner Stirne, so kann er nur

durch einen garstigen Zufall hingelangt sein und . . . Sie werden ihn gefälligst sogleich entfernen.

Wer? ich? wie? knirschte der Hase.

Nehmen Sie nur den Strauch zu Hilfe, der sich an diese Palme lehnte, und schwingen Sie sich auf meinen Rücken, befahl der Riese. Muth, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort mich nicht zu rühren.

Der schlaue Hase hatte diesen Befehl herbeigewünscht, doch benahm er sich absichtlich mit ängstlichem Ungeschick; kaum war er jedoch oben, löste er flugs das Lederband seiner Guitarre, während er mit den Füßen zwischen den Hörnern des Gestrengen krabbelte. Einen Augenblick später war der Stier mittelst eines seiner Hörner an die Palme gebunden. Es war im Handumdrehen vollbracht, der Vertrauensmann des Sultans schmählich gefangen.

Die übermüthige Freude des Siegers läßt sich nicht schildern; er tanzte wie toll auf dem breiten Rückgrat des Besiegten, der sich diesen Schimpf so sehr zu Herzen nahm, daß er weder zu brüllen vermochte.

Gräßliches Schicksal! Abscheuliches Loos! Der Stier, dieses edle Thier, mußte die schmachvollsten Schandthaten eines gemeinen Hasen geduldig ertragen. Nachdem dieser endlich seine Rache gekühlt, sprang er hernieder, trank sich an dem köstlichen Nafs satt, füllte seine Feldflasche (calebasse) und schleuderte schließlich aus purem Übermuth so viele Steine ins Becken, daß dessen Ufer mit der klebrigen Flüssigkeit ganz besprengt waren. Hierauf wünschte er dem unglücklichen Stummen angenehme Ruhe und ging seiner Wege.

Im Morgenroth kam der Sultan, der stets die Hitze mied, am Gestade des Sees lustwandeln. Er war sprachlos vor Entrüstung, als er seinen gefangenen Günstling erblickte. Er befahl ihn sogleich zu befreien, hörte ungläubig alle seine Rechtfertigungen an, und entließ ihn mit der Bemerkung, der letzte schlechteste Dohse hätte sich nicht alberner benehmen können. Der Stier seinerseits versicherte, dieser Hase müße der Teufel in eigener Person gewesen sein, es sei jedenfalls nicht mit natürlichen Dingen zugegangen; jedoch der Monarch blieb bei seiner Ansicht. Der Stier wurde für immer vom Hofe verwiesen. Oh, seine armen großen Augen! Sie können fürder nur mehr Blut weinen.

Es währte wahrlich nicht lang, bewarben sich mehrere große Bierfüßler um das erledigte Hofamt. Der Sultan ernannte den ersten mit Zuversicht, den zweiten schon zögernd, den dritten mit Mißmuth. Er kam immer auf dasselbe heraus; jeder schwur es sei an den Ufern des süßen Beckens nicht geheuer und dergleichen Ausflüchte mehr. Da wurde dem Sultan angst und bang. Der Syrup seines Reiches nahm fast schon sichtlich ab; wie wenn es so weit käme, daß seine Erben ihn der fahrlässigen Verwaltung des Familienschatzes anklagen könnten?

In diesen trübseligen Gedanken ward ihm gemeldet, eine Schildkröte sei um eine Audienz eingekommen. Sie wurde ihr gewährt. Der hohe Herr mußte unwillkürlich lächeln als er die Bitte des schwerfälligen kriechenden Thieres, ihm das schwierige Hofamt anzuvertrauen, vernahm. Sie aber ließ sich nicht abweisen; sie erklärte sehr wohl zu wissen, daß der Stier, ein Leoparde, sogar der schlaueste aller Füchse schließlich mit Schand und Spott abziehen mußten, „doch“, rief sie mit erhobener Stimme, „mich entmuthigt dies nicht im geringsten, im Gegentheil!“ Sie ersehne die Gelegenheit, dem Sultan, dem ganzen Morgenlande zu beweisen, daß sie, obgleich unahnsehlich, Kopf und Herz am rechten Fleck habe.

Woher dieser Ehrgeiz, diese Zuversicht kam? Obgleich es erst später bekannt wurde, kann ich es Ihnen sogleich verrathen. Die kluge Kleine hatte schon wochenlang unter den schattigen Zwergpalmen, die den Teich umsäumen, gewieilt, gelauert und ihre Beobachtungen stündlich, täglich eingetragen. Für sie war sonach der bisher stets siegreiche Dieb kein böser Geist, nur ein schwächlicher Hase. Es kam darauf an, verschmizter als er zu sein. Das schien ihr federleicht. Daher jene zuversichtliche Beredsamkeit durch die sie erreichte, daß ihr für den Fall des Gelingens ihrer Mission ein Bestallungsbrief in aller Form Rechtens übergeben wurde, der sie unter einem der Verpflichtung enthob, den gefangenen Missethäter in eigener Person dem Gerichte einzuliefern.

Von der feierlichen Abschiedsaudienz unseres gepanzerten Helden ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen; ebenso wenig erfuhr man wie sie es zuwege brachte schon mit dem ersten Sonnenstrahl am Kampfplatz zu erscheinen. Unverzüglich verfügte sie sich an jene Stelle, wo der Hase gewöhnlich zu trinken, zu schöpfen pfl egte. Da waren die Ränder des Beckens nur wenig steil, auch befand sich daselbst ein gedankenloser Stein, dessen sich schon der Hase als Schemmel bediente. Nach reiflicher Überlegung beschloß die Schildkröte, koste es was es wolle, die Stelle des mitschuldigen Steines einzunehmen.

Sie redet ihn entschlossen an, er thut als höre er sie nicht. Mit Güte geht es nicht, so gilt es denn ihn mit Gewalt entfernen. Sie sucht ihm mit Händen und Füßen beizukommen, sie drückt und rückt aus Leibeskräften, und endlich, endlich stößt sie ihn in die methartige Fluth hinab. Ein schöner Erfolg; doch bleiben noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden.

Wir haben früher den eitlen Besieger des Stieres aus lauter Übermuth Steine ins Becken schleudern sehen; da es ungestraft geschah, wurde ihm diese Gassenläuberei zur zweiten Gewohnheit. An manchen der flacheren Ränder des Ufers entstanden durch den unter dem Gewicht der Steine aufspritzenden Syrup zahlreiche Stellen, die im Sonnenschein gar goldig glitzerten;

und eine derselben war es, die unsere zwar niedrig geborene Heldin in geistreicher Weise zu benutzen verstand. Sie kroch an das nächste klebrige Plätzchen heran, überwand alle Scheu und Angst und stürzte sich todesmuthig kopfüber darauf. Ihr Ansturm war so heftig gewesen, daß sie, sich überschlagend, auf ihren schwarzgrünen Rückenpanzer zu liegen kam. Im Nu sind alle ihre Hornschilde mit einem gelblichen Schleim überzogen. Noch eine Kraftanstrengung, da steht sie wieder und nimmt furchtlos den Platz des entfernten Steines ein.

Es war die höchste Zeit, der Feind, der Frevler naht. Er tritt mit aller Sicherheit auf, späht scharf nach allen Seiten: kein lebendes Wesen. Behende springt er auf seine alltägliche Unterlage. Er trinkt mit vollen Zügen, füllt seinen Flaschenkürbiß bis an den Rand, ist seelenvergnügt.

Plötzlich da ist es ihm als wäre er nicht krank und frei wie sonst. Er fühlt sich abgespannt, schwerfällig, fast wie gelähmt, kaum daß er sich auf den Beinen erhält; gehen, fortgehen kann er schon gar nicht.

Bewünschster Stein, ruft er, willst Du mich gleich loslassen? Soll ich Dich zerschlagen? Keine Antwort. Entrüstet versetzt er dem vermeintlichen Stein einen Schlag, einen so harten Schlag, daß seine Pfote angeheftet bleibt.

Hätte Dich, Verräther, schreit er nun, ich habe noch eine zweite! und er führt einen zweiten Schlag und auch die zweite Pfote ist unbeweglich.

Nun erst erkennt er seine gefährliche Lage: ihn fröstelt, er erblaßt, er zittert.

In seiner Bedrängnis, verfällt er aufs äußerste. Er versetzt der Schildkröte mit beiden noch freien Pfoten einen wuchtigen Schlag, jedoch . . . nun kann er sich gar nicht mehr rühren.

Nach einigen Augenblicken der Verzweiflung versucht der Wehrlose mit seinem Gegner zu unterhandeln, wird aber keiner Antwort gewürdigt.

Sein Los ist entschieden, das wird ihm jählings klar. Er schäumt vor Wuth, er will sein Leben wenigstens theuer verkaufen; wozu dienen ihm die noch immer freie Ruthe, die spizigen Zähne? Eitles Bemühen! Der Sieger kennt kein Erbarmen. Der dreiste Dieb hat Freiheit und Leben verwirkt.

Jetzt wurde der Stein zur Schildkröte. Das Gewicht ihres Gefangenen haftete so schwer auf ihr, daß sie nur mit Noth den nächsten Maulwurfshügel erreichte, wo sie ihre Flagge aufhißte. Die Stunde ihres Triumphes selbst zu beschleunigen, war ihr platterdings unmöglich.

Als Mann von Wort war der Sultan kurz darauf zur Stelle. Er war von der erfolgreichen List des kühnen Knorpelthieres geradezu entzückt. Auf sein Geheiß befreiten die Hofofficiere sie von ihrer Last, während die Eunuchen ein Ehrenzelt aufschlugen und der Schildkröte ein aromatisches Bad bereiten mußten. Der unansehnliche Sieger gelangte zu den ungewöhnlichsten Ehren. Der Sultan ernannte ihn zum Großschachmeister und täglich

mußte einer der Kammerherren ihm auf goldener Schüssel den saftigsten Krautkopf garnirt mit Paradiesfeigen und Kirschlorbinen vorsetzen.

Diese Auszeichnung währte so lang als der dankbare Sultan, der sich oft stundenlang mit seinem Günstling berieth, sein Herrscherrecht ausübte. Heute ist weder von dem Ehrenzelt, noch von der Schildkröte selbst eine Spur zu finden. Sie behaupten allerdings, der berühmte Großschakmeister lebe noch, er habe sich jedoch aus Gram über den Tod seines Gönners in die nahe Wüste zurückgezogen und werde auch dort seiner Klugheit wegen verehrt.

Dies dürfte sich wohl so verhalten. Bestimmtes konnte ich nicht erfahren, denn: Allah Allen! (Gott allein weiß die Wahrheit!)



Vereins = Mittheilungen.

Rechenschaftsbericht

47. General-Versammlung des österreichischen Volkschriften-Vereins

abgehalten am 23. April 1894

unter dem Voritze des Herrn Vereins-Präsidenten Sr. Excellenz
Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert.

Hochgeehrte General-Versammlung!

Indem ich Sie herzlich willkommen heiße und die 47. General-Versammlung für eröffnet erkläre, erlaube ich die Herren Excellenz Baron Schwarz-Szenborn und k. u. k. General-Stabsarzt Ghimani, die Verlesung des Protokolles über die heutige General-Versammlung gefälligst übernehmen zu wollen, und beehre mich nachstehenden Bericht zu erstatten:

Im verflossenen Jahre hat unser Verein herbe und schmerzliche Verluste erlitten durch das Ableben nachstehender Vereins-Mitglieder und zwar der Herren:

1. Bach Alexander Freiherr von, Dr. Excellenz in Wien.
 2. Bernhart Ferdinand, Med.-Dr. und Zahnarzt in Wien.
 3. Böhm Joseph, Professor in Wien.
 4. Haardt Albert, kais. Rath und Groß-Industrieller in Wien.
 5. Hofeneder Gustav, Realitätenbesitzer in Wien.
 6. Lechner Karl, Pfarrer in Pottenbrunn.
 7. Ledebur Franz, Graf, in Telnitz.
 8. Molitor Rudolf, Apotheker und Hausbesitzer in Wien.
 9. Rink Joseph, städtischer Markt-Commissär in Wien.
- Wiesler Alfons, k. k. Rechnungs-Revident in Prag.
* Joseph, Med.-Dr. in Wien.
er Eduard, k. k. Sicherheitswach-Inspector in Wien.

13. Springer Alois, Fabrikant in Wien.
14. Weitmann B. C., Gutsbesitzer in Baden.
15. Jana Joseph de Dr., Realitäten-Besitzer in Wien.
16. Zitterhofer Ambros, Pfarrer bei St. Ulrich in Wien.

und der Frauen:

17. Sourcy = Pillerstorff Clarisse, Gräfin, in Wien.
18. Lagusius Anna Edle von, Realitäten-Besitzerin in Wien.

In treuer Erinnerung an die obgenannten Mitglieder und Förderer unserer Vereins-Interessen und im Gefühle aufrichtiger Dankbarkeit für die stete Theilnahme, welche dieselben an den Bestrebungen des Vereines ungeschwächt zu nehmen bemüht waren, wollen wir ihnen ein anerkennungsvolles Andenken bewahren und dies durch Erheben von den Sigen zum Ausdruck bringen. (Die Versammelten erheben sich.)

In Betreff der Thätigkeit unseres Vereines im verflossenen Jahre nehme ich mir die Freiheit Nachstehendes zu berichten:

Im Laufe des Jahres 1893 wurden drei Ausschuß- und zwei Directions-Sitzungen theils unter meinem, theils unter dem Vorsitze des ersten Herrn Vice-Präsidenten Magistrats-Rathes Anton Böhm, abgehalten, in welchen nachstehende wichtigere Angelegenheiten berathen und beziehungsweise entschieden wurden:

Bezüglich der Durchführung der bei der 46. General-Versammlung gefassten Beschlüsse und zwar:

a) wegen Auffindens des Werkes des verstorbenen Herrn Joseph Bermann,

b) in Betreff der von Herrn Baron d'Albon angeregten Schaffung einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte wurde nachstehend entschieden:

ad 1) erklärte Herr General-Stabsarzt Dr. Ernst Chimani sich bereit, hierüber mit der ihm bekannten Familie und speciell mit dem Sohne des Verstorbenen Rücksprache zu pflegen und das Resultat sodann bekannt zu geben, welche Erklärung mit Freude angenommen wurde.

ad b) sprach zuerst der Kais. Rath Dr. Truxa und trat für die Herausgabe einer deutsch-österreichischen Literaturgeschichte befürwortend ein. Derselbe gab gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, daß es ihm unter seinen Bekannten, Freunden und den Gönnern des Vereines gelingen dürfte, zu diesem Zwecke ausgiebige Mittel aufzubringen, fügte aber zugleich bei, es müßte unbedingt dafür gesorgt werden, dem Vereine recht viele Mitglieder zuzuführen, dann erst wäre es dem Vereine möglich, einen größeren Betrag für das erwähnte Werk zu widmen.

Herr Professor Alexander Schauburg bemerkte hierauf, daß der Verfasser und Herausgeber der österreichischen Literaturgeschichte wohl ein großes

Lob ernten würden, der Verein aber nicht in der Lage sei, ein bedeutenderes materielles Opfer zu bringen und führte zur näheren Begründung das Beispiel an, daß, als das Werk „Maria Antoinette“ erschienen ist, der Verlag „Austria“ in Wien bedeutende Einbuße erfahren mußte. Unser Verein solle daher lieber solche Werke und Schriften herauszugeben trachten, welche für breite Volksschichten berechnet sind. Dem entgegen erwiderte Kais. Rath Dr. Truxa, er werde mit Herrn Eugen Baron d'Albon dennoch in Fühlung bleiben und das möglichste anwenden, daß die Herausgabe der Literaturgeschichte thatsächlich verwirklicht werde. Herr Franz Xaver Schuch drückte hierüber seine Meinung dahin aus, daß die Herausgabe der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte dem Vereine in pecuniärer Beziehung nur Schaden, nie aber einen Nutzen bringen würde; denn einen Absatz für derlei Werke werde man schwerlich finden können, wohl wäre es aber ein Ehrenpunkt des Vereines, ein solches Unternehmen nach Kräften zu unterstützen. Da im Übrigen der Umfang zc. eines solchen Werkes dem Vereine vorläufig unbekannt sei, so könne man sich der Sache ernstlich nicht annehmen. Der Vorsitzende erwidert hierauf, daß man in erster Linie klare Einsicht haben müsse, was der Verfasser der deutsch-österreichischen Literatur eigentlich bezwecke, ob es in die Rahmen des österreichischen Volksschriften-Vereines passe und ob dieses Werk für breite Volksschichten taugte, denn die Aufgabe unseres Vereines gehe dahin, nur derlei Werke, welche für das Volk berechnet sind, herauszugeben, während das Werk „Die deutsch-österreichische Literaturgeschichte“ doch nur für Gelehrte und gebildete Stände wäre, wobei er im Vorhinein bemerkte, daß die Auslagen für ein solches Werk eine Nebenrolle spielen sollte und müsse. Herr Anton Böhm stellt schließlich den Antrag ein fünfgliedriges Comité zu wählen, um über diesen Gegenstand weiter verhandeln zu können. Dieser Antrag wurde angenommen und hiezu ein Comité bestehend aus den Herren: Anton Böhm, Alexander Schauburg, Dr. Hans Maria Truxa, Dr. Ernst Chimani und Dr. Alexander Freiherrn von Helfert, eingesetzt, wobei zugleich beschloßen wurde, zur künftigen Berathung dieses Gegenstandes auch die Herren: Sr. Exc. Baron Schwarz-Senborn und Eugen Baron d'Albon einzuladen.

Am 22. April wurde die Wahl von zehn Directions-Mitgliedern vorgenommen und es erschienen als gewählt die Herren:

Böhm Anton,
 Brzezowsky Rudolf,
 Dohnel Franz,
 Dr. Herdegen Karl,
 Panholzer Johann,
 Kleindienst Franz,

Dr. Kiefler Franz,
 Kauscher Wilhelm,
 Schuch Franz und
 Dr. Truxa Hans Maria.

Sodann wurde am selben Tage in der Directions-Sitzung die Wahl von zwei Vice-Präsidenten vorgenommen und es erschienen als gewählt die Herren Böhm Anton als I. Vice-Präsident, Dr. Truxa Hans Maria als II. Vice-Präsident. Beide Herren haben die auf sie gefallene Wahl dankend angenommen und versprochen, die Vereins-Interessen in gewohnter Weise fördern zu wollen.

In derselben Sitzung wurde beschloßen, ein neues Mitglieder-Verzeichnis in Druck zu legen, in welches bloß die Vor- und Zunamen, dann der Charakter und die Wohnungs-Adressen eines jeden Mitgliedes aufzunehmen, hingegen die Auszeichnungen zc. in Wegfall zu bringen sind, weil es dem Vereine nicht genau bekannt ist, ob und welche Auszeichnungen oder Orden das eine und andere Vereins-Mitglied besitzen.

In der Ausschuß-Sitzung am 24. October 1893 wurde der Vorschlag des Herrn Professors Alexander Schauburg, betreffend die Hebung des Vereines und beziehungsweise des Vereinsvermögens, verlesen, worüber nachstehende Debatte eröffnet wurde:

Herr Schauburg proponirt: der Verein möge sich an die katholische Presse wenden, um für den Verein Propaganda zu machen, denn unter dem Publicum sei die Existenz unseres Vereines fast zu wenig bekannt. Herr Dr. Truxa erwidert hierauf, daß es dem nicht so ist, da das „Vaterland“ die „Kaisbacher Zeitung“ und noch andere Zeitschriften über unsern Verein alljährlich ausführliche Berichte veröffentlichen, und zwar nehmen sich der Sache wärmstens an die Herren Paul von Radics, Pfarrer Joseph Maurer und Fräulein Marie von Pelzelu zc.; leider sei der Erfolg dieser Kritik und Anpreisungen sehr spärlich.

Derselbe Herr führte weiters an, daß er im vorigen Jahre am Katholikentage zu Linz einen eingehenden Vortrag über die Wirksamkeit unseres Vereines hielt, welcher Vortrag zwar mit großer Freude angehört und hierüber sogar eine Resolution beschloßen, ja noch mehr, dieser Vortrag sogar in fast 6000 Exemplaren in Druck gelegt wurde und dennoch sei der Erfolg für unseren Verein gleich Null gewesen. Herr Dr. Karl Herrdegen sagte hierauf: die Intention des Herrn Schauburg ist sehr löblich und es soll ex professo etwas geschehen; der Verein solle im Laufe des Jahres hin und wieder von sich ein Lebenszeichen geben.

Herr Schauburg meinte, daß, wenn die Recensionen noch so schön sind, nicht aber immerwährend wiederholt werden, so werden dieselben

vergesen, daher erfolglos bleiben. Der Herr Vorsitzende hob hervor, daß, nachdem der anfangs erwähnte Antrag des Herrn Professors Schauburg viele Punkte in sich enthält, so wäre am besten, zur näheren Berathung desselben ein Comité und einen Referenten zu wählen, worüber dann in engerem Kreise eine entsprechende Entscheidung getroffen werden könnte. Monsg. Panholzer führte hierauf an, man solle über den Vorschlag des Herrn Schauburg allgemein und kurz entscheiden. Der Herr Redner kam sodann auf das bereits zu wiederholtenmalen besprochene Thema zurück, daß der Verein für das Volk practische Schriften patriotischen Inhalts herausgeben soll, dann dürften derlei Schriften für die Schulen angekauft werden und der Verein würde sich dadurch auch unter dem Publicum bekannt und populär machen, dann erst könnte der Verein recht viele Mitglieder gewinnen. Herr Dr. Truxa meinte, daß der Verein kein buchhändlerisches Unternehmen ist, übrigens auch keine namhaften Geldmittel besitzt; der Verein müßte derlei Schriften an die Buchhandlungen zum Verkaufe übergeben.

Herr Brzezowsky führte an, daß in Wien sogenannte Bestellanstalten existiren, man übergibt ganz einfach die Bücher einer solchen Anstalt und die versendet dieselben sodann an alle möglichen Buchhandlungen zum Behufe des Verkaufes, er meint daher, daß die Herausgabe von Jugendschriften für den Verein sehr rentabel wäre.

Es wurde ferner noch die Frage der Errichtung von Leih-Bibliotheken aufgeworfen, aber auch fallen gelassen, da der Verein keine Localitäten zur Verfügung hat. Hierbei machte Monsg. Panholzer die Bemerkung, daß die aus derlei Bibliotheken entlehnten Bücher von den Ausleihern zumeist in sehr beschmutztem Zustande zurückgestellt werden, daher diese Bücher kein Mensch mehr lesen will.

Herr Schauburg bringt vor, daß alle die hier gestellten Anträge und Vorschläge als eine Kette betrachtet werden müssen und der Verein solle daher trachten, klein anzufangen, dann wird derselbe mit der Zeit gewiß populär und bekannt werden.

Herr Egid Pfeifer führt noch an, der Verein möge alle die Anträge und Vorschläge als eine Anregung ansehen und dieselben nach und nach zur Durchführung zu bringen trachten.

Nun wurde die Resolution gefaßt, ein Comité zu wählen, welches alle diese Gegenstände einer näheren Berathung zu unterziehen und sodann einen definitiven Antrag zu stellen hätte.

In Ausführung dieser Resolution wurde ein Comité, bestehend aus den Herren: Dr. Herrdegen, Dr. Truxa, Panholzer und Brzezowsky gewählt und zugleich beigefügt, daß der Berathung auch der ur-

sprüngerliche Antragsteller Herr Alexander Schamburg nöthigenfalls beizuwohnen hätte.

Nun bringe ich zur geneigten Kenntnissnahme, daß unser Verein am heutigen Tage 491 Mitglieder und 3 Ehrenmitglieder zählt.

Ich habe noch ferner anzuführen, daß der Verein eine größere Partie von Büchern zum Behufe der Vertheilung derselben an Vereine, Schulen, Spitäler, Gefangen- und Strafanstalten, Lesezirkel zc. angekauft hat und es wurden unter Anderen theilt:

Herr Schumann Wenzel, Schloß-Beneficiat in Jungferndorf mit	72 Bänden
Das Pfarramt St. Agnethelen mit	25 "
Garnisonsspital Nr. 2 in Wien mit	38 "
Katholisch-deutsche Schule in Windhorst mit	18 "
Herr Leopold Beck-Widmannstetter in Marburg mit	23 "
Ortsgruppe österreichischer Handelsangestellter in St. Pölten mit	51 "
Herr Ebner, Cooperator in Mauer mit	10 "
K. k. Allgemeines Krankenhaus in Wien mit	28 "
K. k. Garnisons-Bibliothek im Arsenal in Wien mit	29 "
Pfarrbibliothek in Windisch-Garsten mit	31 "
Christlich-socialer Arbeiter-Verein in Wien mit	40 "
Jünglings-Verein in Wien mit	33 "
Vereins-Lesezirkel mit	200 "
Leseverein, katholischer, in Odenburg mit	23 "
Bibliothek in Mistelbach mit	60 "
Ortsgruppe des katholischen Volksbibliotheks-Vereines in Felix-	
dorf mit	60 "
Katholischer Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen in Wien	
mit	60 "

Zusammen . 801 Bände

wofür dem Vereine mehrere Dankschreiben zugekommen sind. Aus allen den obangeführten Thatfachen wird die hochgeehrte General-Versammlung die Überzeugung gewonnen haben, daß unser Verein stets bestrebt ist, sein Schärfflein zur Hebung des Patriotismus, der religiösen Gesinnung und allgemeinen Volksbildung nach Kräften beizutragen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, die sehr eifrige Thätigkeit unseres II. Vice-Präsidenten Herrn Kais. Rath Dr. Truxa, welche derselbe bei Förderung der Vereins-Interessen zu entwickeln bestrebt war und wodurch der Verein insbesondere in materieller Beziehung namhafte Hebung des Vereinsvermögens erfuhr, und die Thatfache hervorzuheben, daß derselbe dem Vereine nachstehende Herren als lebenslängliche Mitglieder mit einem einmaligen Beitrage von 50 fl. zuzuführen verstanden hat und zwar:

Rhomberg Adolf, Landes-Hauptmann von Vorarlberg, Stiftsbibliothek in Klosterneuburg, Siegeloben Rüdiger, Freiherr von Exc., Paar Karl, Fürst, Durchlaucht, Lobkowitz Jdento, Erbprinz, Durchlaucht, Schellhammer Karl, Banquier in Wien.

Ich bringe noch zur erfreulichen Kenntnis, daß im verfloffenen Jahre die Herren:

Nicolaus Dumba	50 fl.
Anton Böhm	25 "
Zusammen . 75 fl.	

dem Vereine als einen außerordentlichen Beitrag zur Förderung der Vereinsbestrebungen hochherzig gespendet haben, wofür den genannten Herren Dankschreiben zugemittelt wurden.

Ich fühle mich ferner sehr angenehm verpflichtet, den Herren Dr. Karl Herrdegen, Anton Böhm, Alois Freudhofmeier, Alexander Schaumburg, Egid Pfeifer, Julius Kundi, J. E. Fliedl und Dr. Hans Maria Truxa für die bereitwilligst übernommenen und gütigst besorgten Tendenzprüfungen von eingefendeten Aufsätzen, ferner dem Herrn Friedrich Steinebach für die unentgeltliche Überlassung des Aufsatzes „Das vierte Gebot“ für das diesjährige Jahrbuch den innigsten Dank auszusprechen.

Nun wolle die geehrte General-Versammlung zur geneigten Kenntnis nehmen, daß am 13. und bezw. 14. März l. J. die Rechnungs-Revision und Cassa-Scontrirung durch die Herren Rechnungs-Revisoren Franz Kleindienst und Alexander Schaumburg vorgenommen und sowohl die Rechnungen als auch die Vereins-Casse in vollster Ordnung gefunden wurden, für welche Mühewaltung ich den genannten Herren den besten Dank ausdrücke.

Die Cassa-Verwaltung hat nach dem Tode seines vielverdienten Vaters Kais. Rath Thomas Bauer Herr Jur. Dr. Maximilian Bauer im Verein mit unserem Vereinsbeamten Herrn Andreas Szec zur vollen Zufriedenheit der Direction und des Ausschusses geführt. Durch den genannten Herrn Szec wurden auch die auf das Vereinsgeschäft bezughabenden Schreiben und Correspondenzen in verfloffenem Jahre ordnungsmäßig erledigt.

Indem ich Ihren Majestäten, dem höchsten Vereins-Protector, den höchsten und hohen Herrschaften, sowie den k. k. Behörden und Gönnern, welche den Verein wohlwollend unterstützen und fördern, den tief ergebenen Dank des Vereines hiermit ausspreche und der kais. Akademie der Wissenschaften für die bereitwillige Überlassung dieses Saales zur Abhaltung der heutigen General-Versammlung bestens danke, schließe ich meinen Bericht und stelle an den Herrn Kais. Rath Dr. Truxa das Ersuchen den

Bericht über die Gebahrung mit den Vereinsmitteln gefälligst erstatten zu wollen."

Der genannte II. Vice-Präsident ergreift sodin das Wort wie folgt:

Hochverehrte Versammlung!

Unter Hinweis auf die, den verehrten Anwesenden mittels Post zugeseudete Einladung, aus welcher sowohl der Abschluß wie auch die Bilanz der Vereinsrechnung für das Solarjahr 1893 ersichtlich ist, erlaubt sich die Vereins-Direction über den Stand der Mitglieder, die Gebahrung mit den Vereinsgeldern und die außerordentlichen Beiträge folgendes mitzutheilen:

Die Anzahl der ordentlichen Mitglieder unseres Vereines betrug am 15. April 1893, als dem Tage der General-Versammlung für die Vereinsrechnung pro 1892 483
 Zugewachsen bis heute den 23. April 1894, als dem Tage der General-Versammlung über die Vereinsrechnung pro 1893 sind 36
 abgefallen bis eben dahin, durch Todesfälle, freiwilligen Austritt
 oder Sistirung ihrer Jahresbeiträge 26
 Mitglieder, demnach sind mehr zugewachsen um 10
 ordentliche Mitglieder; es beträgt also der effective Stand der ordentlichen Vereins-Mitglieder heute den 23. April 1893, als am Tage der
 General-Versammlung 493

Was die Gebahrung mit dem Vereins-Vermögen anbelangt, so betragen die Vereinnahmen im Jahre 1893 per 2606 fl. 37 fr.
 gegen jene des Vorjahres 1892 per 2699 " 60 "
 weniger um 93 fl. 23 fr.
 welche Minder-Einnahme zum Theile dadurch entstanden ist, daß im Vorjahre ein geringerer Betrag für verkaufte Bücher eingegangen ist als im Jahre 1892 während der „anfängliche Cassareff“ welcher in den obigen beiden Einnahmesummen mitspielt, in diesem Jahre nur 184 fl. 72 fr. beträgt, während dieser Rest im Vorjahre sich auf 217 fl. 62 fr. belief.

Ebenso stellen sich Barausgaben für das Jahr 1893 per 2539 fl. 19 fr.
 gegen jene vom Jahre 1892 per 2731 " 90 "
 niedriger um 192 fl. 71 fr.
 welche Minderausgabe durch den geringeren Aufwand für angekaufte Bücher und durch die Einhaltung der möglichsten Oekonomie in den Kanzlei- und Regie-Auslagen motivirt wird.

Bei Vergleichung des reinen Activ-Vermögens pro
 1893 per 4947 fl. 03 fr.
 mit jenem pro 1892 per 4825 " 44 "
 ergibt sich die Vermögensvermehrung von 121 fl. 59 fr.

Sowohl die Rechnung des österreichischen Volksschriften-Vereines für das Solarjahr 1893, wie auch die Cassé dieses Vereines, wurde durch die in der letzten General-Versammlung von Ihnen gewählten Rechnungs-Censoren nämlich die Herren Franz Kleindienst, Registratur-Director der Reichs-Haupt- und Residenz-Stadt Wien und durch Herrn Alexander Schauburg, Inhaber einer öffentlichen Sprachschule in Wien, eingehend censurirt, beziehungsweise contrirt und laut der, der Haupt-Rechnung beigefügten Revisions-Clausel, ddo. 14. März 1894, erstere mit Rücksicht auf die dazu gehörigen Documente richtig, wie auch letztere vollkommen in Ordnung gefunden.

An außerordentlichen Beiträgen von höchsten und hohen Herrschaften, Behörden und sonstigen Gönnern des Vereines, sind diesem im Jahre 1893 eingegangen 732 fl., welche sich wie folgt vertheilen:

Von Sr. k. und k. apost. Majestät dem Kaiser Franz Joseph I.	100 fl.
„ Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth	30 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig . . .	15 „
„ „ „ „ „ „ „ Ludwig Victor	20 „
„ Höchstseffen Herrn Obersthofmeister Freiherr v. Wimpffen .	2 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Ferdinand, Großherzog von Toscana, unserem erhabenen Protector . . .	50 „
„ Excellenz Herrn k. und k. WM. Freiherr v. Teuffenbach . . .	5 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Feldmarschall Albrecht .	15 „
„ „ „ „ „ „ „ Wilhelm	15 „
„ „ „ „ „ „ „ Rainer	10 „
„ Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Rainer . . .	10 „
„ „ „ „ „ „ „ Kronprinzessin-Witwe Stephanie	15 „
„ Sr. kais. Hoheit dem Herrn Erzherzog Friedrich	15 „
„ „ königl. „ „ „ Herzog Phil. v. Württemberg	5 „
„ „ „ „ „ „ „ Philipp von Sachsen-Coburg-Gotha	5 „
„ Sr. Durchlaucht dem Fürsten Joseph Adolf v. Schwarzenberg .	10 „
„ „ „ „ „ „ Emanuel v. Collalto	25 „
„ dem hohen k. k. Ministerraths-Präsidium	60 „
„ „ „ „ „ „ Ministerium des Außern	100 „
„ der „ „ „ „ „ „ „ nied. österr. Statthaltereie	200 „
„ Herrn Magistratsrath Anton Böhm	25 „

Zusammen obige . 732 fl.

wofür den hochherzigen Spendern im Namen des Vereines hiemit der gebührende Dank ausgesprochen wird.

Nun wurde die Wahl von zwei Rechnungs-Revisoren vorgenommen und es erschienen als gewählt die Herren: Franz Kleindienst und Alexander Schaumburg als Rechnungs-Revisoren und Dr. Franz Böhm als Ersatzmann.

Hierauf fand die Wahl von zehn Ausschuß-Mitgliedern statt und es wurden als Ausschuß-Mitglieder mit dreijähriger Functionsdauer gewählt die Herren:

Friedl J. E., Gymnasial-Professor und Weltpriester.

Kaschl Franz, Bürgerschul-Director.

Kleindienst Franz, Registratur-Director der Stadt Wien.

Kundi Julius, k. k. Professor.

Limbach Heinrich, Hausbesitzer und Bürger.

Dr. Maschke Karl Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat.

Panholzer Johann, päpstlicher Kämmerer, f. e. geistlicher Rath und Curat bei St. Peter in Wien.

Dr. Kiefler Franz, Medicinæ-Doctor.

Schuch Franz X., Eigenthümer des „Volksblatt für Stadt und Land“.

Dr. Truxa Hans Maria, Secretär der k. k. priv. Nordbahn.

Sodann wurde vom Vorsitzenden die Frage gestellt, ob jemand von den anwesenden Mitgliedern einen Antrag zu stellen wünscht.

Nachdem sich niemand zum Wort gemeldet hat, dankte der Herr Vorsitzende den Anwesenden für das zahlreiche Erscheinen und erklärte die 47. General-Versammlung für geschlossen.

Verzeichnis

der im Jahre 1894 dem österreichischen Volksschriften-Vereine
beigetretenen Mitglieder.

- Herr Angerer E. und Göschl, k. k. photographische Kunstanstalt in Wien,
XVI. Hauptstraße 33.
- Herr Angermann Oscar, Director des röm. Bades in Wien, II. Kleine
Stadtgasse 9.
- Barnabiten-Collegium in Mistelbach.
- Herr Bayer Friedrich, Magistrats-Rath der Stadt Wien, IV. Schöffergasse 3.
- „ Benda Franz, Armenrath in Wien, II. Praterstraße 25.
- „ Berlichingen Adolf, Freiherr von, Schriftsteller in Wien, III. Ungar-
gasse 63.
- „ Biegeleben Rüdiger, Freiherr von, Excellenz, k. und k. Gesandter
in Tokio, (wohnhafte, Gries-Bozen, Tyrol).
- „ Brauneis Leopold, Gemeinderath der Stadt Wien, XIV. Märzstr. 47.
- Frau Brenner-Felsach Louise, Gräfin, k. und k. Geheimraths-Witwe
in Wien, XIII. Baumgarten, Hauptstraße 42.
- Casino, katholisches, in Innsbruck.
- Herr Czernin Franz, Graf, k. k. Statthalterei-Rath in Znaim.
- Direction der nied.-österreich. Landes-Zwangs-Arbeits-Anstalt in Korneuburg.
- Herr Divis-Gislechy von Erling, Wenzel, Stationsvorstand der
südwest-deutschen Verbindungsbahn in Pardubitz.
- „ Dvořák Franz, Papierfabrik in Hörbing bei Deutsch-Landsberg,
Steiermark.
- Frau Engel Marie, Gräfin, in Wagrain, Post Böcklabruck.
- Herr Entlicher Friedrich, Director des nied.-österreich. Landesblinden-Institutes
in Purkersdorf.
- „ Franz, Dr., Prälat, in Gmunden, Ober-Österreich.
- „ Friß Florian, Pfarrer in Gillschütz bei Troppau.
- „ Greß Karl, J.-U. Dr., k. k. Notar in Wien, I. Nierergasse 15.
- „ Harnisch Rudolf, Buchhalter der Firma Schaumann & Co. in
Wien, II. Praterstraße 57.

- Herr **Simmelbauer Roman**, Chorherr des Stiftes Klosterneuburg, Chef-
redacteur in Wien, XIII. Siezing, Pfarrhof.
- „ **Hofeneder Joseph**, Realitäten-Besitzer in Wien, II. Hofenebergasse 6.
- „ **Hoffmann Karl**, pens. Pfarrer in Niemes, Böhmen.
- „ **Hoherl Ignaz**, Pfarrer in Feldkirchen, Post Puntigam.
- „ **Juritsch Georg**, Theol. Dr., Gymnasial-Professor in Wien,
IV. Schaumburgergasse 6.
- „ **Kapf Johann**, Ministerial-Rath im k. k. Finanz-Ministerium in Wien,
VIII. Piaristengasse 47.
- „ **Kirsch Oscar**, Buchhändler in Wien, I. Singerstraße 7.
- „ **Klobic Mitter von Sabladowski, Anton** k. k. Landes-schul-
Inspector in Görz.
- Frau **Rörner Marie**, Vantgeschäftsinhabers-Gattin, in Wien, I. Tuchlauben 7.
- Herr **Kolb Franz**, Ober-Ingenieur der k. k. priv. Nordbahn in Wien, II. Am
Tabor 12.
- „ **Kößler Ludwig**, Dr., k. k. Finanz-Concipist in Wien, IX. Garnisons-
gasse 7.
- „ **Kralik Richard von**, Schriftsteller in Wien, XIX. Parkstraße 20.
- „ **Krekisch Katala**, Dr., k. k. Commissär in Zara.
- „ **Kriesch Ferdinand**, Controlor der Nordbahn in Wien, II. Holzhauser-
gasse 1.
- Lehrerbund, katholischer, für Oesterreich in Wien, II. Brigittenau, Streffleur-
gasse 11.
- Leseverein, katholischer, in Sopron (Odenburg), Ungarn.
- Herr **Lobkowitz Zdenko**, Erbprinz, Durchlaucht in Bilin, Böhmen.
- „ **Magniet Clemens**, Ober-Inspector der österr.-ung. Staats-eisenbahn-
Gesellschaft in Prag, Ferdinands-Quai 7.
- „ **Melinc Franz**, Pfarr-Cooperator in St. Veit bei Laibach.
- Ortsgruppe Felixdorf und Umgebung des katholischen Volksbildungs-
und Lesevereines für Nieder-Oesterreich in Felixdorf.
- Herr **Paar Karl**, Fürst, Durchlaucht, Mitglied des Herrenhauses, k. und k.
Kämmerer in Wien, I. Wollzeile 30.
- „ **Passauer Theodor**, Lehrer in Wiesmath.
- „ **Pejacevich Julian**, Graf, in Wien, I. Seilerstätte 7.
- Pfarr-Bibliothek in Vorau, Steiermark.
- Herr **Pivec Aloys**, Dr., Lehrer in Wien, VIII. Lederergasse 23.
- Priester-Kranken- und Unterstützungs-Verein in Kici bei
Abbazia.
- Priester-Seminar-Bibliothek in Laibach.
- Herr **Rabda Ernst**, von, Med. Dr. in Wien, III. Lägergasse 1.

- Frau Reizes Marguerite, Realitäten-Besitzerin in Wien, I. Universitätsstraße 5.
- Herr Richard Karl, Hotel-Besitzer in Wien, I. Riemergasse 4.
- „ Schellhammer Karl, Banquier in Wien, I. Kärntnerstraße 20.
- „ Schranzhofer Leopold, Dr., Religions-Professor in Stoderau.
- „ Schubert Joseph in Wien, III. Löwengasse 14.
- „ Segur L., Graf, in St. Peter in der Au, Nieder-Österreich.
- Frau Sermage, Gräfin, in Klagenfurt, Völkermarktstraße 13.
- Herr Sowa Leopold, Ober-Ingenieur der Nordbahn in Wien, II. Taborstraße 71.
- „ Strachwitz Fr., Graf, in Arnsdorf bei Krems.
- „ Sucharipa Joseph, Bauunternehmer in Wien, IX. Türkenstraße 10.
- „ Sulzbeck Rudolf, Ritter von, k. k. Ministerial-Rath in Wien, IV. Plöchlgasse 11.
- „ Tsch Hugo, Dr., Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, X. Keppler-gasse 12.
- „ Tisch Hans, Lehrer in Hadersdorf-Weidlingau.
- „ Trnka Anton, Ober-Lehrer in Kossitz bei Brünn.
- Tyroler Glasmalerei Neuhauser in Innsbruck.
- Herr Velicogna Franz, Kanzlei-Director Sr. k. und k. Hoheit des durchl. Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand d'Este in Wien, III. Beatriggasse 27.
- Verein, katholischer, der Lehrerinnen und Erzieherinnen (I. Section) in Wien, I. Nicolaigasse 1.
- Herr Wahle Richard, Phil. Dr., Privat-Dozent an der k. k. Universität in Wien, IX. Porzellangasse 26.
- „ Wanek Adolf, Professor an der Landes-Ober-Realschule in Mährisch-Ostau, Bahnhofstraße 25.
- „ Weinmayer Franz, Dechant und Pfarrer in Ischl.
- „ Wiedede Julius, von, k. k. Commercial-Rath in Wien, II. Asperngasse 3.
- „ Zapletal Joseph, Redacteur in Graz, Albrechtplatz 9.
- „ Zazka Ludwig, Architekt und Stadtbaumeister in Wien, XIII. Breiten-see, Hauptstraße 8.
- „ Zebisch Joseph, Kaufmann in Wien, I. Rothgasse 9.
- „ Zegner Heinrich, Freiherr von, in Dobrußchan bei Ernovan in Böhmen.
- Frau Zichy, geb. Fürstin Metternich, Durchlaucht, Gräfin, in Wien, XIII. Gloriettgasse 21.

Verzeichnis

derjenigen ordentlichen Mitglieder des Vereines, welche ihren Jahresbeitrag
in der außerordentlichen Höhe von 5 fl. oder darüber entrichteten.

	fl. kr.
Herr Alber = Glanstätten August, Freiherr von, Dr.	5.—
Frau Auersperg Wilhelmine, Fürstin, Durchlaucht	10.—
Herr Belcredi Richard, Graf, Excellenz	5.—
„ Bellegarde Franz, Graf, Excellenz	5.—
„ Berlichingen Adolf, Freiherr von	5.—
„ Diegeleben Rüdiger, Freiherr von, Excellenz ein=	
allemal	50.—
„ Blome Gustav, Graf	5.—
Frau Breuner = Felsach Louise, Gräfin	5.—
Herr Clary = Aldringen Carlos, Graf, Erlaucht	10.—
„ Czernin Jaromir, Graf, Excellenz	5.25
„ Čtvertěčka Bruno, Dr., Abt in Braunau	5.—
„ Dobner von Dobenau Leopold, k. u. k. Oberst in R.	5.—
„ Dumba Nicolaus, Mitglied des Herrenhauses zc.	10.—
„ Dutschka Franz, Ritter von, Großhändler	5.—
Frau Engel Marie, Gräfin	5.—
Herr Falkenhayn Franz, Graf, Excellenz	10.—
„ Franz, Dr., Prälat in Gmunden, ein= für allemal	50.—
„ Freiburg Rudolf, Ritter von, k. k. Hofrath	5.—
Frau Fänfkirchen Louise, Gräfin, geb. Prinzessin Liechtenstein	10.—
Herr Geitler Robert, Gemeinderath, Realitätenbesitzer zc.	5.—
„ Geusau Karl, Freiherr von	5.—
„ Grehs Karl, J.-Dr.	5.—
„ Gruscha Anton, Cardinal, Fürsterzbischof von Wien	50.—
„ Hauser Aloys, k. k. Baurath und Professor	5.—
„ Hauswirth Ernst, Abt des Stiftes Schotten	5.—
„ Helfert Joseph Alexander, Freiherr von, Dr., Excellenz zc.	5.25
Frau Hoffinger Anna von, Gutsbesitzerin	5.—
Herr Höltschl Joseph	5.—
„ Jenny Samuel, Fabriksbesitzer	10.—
„ Karl Alexander, Abt des Stiftes Melk	5.—
Karthauss, k. k. Strafanstalt in	6.—

Herr Kinsky Ferdinand, Fürst, Durchlaucht	fl. kr. 15.—
Knaben-Seminarium, f. e. in Ober-Hollabrunn	5.—
Herr Postersitz Ubalb, Abt des Stiftes Klosterneuburg	5.—
„ Lamberg Franz, Graf, Excellenz	10.—
„ Ledebur-Wicheln Hans, Graf, k. u. k. Kämmerer	5.—
„ Lichtenstein Friedrich, Fürst, Durchlaucht	10.—
„ Lichtenstein Johann, souveräner Fürst, Durchlaucht	50.—
Lilienfeld, Stift in	5.—
Herr Linde Rudolf, Freiherr von, Domcapitular	5.—
„ Pokrowski Zdenko, Erbprinz zu, ein- für allemal	50.—
„ Lorenz M., bürgerlicher Handelsmann	5.25
„ Magniet Clemens	5.—
„ Wanz Hermann, k. k. Buchhändler	5.—
„ Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Durchlaucht	10.—
„ Paar Karl, Fürst, Durchlaucht, ein- für allemal	50.—
„ Pejacevich Julian, Graf, in Wien, ein- für allemal	50.—
„ Pražák Alois, Freiherr von, Dr., Excellenz	5.—
„ Preising Karl, Realitätenbesitzer zc.	5.—
„ Schellhammer Karl, ein- für allemal	50.—
Frau Schloßnigg Auguste, Freiin von	5.—
Herr Schöpf Joseph, Theol.-Dr., Professor	5.—
„ Schumann Wenzel, Schloßbeneficiat in Jungferndorf	5.—
„ Schwarz-Senborn Wilhelm, Freiherr, Excellenz	5.—
„ Seilern Karl, Graf, Excellenz	5.—
„ Sereny Otto, Graf, Reichstags-Abgeordneter	5.—
Frau Sermage, Gräfin	5.—
Herr Strbensky Felix, Freiherr von	5.—
„ Spiegel-Diesenberg, Ferdinand, Graf	5.—
Stift, Chorherren-, in St. Florian	5.—
Herr Sylva-Tarouca Ernst Emanuel, Graf	10.—
Verein österr. Handlungs-Angestellten in Wien	5.—
Herr Wittlinghof-Schell Max, Freiherr von, k. u. k. Kämmerer	5.—
„ Weizer Leander, k. u. k. Oberst zc.	5.—
„ Wiedl Heinrich, kais. Rath	5.—
Wiener Gemeinderath	5.—
Herr Windisch-Grätz Alfred, Dr., Fürst, Durchlaucht	10.—
Frau Windisch-Grätz Valerie, Fürstin, Durchlaucht	10.—
Herr Zabeo Alphons, Conte, Dr., in Schloß Faal bei Marburg	5.—
Frau Zichy Melanie, Gräfin, geb. Fürstin Metternich	10.—

Verzeichnis

der Functionäre des österreichischen Volkschriften-Vereines für
das Jahr 1894.

Nach Ergänzung des Ausschusses und Neu-Constituierung der Vereins-Direction.

Präsident:

- Se. Excellenz Herr Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Sr. Maj. Wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, Großkreuz des k. k. Franz Joseph-Ordens, Commandeur des Ordens der Eisernen Krone, Großkreuz des Großherzogl. toscanischen Civil-Verdienst-Ordens etc. etc.

Vice-Präsidenten.

- I. Herr Böh m Anton, Magistratsrath i. N., Ritter des Franz Joseph-Ordens
II. „ Dr. T r u x a Hans Maria, Kais. Rath, Secretär der k. k. priv. Nordbahn, Besitzer der k. k. goldenen Medaille mit dem Allerhöchsten Wahlspruche, des toscanischen C.-V.-D. und des päpstlichen Ehrenkreuzes „Pro ecclesia et Pontifice“.

Directoren:

Siehe S. 326.

Ausschuß-Mitglieder.

- Herr Jur. Dr. B e r g e r Wilhelm, Freiherr von,
„ B ö h m Anton, s. oben,
„ Dr. B ö h m Franz, k. k. Bezirks-Commissär,
„ B r z e z o w s k y Rudolf, Buchdruckerei-Besitzer,
„ Dr. S h i m a n i Ernst, k. u. k. General-Stabsarzt,
„ D o h n e l Franz, k. u. k. Militär-Ober-Rechnungsrath,
„ D o b n e r Joseph, Commandeur bei St. Karl,
„ F l i e d l J. E., Gymnasial-Professor und Weltpriester,

- Herr **Frensdhofmeyer Aloys**, Kirchen-Director im **Celestiner-Kloster**,
 f.-e. geistlicher Rath,
 „ **Geitler Robert**, Realitäten-Besitzer, Gemeinderath,
 „ **Dr. Herrdegen Karl**, Inspector der priv. österr.-ungar. Staats-
 eisenbahn-Gesellschaft,
 „ **Kaschl Franz**, Bürgerschul-Director,
 „ **Kleindienst Franz**, Registratur-Director des Wiener Magistrates,
 „ **Kundi Julius**, k. k. Professor,
 „ **Kuttig Zdenko**, Kais. Rath, Ober-Inspector der Nordbahn,
 „ **Kirsch August**, Herausgeber des „**Neuzeit-Weltblatt**“,
 „ **Limbach Heinrich**, Hansbesitzer,
 „ **Dr. Maschke Karl Ludwig**, Hof- und Gerichts-Advocat,
 „ **Panholzer Johann**, päpstlicher Kämmerer, f.-e. geistlicher Rath,
 „ **Pfeifer Egid**, Novizenmeister im Stifte **St. Egidien**,
 „ **Pollak Jacques**, Fabricant und k. k. Schätzmeister,
 „ **Kaufher Wilhelm**, Central-Inspector der Nordbahn, Kais. Rath,
 „ **Dr. Kiefler Franz**, Medicinæ-Doctor,
 „ **Rißner Michael**, Ober-Controllor der Nordbahn,
 „ **Schaumburg Alexander**, Professor,
 „ **Schuch Franz X.**, Eigenthümer des „**Volkblatt für Stadt und Land**“,
 „ **Dr. Trnza Hans Maria**, s. oben.
-

Anhang.

Auszug aus den Statuten des österreichischen Volkschriften-Vereines.

Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, fortschreitender Aufklärung und guten Geschmacks vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familientreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen (§. 2).

Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

- a) Drucklegung und Verbreitung guter Volkschriften;
- b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckten Schriften;
- c) öffentliche Anempfehlung derselben;
- d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volkschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
- e) Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
- f) Verkehr mit anderen ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hierzu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige geeignete Weise aufgebracht (§. 4).

Die Mitglieder des Vereines sind entweder: a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehrenmitglieder (§. 7).

Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens zwei Gulden ö. W.

Findet die Direction gegen die Aufnahme eines Neuangemeldeten Anstände zu erheben, so sind dieselben binnen einem Monate der Entscheidung des Ausschusses zu unterziehen.

Jeder andere selbständige ähnliche Zwecke verfolgende Verein kann innerhalb der Schranken des Vereinsgesetzes dem österreichischen Volkschriften-Vereine in corpore als ordentliches Mitglied beitreten, so daß je ein von einem solchen Vereine aus seiner Mitte gewähltes Mitglied in den Sitzungen

des Ausschusses des Volkschriften-Vereines mit beratender, an der General-Versammlung aber mit beschließender Stimme theilnimmt, jeder dieser Vereine gleich den Lesezirkeln des Volkschriften-Vereines mit Büchern theilt wird, und überdies die jedem einzelnen Vereinsmitgliede unentgeltlich zukommenden Druckschriften in so vielen Exemplaren unentgeltlich erhält, als die Zahl 2 in dem von dem betreffenden Vereine dem Volkschriften-Vereine jährlich zugewendeten Beiträge (mit Weglassung der Bruchtheile) enthalten ist (§. 8).

Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten (§. 12).

Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beiträgt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jede für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr miteinander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen, aus den Mitteln des Vereines lediglich gegen Vergütung der Porto-Auslagen die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher.

Wenn in einem Lesezirkel, neben den allgemeinen Vereins-Jahres-Beiträgen, Auflagen an die Mitglieder behufs Anschaffung noch anderer als der von der Direction nach ihrem Ermessen eingehenden Bücher beschlossen und an die Direction abgeführt werden, so übernimmt die Vereins-Direction die Anschaffung derselben, insofern sie nicht der Tendenz des Vereines widersprechen. Diese Bücher sind Eigenthum des betreffenden Lesezirkels und steht den Mitgliedern desselben die weitere Disposition darüber auch für den Fall der Auflösung desselben zu (§. 16).

Inhalt.

	Seite
Nicolaus von Jacquin. Von Marie v. Plazer	1
Das Glück erbettelt! Von Joh. Peter	29
Gastein. Von José Baronin Schneider-Arno	39
Der Panzl von anno Neun. Von Friedrich Steinebach	59
Bilder aus der Hercegovina. Von Leo Guzel	89
Graf Leo Thun. Von Jos. Alex. Frhr. v. Helfert	137
Gedichte von Alma Friedland	225
Unter den Fahnen der großen Kaiserin. Von J. v. P.	Weber . . . 235
General Stephan Šuplić de Vitez. Von Theodor Ritter v. Stefanovič- Vilovsky	297
Das süße Beden. Von Eugène Obermayer	317
Vereins-Mittheilungen	323



☛ **Aufällige Reclamationen** wolle man gefälligst an die Kanzlei des österr. Volksschriften-Vereines, Wien, I. Salvatorgasse 12, richten, welche täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von 4–6 Uhr geöffnet ist.

Die bisher erschienenen
neunzehn Jahrgänge des **Österreichischen Jahrbuches**

enthalten unter andern :

- Ackermann J. E.**, Die Fortschritte unserer Zeit, Betrachtungen; 1883, S. 304—363.
- Alexis**, Dr. Guido, Die weiße Frau von Neuhaus; 1887, S. 239—261.
- Apich** Joseph, Die Slovenen u. die Märzbewegung 1848; 1890, S. 79—106; 1892, S. 175—208; 1894, S. 15—35.
- Batinič**, Der Einfluß der Franciscaner auf die politischen Angelegenheiten in Bosnien; 1890, S. 285—320.
- Becker M. A.**, Schottwien und Umgebung; 1877, S. 105—163.
- Beck-Widmannssetzer**, Die ältere Art der Gelbbeschaffung im Kriege; 1881, S. 148—176.
- Böhm Anton**, Johann Nep. Waldschütz, eine Lebensskizze; 1886, S. 30—52.
- Bowitzsch L.**, Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien; 1878, S. 179—196.
- Gerri Cajetan**, Bausteine, Fragmentarisches; 1883, S. 254—262.
- Domanig Karl**, Der Schatzgräber. Ein psychologisches Fragment aus dem Tyroler Volksleben; 1883, S. 263—278.
- Franz Emma**, Beim Sturm auf Belgrad; 1886, S. 292—310.
- Friedland Alma**, Reise-Erinnerungen aus Österreich; 1886, S. 23—29.
- Grienberger Theodor v.**, Peter Anich, Bauer, Mechaniker, Kartenzeichner; 1886, S. 275—278.
- Guzek Leo**, Vincenz Pol und dessen Ritter-Rhapsodie Mohort; 1887, S. 216 bis 236. 1889, S. 39—82. 1890, S. 28—55.
- Gaas**, Dr. G. E., Die Propheten des dreißigjährigen Krieges; 1890, S. 1—27.
- Gaus Maria**, Zwei alte geistliche Lieder; 1886, S. 243—246.
- Gassaurek Friedrich**, Österreicher in der Ferne; 1884, S. 245—275.
- Gelfert**, Dr. Freiherr, Der Krafauer Emigranten-Aufstand 1848; 1890, S. 201—284.
- Erzherzog Franz Karl, ein Lebens- und Charakterbild; 1879, S. III bis XLVIII.
 - Die confessionale Frage in Österreich 1848. Zugleich ein Beitrag zur Tages- und Flugschriften-Literatur jener Zeit; 1882, S. 86—180. 1883, S. 61—196. 1884, S. 113—220. 1885, S. 301—341. 1886, S. 110—242. 1887, S. 45—152. 1888, S. 127—238. 1889, S. 83—280.
 - Graf Leo Thun; 1891, S. 123—212. 1892, S. 84—166. 1893, S. 57—146. 1894, S. 93—158.

- Hoernes**, Dr. M., Cultur-Skizzen aus der Herzegowina; 1881, S. 23—49.
- Hoffinger**, Dr. J. B. v., Haus Osterreich; 1877, S. 1—9.
- Husjak** Joseph, Kleinigkeiten; 1885, 212—218.
- Janko** Wilhelm, Die Degen Osterreichs; 1877, S. 10—66. 1878, S. 61—162. 1879, S. 25—96.
- Jenny** Dr. S. Die Römerstadt am schwäbischen Meer; 1889, S. 291—317.
- Jlg**, Dr. A., Die Brautfahrt Maximilians um Maria von Burgund; 1878, S. 8—30.
- Just** Ferdinand, Pfarrer in Puchberg am Schneeberg, Ein nied.österr. Gebirgsort 1663; 1884, S. 232—240.
- Kaltenbrunner** E. A., Der Kleinhäusler; 1880, S. 173—284.
- Kanik** F., Im bulgarischen Nürnberg; 1877, S. 164—172.
- P. Kluge** Benedict, Der Poet; 1885, S. 219—232.
- Kopek** Heinrich Ritter v., Aus der Wappe eines alten Pragers; 1884, S. 29—30.
- Lehner** Joseph Ritter v., Heldenthat der österreichischen Handelsbrigantine „Standarbet“ am 10. Juli 1800; 1886, S. 279—281.
- Lenz** Oskar, Der Antheil Osterreichs an der Erforschung Afrikas; 1885, S. 1—17.
- Lind**, Dr. Karl, Mittelalterliche Städtebefestigung in ihren heutigen Denkmälern; 1885, S. 233—274. 1886, S. 76—106. 1890, S. 111—197.
- Loewe** Joh. Heinrich, Der hundertste Jahrestag der Geburt Joh. Em. Veith's; 1887, S. 171—184.
- Maurer** Joseph, Die Alten und die Jungen; 1884, S. 298—329.
- Musch**, Dr. M., Älteste Besiedlung der Länder der österreichischen Monarchie; 1884, S. 40—112.
- Mayrhofer v. Grünbüchel** Kaver, Aus dem Wiener Walde; 1886, S. 73—75.
- Nedopil** Karl, Protokop Divisch, der Erfinder des Blitzableiters; 1886, S. 270—275.
- Obermayer** Eugène, Zwei österreichische Schul-Comödien; 1883, S. 293—303.
- Pachler**, Dr. F., Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Palm; 1877, S. 182—251.
- Peez** Karl, Zur Heirats-Politik der Dynastie Habsburg-Lothringen; 1884, S. 1—22.
- Penn** Heinrich, Das älteste christliche Baudenkmal Osterreichs; 1892, S. 167—174.
- Pfundheller** J., Die Angelfischerei um Wien; 1878, S. 206—272.
- Pichler**, Dr. F. S., Die Kiegersburg in Steiermark; 1886, S. 281—286.
- Prausek** Vincenz, Einiges über Volkserziehung mit besonderer Berücksichtigung Osterreichs; 1890, S. 331—367.
- Proschko** Hermine, Zwei Blätter zur hundertjährigen Gedenkfeier des Todes Wolfgang Amadeus Mozart's; 1892, S. 56—58.
- Dr. Isidor, Johannes Keppler in Ober-Osterreich; 1878, S. 163—178.
- Der halbe Schimmel der Pardubice; 1890, S. 74—78.
- Püh** E. v., Aus dem kleinen Walsertale; 1881, S. 228—241.
- Donna Leonor von Portugal; 1894, S. 1—14.

- Kadics** P. v., Krains Hulbigungen für das Haus Habsburg; 1883, S. 1—25.
- Keinbart** Heinrich, Wien zu meiner Zeit; 1893, S. 191—228; 1894, S. 209—258.
- Scheidlein-Heinrich** Karoline v., Ein Blatt aus einem unverweifelichen Porbeerkranz; 1886, S. 107—109.
- Schneider-Arno** Josef, Baronin, Königin Hedwig von Polen; 1892, S. 78—83.
- Schönbrunner** Joseph, Karl Madjera; 1887, S. 33—39.
- Schöpf**, Dr. Joseph, Franz Anton Sander; 1890, S. 321—330.
- Schwicker** Dr. J. H., Wie ein Reich unterging; 1886, S. 53—72.
— Der Margit-Felsen in der hohen Tatra; 1894, S. 43—54.
- Stamm**, Dr. F., Die hochgeborenen Erzgebirgsbewohner; 1879, S. 173—181.
- Steinebach** Friedrich, Die Habsburg; 1889, S. 19—36.
— Das vierte Gebot; 1894, S. 159—208.
- Gandler** J., Aphorismen; 1883, S. 26—29.
- Gruza**, Dr. Hans Maria, Die „Kaisermühlen“ bei Wien; 1890, S. 368 bis 374.
— Hedwig Wolf; 1894, S. 55—66.
- Wolf** Hedwig, Mila; 1892, S. 239—258.
— Drei Erzählungen; 1894, S. 67—92.



Promemoria!

Um den im Verlage des österreichischen Volkschriften-Vereines erschienenen Bücherschatz dem bestimmungsmäßigen Zwecke zuzuführen, und im Geiste der Vereinsstatuten dahin zu wirken, daß Bildung und Wissen zum Gemeingute Aller werden, hat die Direction beschlossen, eine Preisreduction sämmtlicher noch vorräthiger Schriften eintreten zu lassen. Dieselben sind unter dem Selbstkostenpreise zu nachfolgenden Bedingungen durch die Vereinstanzlei in Wien, I. Salvatorgasse 12, zu beziehen, und zwar:

Österreichische Geschichte für das Volk. 15 Theile in 17 Bänden à 30 fr.

I. Band. **Älteste Geschichte des österr. Kaiserstaates bis zum Sturze des weströmischen Kaiserreiches.** Von Dr. A. Beder.

II. Band. **Entstehen christlicher Reiche im Gebiete des heutigen österr. Kaiserstaates vom Jahre 500—1000.** Von Joseph und Hermenegild Fircfel.

III. Band. **Blüthe der nationalen Dynastien (Babenberger, Premysliden, Arpaden) in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern vom Jahre 1000—1276.** Von Dr. Heinrich Zeißberg.

IV. Band. **Die Zeit der ersten Habsburger von Albrecht I. bis Rudolph IV.** Von Dr. Alphons Huber. (1278—1368.)

V. Band. **Die Zeit der luxemburgischen Kaiser: Karl IV., Wenzel, Sigmund.** Von Dr. Constantin Höfler. (1370—1437.)

VI. **Die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder im letzten Jahrhundert vor ihrer dauernden Vereinigung.** Vom Jahre 1487—1526. Von Dr. Franz Kroneš. *)

IX. Band. **Ferdinand III. und Leopold I.** Vom Westphälischen bis zum Karlovcier Frieden. 1648—1699. Von J. Zahn.

X. Band. **Die letzten Habsburger.** Von Dr. Anton Mayer. 1. Abtheilung: Die letzten Regierungsjahre Leopold I. und die Zeit Joseph I. (1700—1711.) — 2. Abtheilung: Kaiser Karl VI. (1712—1739.)

XI. Band. **Der österreichische Erbfolgekrieg (1740—1748).** Von Dr. J. B. Weiß.

XII. Band. **Maria Theresia.** Vom Aachener Frieden bis zum Schlusse des siebenjährigen Krieges. (1748—1763.) Von Dr. Franz Jitwof.

XIII. Band. **Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia (1763—1780).** Von Prof. J. H. Schwider. (2 Abtheilungen.)

XIV. Band. **Kaiser Joseph II. und Leopold II.** Reform und Gegenreform. (1780—1792.) Von Dr. Albert Jäger.

XV. Band. **Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Lunewille (1792—1803).** Von Karl Werner.

*) Die Bände VII. und VIII. nicht mehr vorräthig.

XVI. Band. Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Krone bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges (1804—1811).
Dr. Adam Wolf.

XVII. Band. Kaiser Franz und die europäischen Befreiungskriege
Napoleon I. (1812—1815.) Von Dr. Joseph Alex. Freiherrn von Helfert.

Die 17 Bände der österreichischen Geschichte für das Volk enthalten die Geschichte unseres Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815. Jeder Band (Umfange von 2—300 Seiten) bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes, und ist einem für die betreffende Zeitperiode als Specialist hervorragenden Historiker von Ein insbesondere für Schulen, Gemeindebibliotheken, Vereine und Lesegesellschaften sehr empfehlenswerthes Werk.

Preis sämmtlicher 17 Bände à 30 fr. = 5 fl. 10

Österreichisches Jahrbuch. Neunzehn Jahrgänge. (1877—1895.)

1.—4. Jahrgang (1877—1880) ist von Dr. Ferdinand Stamm

5.—19. Jahrgang (1881—1895) von Dr. Freiherrn v. Helfert red.

Die österreichischen Jahrbücher enthalten äußerst anregende, auf die Geschichte Österreichs bezughabende Originalbeiträge von M. A. Weyer, Dr. Hoffinger, Wißnitzer, Professor Dr. Schwicker, Dr. Viktor Proschko, Paul von Radics, Friess, Steinebach, Literaturstudien von vaterländischen Poeten wie Ludwig Dowitsch, Dr. A. C. Kallensbrunner, F. Kanitz, Heinrich Rabdebo, kunsthistorische Aufsätze von Dr. Novellen und Erzählungen von Emma Franz, Benedict Kluge, Joseph M. Dr. Franz Sales Richter, poetische Beiträge und Aphorismen von Eugen Obernoster, J. Zandler, Jos. Hutschak, Jos. Mayrhofer v. Grünbühl, Dr. Hans Maria Truxa. Das ganze von warmer Vaterlandsliebe durchwehte Sammelwerk ist als eine Fundgrube der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens zu bezeichnen. besonders hervorragender Bedeutung ist die auf Quellenstudien beruhende Abhandlung über die confessionale Frage im Jahre 1848, von Dr. Freiherr v. Helfert. (6.—9. J.) Jeder Jahrgang ist 300—350 Seiten stark und mit künstlerischen Illustrationen

Preis des 1.—7. Jahrganges (1877—1883) à 50 fr. = 3 fl. 50

8.—9. Jahrgang (1884—1885) à 75 fr. = 1 fl. 50

Die letzten Jahrgänge 1886—1895 à 2 fl. = 20 fl.

Abendstunden zur Belehrung und Erheiterung. Herausgegeben
Leopold Fürsteder und Gustav Anton Ritter von Treuen

Die „Abendstunden“ enthalten verschiedenartige anregende Aufsätze von Hoffinger, Alex. Stoffig, E. Landsteiner und vielen anderen bekannten vaterländischen Literaten.

5 Jahrgänge aus den Jahren 1871—1875 à 25 fr. = 1 fl. 25

Die Erde als Wohnort der Menschen. Volkslesebuch von Dr. Ferd.
Stamm.

Der Verfasser behandelt die Erde in geographischer, naturgeschichtlicher, cultureller Beziehung, und zeigt insbesondere den Einfluß der einzelnen Objecte auf die geistige und körperliche Entwicklung des Menschen, dann auf das Privat- und Staatsleben.

Preis 20

Die Schlacht bei Kulm 1813. Von Dr. Joseph Alexander Frei-
v. Helfert.

Dieses äußerst lebendig geschriebene Buch zeichnet in markanten Zügen den herrlichen Sieg der verbündeten Österreicher, Preußen und Russen über das französische Heer, und bildet ein Ehrenblatt in der vaterländischen Geschichte.

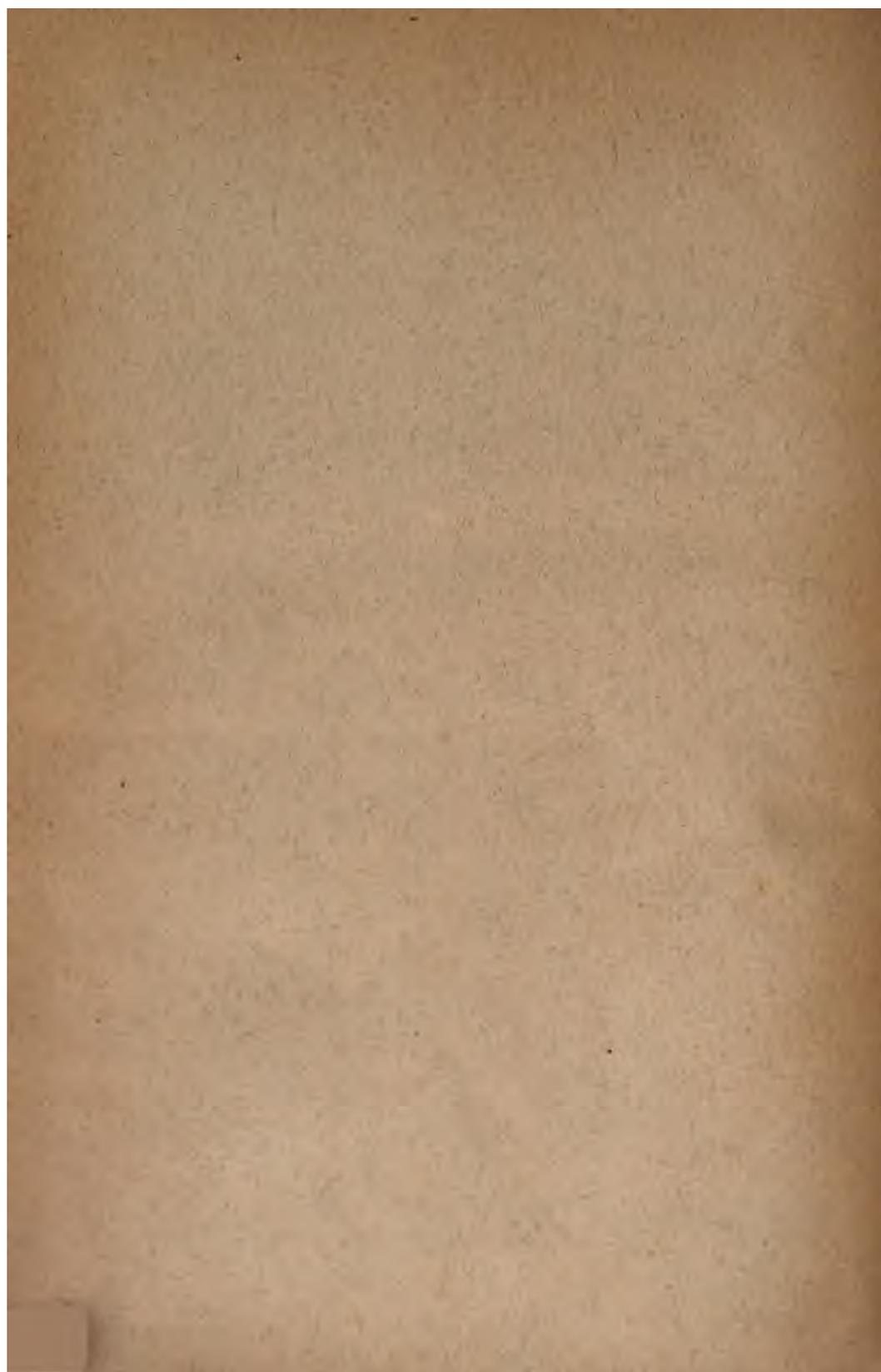
Preis 20

Der Gesamtpreis der oben angeführten Schriften würde sich somit auf 31 fl. 65 kr. stellen; für die Abnehmer sämtlicher Werke mit Ausnahme der Jahrbücher 1886—1895 tritt jedoch die weitere Begünstigung ein, dieselben um den Pauschalbetrag von 10 fl. zu beziehen.

Die Kanzlei des österreichischen Volkschriften-Vereines ist täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage und des Donnerstags von 4—6 Uhr Abend geöffnet. Schriftliche Anfragen über den Beitritt, die Statuten, über Schriften und Bücher werden sogleich beantwortet. Die Vereinsdirection ist auch bereit, Lesezirkel (Volksbibliotheken) auf dem Lande und in den Provinzstädten zu gründen, wenn an einem Orte eine Zahl von 7—10 beitragenden Mitgliedern vorhanden ist und der Vereinsleitung ein diesbezüglicher Vorschlag gemacht wird.







DB
17
94
v. 19

**Stanford University Libraries
Stanford, California**

Return this book on or before date due.

--	--	--

Druck von Rudolf Stejskowsky & Söhne in Wien,
IV. Margaretenstraße Nr. 10